Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eschenburg, Johann Joachim, 1743-1820

Brittisches Museum für die Deutschen

Bd.: 6

Leipzig (1780)

H.lit.p. 113-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10732087-7
VD18 80489567-001

<36603966630013

<36603966630013

Bayer. Staatsbibliothek

V. 10437. 3

Hist lit part Angl. 1047.
l 2. c. VII.

H. lit. P. 113-6

Brittisches Museum für die Deutschen.

herausgegeben
von
Herrn Professor Eschenburg

Sechster Band.

D. HUME.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung 1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.
Brittische Literatur.

I.

An Harmony of the Gospels; —— By William Newcome, D. D. Bishop of Ossory. Folio. 1 L. 7 S. Cadell.

Dr. Newcome's, Bischofs zu Ossory, *) Harmonie der evangelischen Geschichte. Fol.

Wir halten uns zu einer umständlichern Nachricht von diesem interessanten Werke verpflichtet, als diejenige war, die davon unter den kürzern Anzeigen unsers vorigen Bandes (S. 250.) konnte gegeben werden. Den Titel findet man daselbst ausführlicher; und wir haben ihn daher hier nicht, der Länge nach, wiederholt.

Die vielen Versuche, die man von jeher gemacht hat, die Erzählungen der Evangelisten zu harmonisiren, sind ein Beweiß von dem allgemeinen Einverständniß christlicher Lehrer, über den Nutzen und die Wichtigkeit solch einer Harmonie; aber auch zugleich von der Schwierigkeit, die mit der Ausführung solch eines Unternehmens verknüpft ist. Diese Schwierigkeit entsteht hauptsächlich aus dem Mangel chronologischer Ordnung in den evangelischen Geschichten,

 und

*) Seit kurzem ist Dr. Newcome, an der Stelle des Dr. Chenevix zum Bischoffe von Waterford und Lismore in Irland ernannt.

und aus der Verschiedenheit der Umstände, womit die nemlichen Begebenheiten von jedem dieser Geschichtschreiber erzählt werden. Jeder aufmerksame Leser findet bald, daß die Evangelisten sehr oft abgesonderte und von einander entfernte Vorfälle mit einander verbinden, sobald die Scene der Handlung, die Personen, die Ursachen oder Folgen einerley waren; daß sie Uebergänge von einer Begebenheit zur andern machen, ohne es zu berühren, daß noch andre wichtige Vorfälle dazwischen gehören; daß sie Partikeln brauchen, die einen unmittelbaren Zusammenhang anzudeuten scheinen, der im Grunde doch nicht da war; daß sie nicht auf strenge Ordnung, bey Erzählung einzelner Vorfälle sehen; daß es ihnen mehr darum zu thun ist, die Hauptsache, wovon die Rede ist, als die eignen Worte des Redenden, zu erzählen; und daß sie oft verschiedne Umstände aussondern, und dadurch die nemliche Begebenheit in verschiednem Lichte darstellen. Das alles aber gereicht der heiligen Geschichte, welche die Evangelisten vortragen, zu keinem Nachtheil oder Vorwurf; denn, wie der verdienstvolle Verfasser des gegenwärtigen Werks sehr richtig bemerkt, „wenn man in diesem Betracht leichter auf Einwürfe und Schwierigkeiten stößt, wenn es dadurch schwerer wird, anscheinende Abweichungen mit einander zu vereinigen, und dergleichen Materialien in einen regelmäßigen historischen Zusammenhang zu bringen; so werden dadurch auch, auf der andern Seite, die Evangelisten desto sorgfältiger untersucht und ver-

gli-

glichen; sie werden sowol vereint, als einzeln studirt; ihre Zusammenstimmung wird nach einer aufmerksamen Untersuchung desto auffallender; aller Verdacht von Einverständniß und Verabredung fällt dadurch weg; die gegenseitige Unabhängigkeit ihres Zeugnisses wird dadurch so gewiß festgesetzt, als das Alterthum sie behauptet und bestätigt.„

Auf diese Art setzt der Bischof den Nutzen einer Harmonie der Evangelisten in seiner Vorrede aus einander; und dieser Nutzen besteht hauptsächlich in folgenden Vortheilen:

„Durch die Zusammenstellung der Parallelstellen, wird solch eine Harmonie oft der beste Kommentar; und sie muß dem Leser seine Mühe gar sehr erleichtern, der die Phraseologie und die eigenthümliche Manier der Evangelisten zu erläutern versucht.„

„Sie zeigt augenscheinlich, daß Markus, der viel neue Sachen vorträgt, keinen Auszug aus dem Evangelium des Matthäus verfertigte.„

„Sie giebt uns deutliche Beweise, aus den Zusätzen und Auslassungen beym Johannes, daß seine evangelische Geschichte eine Ergänzung der vorhergehenden seyn sollte.„

„Sie erläutert, in manchen Fällen, die Schicklichkeit und den eigentlichen Sinn in den Reden und dem Verhalten unsers Erlösers. — So war, z. B. vor der Berufung der Apostel (Marc. I. 16-20.) Andreas ein Schüler von Jo-

hannes dem Täufer gewesen, und hatte sein Zeugniß von Jesu vernommen. (Joh. I. 35, 40.) Petrus war vom Andreas, seinem Bruder, dem Heilande zugeführt; (E. d. v. 42.) und Jesus selbst hatte mehr als menschliche Kenntniß, und mehr als menschliche Macht bewiesen, (Joh. I, 48. II, 11. 23. III, 2. IV, 29. 45. 50.) welches jene Jünger vermuthlich erfahren hatten, oder wodurch wenigstens ihr Glaube aufs gewisseste gegründet war. So wurden die Worte Christi, Joh. V, 21. 25. prophetisch gesprochen, ehe er noch einen vom Tode erweckt hatte; und seine Bestrafungen, Matth. XII, 34. Marc. VII, 6. trug er erst vor, nachdem er, während zweyer Feste, zu Jerusalem Wunder gethan hatte." — "So hüllte der Erlöser zuerst seine Lehre in Gleichnisse an dem nemlichen Tage, da man seine Wunder der Gewalt des Satans zuschrieb." —

Nach einigen andern Beyspielen dieser Art setzt der Verf. hinzu: "Endlich ergiebt sich auch die stärkste Vermuthung ihrer göttlichen Eingebung aus einer genauen Vergleichung der Evangelien, weil sie auf eine so bewundernswürdige Art einander in solchen Stellen ergänzen, die sich bloß durch Hülfe eines dem Anscheine nach gleichgültigen Umstandes, und aus ihrer wirklichen Uebereinstimmung bey einem anscheinenden Widerspruche, mit einander reimen lassen." Wahrheit, sagt West, achtet oft, wie Redlichkeit, des äussern Scheins nicht; Heucheley und Betrug sind allemal auf ihrer Hut und verschanzt."

Dieß

Dieß letztre hat vielleicht nicht so ganz seine Richtigkeit. Aus den Abweichungen der heiligen Schriftsteller von einander, und aus der Möglichkeit, sie zu harmonisiren, läßt sich die göttliche Eingebung ihrer Schriften, wohl schwerlich darthun. Vielmehr geben sie uns einen Beweis mehr wider die von vielen angenommene wörtliche und bis auf jeden einzelnen Umstand sich erstreckende Inspiration an die Hand. West's Anmerkung ist sehr richtig, wenn von bloß menschlichen Schriften die Rede ist. Göttliche Eingebung brauchte aller der kleinern Merkmale der Wahrhaftigkeit nicht; sie muß, wenn sie sich ja beweisen läßt, nicht aus innern Merkmalen, sondern aus äussern Gründen bewiesen werden.

Die Erwartungen, welche der Titel dieses Werks erregt, werden übrigens durch die Ausführung desselben vollkommen erfüllt. Man sieht bald, daß der Bischof mit den Schriften der vorigen Harmonisten und Ausleger sehr wohl bekannt ist, und von ihren Systemen und Anmerkungen guten Gebrauch gemacht hat. Sowohl wenn er seinen Vorgängern beystimmt, als wenn er von ihnen abgeht, verfährt er unpartheyisch und gründlich.

Dr. Priestley hat in seiner vor etwa zwey Jahren herausgegebenen, und von uns damals angezeigten Harmonie der Evangelisten, Hrn. Mann's Hypothese, über die Dauer des Lehramts Christi, wieder erneuert und vertheidigt. Dr. Newcome, dem die von beyden dafür bey-

gebrachten Gründe nicht einleuchteten, bleibt bey der gewöhnlichern Meynung, welche Eusebius zuerst vortrug, und die hernach von den meisten Harmonisten und Kirchengeschichtschreibern angenommen wurde, daß Christi Lehramt, viertehalb Jahr gewährt, und daß dieser Zeitraum vier jüdische Osterfeste in sich begriffen habe.

Da le Clerc, nach des Verf. Meynung, unter allen Harmonisten den Text auf die brauchbarste Art geliefert hat, so ist er bey seiner Methode geblieben, ob er gleich in der allgemeinen und einzelnen Einrichtung und Vertheilung des Textes sehr von ihm abgeht. Schon in unsrer obengedachten vorläufigen Anzeige sind die sieben Abtheilungen angeführt, in welche der Verf. die evangelische Geschichte zerlegt. Die Stellen aus dem ersten Briefe an die Korinther, und zu Anfange der Apostelgeschichte, welche eine Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls enthalten, von Jesu Erscheinungen bey seinen Jüngern nach der Auferstehung, und von seiner Himmelfahrt vor ihren Augen, sind am gehörigen Ort eingeschaltet. Nach der Harmonie selbst folgen noch zwey Anhänge; der erste enthält Dr. Benson's, und der zweyte Dr. Lardner's Harmonisirung der Auferstehungsgeschichte, insofern dieselbe die ersten Erscheinungen Christi betrift, die am Tage seiner Auferstehung, der Maria Magdalena, und andern, widerfuhren. Der Auszug aus Dr. Benson ist aus seinem Leben Christi, S. 520 ff. gemacht; der von Dr. Lardner,

ner, aus seinen Anmerkungen über Macknight's Harmonie der vier Evangelisten, insoweit sie die Auferstehungsgeschichte betrift. Zuletzt folgen die eignen Anmerkungen des Bischofs über die Harmonie der evangelischen Geschichte, und über Zeit und Ort der in ihr erzählten Begebenheiten. Diese enthalten eine Menge von Beweisstellen und einzelnen Bemerkungen, um dadurch des Verf. allgemeinen Plan, und seine Anordnung der historischen Umstände, zu rechtfertigen, und, wiewohl nur selten, die Bedeutung einzelner Stellen und Redensarten zu rechtfertigen. Von diesen Noten wollen wir unsern Lesern einige ausziehen, woraus sie sich einen Begrif von der Verfahrungs- und Erklärungsart des Verf. machen, und seine Fähigkeiten, als Harmonist und Kunstrichter, beurtheilen können:

„Die Einleitung des Evangelii Johannis geht eigentlich bis v. 18. obgleich einige Harmonisten sie nur bis v. 14. gehen lassen. Aus dem ganzen Zusammenhange sieht man, daß der achtzehnte Vers ihr natürlicher Schluß ist, indem er einen Grund enthält, warum das Wort Fleisch wurde. V. 15. bezieht sich auf v. 6, 7, 8; und in diesen Stellen wird Johannis Zeugniß, der Zeitfolge nach, vorausgeschickt, und sehr schicklich erwähnt, um Christi hohe Vorzüge ins Licht zu setzen. V. 16. 17. beziehen sich offenbar auf v. 14. Das Wort war voller Gnade und Wahrheit, erhielt das rühmlichste Zeugniß von einem, den Jedermann für einen Propheten gelten ließ,

und

und theilte uns von seiner Fülle mit; denn durch ihn kamen Gnade und Wahrheit; und unter andern auch deswegen wohnte es unter uns, als der Prophet, das Ebenbild und der eingeborne Sohn des unsichtbaren Gottes. — Nach dieser Einleitung kömmt Johannes auf eine besondre Begebenheit, die an ihrem Orte vorkommen wird.„

Der Bischof macht eine umständliche Note über die Geschlechtregister in den Evangelien des Matthäus und Lukas, und über die Art, sie in Harmonie zu bringen, wovon wir nur das Wesentliche hersetzen wollen. Dr. N. glaubt, daß in dem Geschlechtsregister beym Matthäus viele Namen, durch Nachläßigkeit der Abschreiber, weggeblieben sind; und diese hat er, so viel möglich, aus dem A. T. auszufüllen gesucht. Er nimmt für gewiß an, daß der 17te Vers im ersten Kapitel Matthäi eine Randglosse sey, die hernach in den Text aufgenommen ist. Hierin stimmt er mit dem Bischof Pearce überein, der seine Meynung aus einer Stelle beym Josephus (Antiqq. V. 9. 4.) bestätigt, wo gesagt wird, David habe regiert und seinen Nachkommen die Regierung gelassen, zwanzig Generationen hindurch; und es gab, wie der Bischof bemerkt, ein und zwanzig Könige aus diesem Geschlechte, David mit eingeschlossen, wenn man zu den neunzehn in diesem berichtigsten Verzeichnisse, noch den Joahas und Zedekia hinzusetzt. — Dr. N. nimmt es für ausgemacht an, daß die Genealogie beym Lukas das Geschlechtsregister der Maria,

ria, der Mutter Jesu, ist; und er ist, mit Spanheim, der Meynung, daß Joseph der Sohn Eli genannt wird, insofern er sein Schwiegersohn, und an seine Tochter, Maria, verheyrathet war.

Vielleicht ist dieß die beste Auflösung der hiebey vorkommenden Schwierigkeiten; da sie indeß nur auf willkührlichen Voraussetzungen beruht, so kann sie doch, wie uns dünkt, den gründlichen Forscher nicht ganz befriedigen.

Folgende Anmerkung des Verf. betrift den Besuch der morgenländischen Weisen, und die übrigen, Matth. II. erzählten Begebenheiten, die man, nicht ohne Grund, unverträglich mit dem gefunden hat, was Lukas (Kap. II, v. 39.) erzählt, daß, nach Mariens Reinigung, nach dem Gesetz, Jesus und seine Eltern nach Galiläa in ihre Stadt, Nazareth, zurück gekehrt wären.

„Die heilige Familie, sagt der Verfasser, kehrt von Jerusalem nach Bethlehem, und nicht nach Nazareth, zurück; denn nach dem letztern Orte giengen sie erst nach ihrer Flucht nach Aegypten. Maria, die alles, was ihren Sohn Jesus betraf, sorgfältig überdachte, zog vielleicht Bethlehem vor, wegen der Stelle beym Micha, (v. 2.) und wegen des Gerüchts von der Erscheinung des Engels, Luc. II, 18. Bischof Chandler hält es für wahrscheinlich, daß die Eltern Jesu zu Bethlehem irgend ein Eigenthum gehabt haben. Calvin aber verwirft diesen Grund, weil Joseph in Bethlehem hospitium

um nullum invenire potuit. *Harmon. fol. p.* 50. Ihre Sachen in Ordnung zu bringen, oder Abschied von ihren Freunden zu nehmen, waren vielleicht auch Ursachen, dahin zu gehen. Ihre Rückkehr an diesen Ort läßt sich aus der Erzählung (Matth. II, 8. 13. 16.) eben so beweisen, wie die Rückkehr nach des Hohenpriesters Pallast, und die Rückkehr der Maria Magdalena zum Grabe, anderswo (§. 133. 147.) von dem Verf. bewiesen sind. So wird in der Stelle, Joh. XIX, 27. Josephs Tod vorausgesetzt und mitverstanden. Es läßt sich aus Matth. II, 22. schliessen, daß Judäa zum Aufenthalt Jesu, nach der Wiederkehr aus Aegypten, bestimmt war."

"Die Ankunft der morgenländischen Weisen zu Bethlehem, wird mit Recht nach der Reinigung Mariens gesetzt; denn sonst würde Maria, die so reiche Geschenke erhalten hatte, nicht das Opfer der Armen dargebracht haben; Luc. II, 24. vergl. 3 B. Mos. XII, 8. Auch hätte, nachdem Herodis Zorn erwacht war, das Kind Jesus nicht sicher im Tempel, mit so vielen feyerlichen Gebräuchen, können dargestellt werden. Aus der Stelle, Luc. II, 39. läßt sich wider diese Zeitfolge kein gegründeter Einwurf machen; denn dieser Evangelist läßt die Umstände beym Matthäus, Kap. II, 1-22. vorbey, die Reise nach Galiläa ausgenommen, und giebt wirklich abgesonderten Begebenheiten eine anscheinende Verbindung, wie alle concise Geschichtschreiber thun. So scheint Luc. XXI, 7 ff. Jesu Weissagung mit

mit den Bemerkungen v. 5. 6. unmittelbar zusammen zu hangen; und doch sieht man aus Matth. XXIV, 3. und Marc. XIII, 3. daß einige Zeit dazwischen verlief, und daß die Scene nicht der Tempel, sondern der Oelberg war, von dem man eine völlig freye Aussicht des Tempels hatte. Und so scheint Luc. XXIV, 50. die Auffahrt Christi mit seiner Erscheinung vor den Aposteln am ersten Tage seiner Auferstehung verbunden zu seyn; und doch lehrt uns eben dieser Evangelist, Ap. Gesch. 1, 3. daß vierzig Tage dazwischen waren. Die Reise nach Galiläa, Matth. IV, 12. Marc. I, 14. Luc. IV, 14. scheint unmittelbar auf Christi Versuchung gefolgt zu seyn; und doch sehen wir aus dem Johannes, daß viele Vorfälle noch dazwischen waren: das Zeugniß Johannis des Täufers, die Bekehrung des Andreas, Simons, Philippus, und Nathanaels, eine Reise nach Galiläa, ein Wunder zu Kana, die Abwartung des Osterfestes, und die Taufe in Judäa. Man sehe auch Ap. Gesch. IX, 19-26. wo Pauli Reise nach Arabien, die Gal. I, 17. erwähnt wird, ausgelassen ist.„ Dieß, sagt Lardner, ist ein lehrreiches Beyspiel; die Auslassung ist gewiß und unstreitig. „Andere Beyspiele dieser Art findet man: Matth. XII, 8. 9. XIII, 9. 10; 53. 54. XIX, 1. 10. XXI, 11. 12; 19. 20. XXVII, 7. XXVIII, 15. 16. Mark. X, 1. XVI, 18. 19. Luk. XIX, 45. Joh. VI, 40. 41.„

„Nach einem Aufenthalte zu Bethlehem von einigen Monaten, vermuthlich gegen das Ende

des

des ersten Lebensjahrs Jesu, brachten etwa die Weisen ihre Geschenke; und als Herodes die Kinder morden ließ, trat vermuthlich unser Heiland in sein zweytes Jahr. Dieß stimmt mit Matth. II, 7. 16. überein, wenn man nemlich, als sehr natürlich, voraussetzt, daß der Stern schon bey der Geburt Christi erschienen sey. Dieß ist meine Meynung." —

Wir wollen noch eine andre Anmerkung des Verf. hieher setzen, welche die weite Bedeutung betrift, worin die Evangelisten einige Redensarten brauchen, die einen unmittelbaren Zusammenhang einer Begebenheit mit der andern anzudeuten scheinen. Der Leser mag dann selbst urtheilen.

„Aus der Ordnung in den Erzählungen beym Markus und Lukas erhellt, das Christus den Aussatz während seiner zweyten Reise heilte, die er nach Antritt seines Lehramts in Galiläa that; und während des Umherzugs um Galiläa, wovon Matth. IV, 23. und in den Parallelstellen dazu, die Rede ist."

„Markus giebt ganz deutlich zu verstehen, daß dieß in einer von denen Städten geschah, in welche Jesus kam, nachdem er Kapernaum verlassen hatte, Kap. I, 35. und ehe er wieder dorthin gieng, Kap. II, 1."

Das Wunder geschah in einer gewissen Stadt; Luk. V, 12; und folglich nicht sogleich nach Christi Hinabgang vom Berge, Matth. VIII, 1."

„Hr.

„Hr. Jones glaubt, in seiner sehr gründlichen Vertheidigung des Evangelii Matthäi, (Lond. 1719,) daß Matth. VIII, 2-4. die richtige Zeitfolge angegeben werde, und daß die andern Evangelisten diese Begebenheit da, wo sie es thun, erzählen, weil sie zu Kapernaum geschah. Zur Bestätigung dieser Meynung führt er die Art des Ueberganges an, Matth. VIII, 1. καταβάντι, κ. λ.„

Allein, erstlich, sieht man aus der Vergleichung zwischen Mark. I, 21. 35. und II, 1. daß der Aussatz nicht in Kapernaum geheilt wurde. S. auch Matth. VIII, 5. Und zweytens beweist die Art der Verbindung, die Matth. VIII, 1. gebraucht wird, nur bloß, daß bey Jesu Hinabgange vom Berge grosse Volksmengen ihm folgten. Dieser Vers bezieht sich auf Matth. V, 1. und sollte billig nicht von dem vorhergehenden Kapitel getrennt seyn.„

„Καὶ ἰδὲ ist die Redensart, womit diese Erzählung eingeleitet wird, wovon Hr. Jones, S. 38, 9. nachzusehen ist. „Ist es nicht, sagt er, augenscheinlich, daß diese und andre dergleichen Ausdrücke (ἰδὼν δε, καὶ ἰδὲ, κ. λ.) bloß zum bessern Uebergange von einer Geschichte zur andern dienen sollen? Ist es nicht sehr sichtbar, daß sie bloß die nachfolgende Begebenheit angeben? Haben diese Redensarten wohl mit dem vorhergehenden irgend was zu thun? Geben sie wohl zu verstehen, daß die zunächst erzählte Begebenheit unmittelbar, der Zeit nach, auf die vorher erzählte gefolgt sey?

„Andre Zeichen des Ueberganges, die er als im weiten Verstande, ohne besondre Beziehung auf den Zusammenhang, gebraucht anführt, sind: καὶ ἐγένετο, καὶ ἐλθὼν, καὶ προσελθὼν, εἰσελθόντι δὲ, περιπατῶν δὲ, καὶ ἀνοίξας τὸ στόμα. Dazu kann man noch folgende setzen: τοτε, μετα ταῦτα, οὖν, ἐν ταις ἡμέραις ἐκείναις, ἐν μια τῶν ἡμερῶν; und ein aufmerksamer Leser wird leicht noch mehrere von der Art bemerken. „S. Chemnitii Harmon. Proleg. p. 17. 18." —

Um nicht allzu weitläuftig zu werden, wollen wir nur einige sich besonders auszeichnende Resultate solcher Untersuchungen hersetzen, die der Bischof in diesen Noten, meistens sehr gründlich, angestellt hat. Er glaubt z. B. aus sehr wahrscheinlichen Gründen, Christus habe die Käufer und Verkäufer zweymal aus dem Tempel getrieben. — Dagegen sey Johannes der Täufer nicht, wie Lamy glaubt, zweymal im Gefängnisse gewesen. — Die Zeit der Bergpredigt setzt er unmittelbar nach der Annahme der zwölf Jünger, und bringt die von einander abweichend scheinenden Reden dieser Bergpredigt selbst in eine sehr gute Harmonie. — Die beyden Stellen Matth. XVI, 4. und Marc. VI, 12. scheinen einander entgegen zu seyn; stimmen aber doch darinn zusammen, daß Jesus den Pharisäern und Sadducäern nicht sogleich, auf ihr Verlangen, ein Zeichen sehn lassen wollte. — Die Einsetzung des Kelchs beym Abendmahle trennt der Verf. von der Einsetzung des Brods, und hält dies vierzehnte Kapitel

pitel Johannis für die Geschichte dieser Zwischen-
zeit.

Nur noch die Art, wie der Bischof die Geschichte des Auferstehungstages zu harmonisiren sucht, wollen wir unsern Lesern zum Schlusse vorlegen, weil diese Stelle der Harmonie, bey den itzt regen Streitigkeiten darüber, leicht die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers zuerst auf sich ziehen möchtee

„Die Folge von Begebenheiten, sagt der Verf. ist diese: Am Morgen des ersten Tages der Wochen, etwa um den vierten Theil der Nacht, ersteht Jesus aus dem Grabe. Ein grosses Erdbeben ereignet sich zur Zeit seiner Auferstehung; und es erscheint ein Engel, der den Stein vom Grabe wegwälzt, sich darauf setzt, und die Hüter in grosses Entsetzen bringt.„

„Nach Jesu Auferstehung, stehen die Körper vieler Heiligen aus ihren Gräbern auf, und erscheinen vielen in Jerusalem.„

„Maria Magdalena, Maria, die Mutter Jakobi, Salome, Johanna, und einige andre Frauen, gehn sehr zeitig nach dem Grabe, um den Leichnam Jesu zu salben. Unterweges berathschlagen sie sich über die Wegwälzung des Steins, von dem sie wußten, daß er vor dem Grabe lag; da sie aber kommen, finden sie ihn schon weggewälzt; sie gehn in das Grab, und plötzlich erscheinen ihnen zwey Engel, von denen der eine zur Rechten sitzt, und sie freundlich anredet.„

„Da er ihnen gesagt hat, sie sollen die Jünger von Jesu Auferstehung versichern, und er werde vor ihnen nach Galiläa gehen, kehren sie zurück nach Jerusalem, und erzählen das alles den Eilfen, und allen übrigen, und Maria Magdalena selbst erzählt es dem Petrus und Johannes.„

„Man glaubt diesen Weibern nicht; indeß eilen Petrus und Johannes zum Grabe, und finden, daß der Leichnam nicht da ist; Jesum aber sehen sie nicht.„

„Kleophas und sein Gefährte haben die Nachricht von den Weibern, und vom Petrus und Johannes, vernommen, verlassen die Apostel und Jünger, und bereiten sich zu ihrem Wege nach Emaus.„

„Maria Magdalena, und die andern Weiber, begleiten Petrus und Johannes zum Grabe. Maria Magdalena kommt entweder früher, als die andern Weiber, oder bleibt nach ihnen beym Grabe zurück, oder besucht es hernach ohne sie wieder; und nun sieht sie ins Grab, sieht eine Erscheinung von Engeln, und nachdem sie eine kurze Weile mit ihnen geredet hat, erscheint ihr Jesus selbst.„

„Sie kömmt zu den andern Weibern, die, wie es scheint, in der Nähe des Grabes geblieben waren; und auf ihrem Rückwege nach Jerusalem erscheint ihnen Jesus.„

„Die

„Die Hüter verlassen das Grab, und erzählen den jüdischen Obern alles, was sie erfahren haben.

„Die Weiber erzählen den Jüngern, daß Jesus lebe, und von ihnen gesehen sey; man glaubt ihnen aber nicht.„

„Hierauf erscheint Jesus dem Petrus, hernach den zwey andern Jüngern auf ihrem Wege nach Emaus, und dann den Eilfen, da sie zu Tische sitzen. Mit diesen hält er eine lange Unterredung; und so endigen sich die grossen und glorreichen Vorfälle des Tages, an welchem Jesus von den Todten auferstand.„

Die nähere Zergliederung dieser Umstände, und die Rechtfertigung der Zeitfolge, worein sie der Bischof gestellt hat, muß man bey ihm selbst nachlesen. Ueberhaupt verdient dieß Werk die größte Empfehlung und die Aufmerksamkeit aller Liebhaber theologischer Literatur, sowol wegen der darinn verbreiteten Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, als wegen des darinn herrschenden unpartheyischen und edeln Untersuchungsgeistes.

II.

The History of Women, from the earliest Antiquity to the present Time; giving some Account of almost every interesting particular concerning that sex, among all Nations, ancient and modern. By WILLIAM ALEXANDER, M. D. 2 Vols. 4to. 1 L. 10 S. Cadell.

Dr. W. Alexander's Geschichte des weiblichen Geschlechts, von dem frühesten Alterthum an, bis auf die itzige Zeit, worinn fast von jedem, dieses Geschlecht betreffenden, merkwürdigem Umstande, unter allen alten und neuern Völkern, Nachricht ertheilt wird. 4to.

Die meisten, sowohl allgemeinen als besondern, historischen Werke betreffen fast ganz allein, oder doch größtentheils, die Geschichte des männlichen Geschlechts. Wir haben freylich verschiedne historische Nachrichten von einzelnen Frauenzimmern, und Sammlungen von Lebensbeschreibungen der berühmtesten Personen dieses Geschlechts; aber noch keine vollständige Geschichte desselben aus allen Zeiten und Völkern, dergleichen in dem itzt anzuzeigenden Werke geliefert hat. Der Verf. selbst schickt über die Absicht und Einrichtung desselben folgende Erklärung voraus:

„Da das folgende Werk bloß zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung des schönen Ge-

Geschlechts bestimmt, und die Erziehung desselben gemeiniglich von kleinerm Umfange ist, als die Erziehung der Mannspersonen; so haben wir uns, um es desto verständlicher und lesbarer zu machen, der äussersten Deutlichkeit und Simplicität im Vortrage beflissen, und nicht bloß jedes ausländische Wort gänzlich weggelassen, sondern auch, so viel möglich, alle Kunstwörter sorgfältig vermieden. Da wir glauben, daß nichts dem schönen Geschlechte verdrießlicher seyn, oder die Aufmerksamkeit desselben weniger auf sich ziehen würde, als ein am Rande angebrachtes langes Verzeichniß von Schriftstellern, um zu zeigen, woher wir unsre Nachrichten genommen haben; und da ein grosser Theil solch eines Verzeichnisses Bücher in fremden Sprachen anführen würde; so haben wir es lieber ganz weggelassen, und nur bloß hie und da die Namen und Gedanken solcher Schriftsteller mit in den Text eingewebt, welche die Materien unsrer Untersuchung umständlicher erörtert haben. Wir besitzen nicht Eitelkeit genug, um unsre Arbeit den Gelehrten zu empfehlen; ihnen muß schon jede darinn vorkommende Anekdote anderswoher bekannt seyn; da aber die meisten Frauenzimmer, deren Belesenheit sich nicht so weit erstreckt, itzo manche müßige Stunde darauf verwenden, Erzählungen und Romane zu lesen, die gar leicht den Verstand irre führen, und das Herz verderben können, so können wir den Wunsch nicht zurückhalten, daß sie einen Theil dieser Zeit sparen möchten, um die Geschichte ihres eignen Geschlechts zu lesen; eine

Geschichte, die ihnen hoffentlich kein unnützer Zeitvertreib seyn, und die Neugier weiblicher Seelen auf alles, was sie selbst angeht, mehr befriedigen wird, als alle bisherigen Schriften. Wir wollen uns hiemit nicht selbst loben; wir unterwerfen uns, mit dem größten Mißtrauen, dem Urtheile des Publikums. Haben wir irgend ein Verdienst, so besteht es bloß darinn, daß wir eine Menge Anekdoten, das schöne Geschlecht betreffend, gesammelt, und unter Einem Gesichtspunkte dargestellt haben, die in einer grossen Menge von Schriftstellern, alter und neuer Zeit, zerstreut sind, und vom Frauenzimmer selbst nicht gelesen werden. Der Gebrauch grösserer Büchersammlungen würde diese Anekdoten zahlreicher gemacht, und bey bessern Einsichten würde man sie vielleicht besser gewählt haben. In diesem Betracht kann niemand die Mängel dieses Werks mehr empfinden, als wir selbst; wir hoffen aber, unsre billigen Leser werden uns deswegen einige Nachsicht schenken, weil wir einen vorher nie versuchten Pfad betreten haben; und wir schmeicheln uns, das schöne Geschlecht werde gleichfalls einige Geduld mit uns haben, wenn wir versichern, daß wir uns die äusserste Mühe gegeben haben, die Geschichte desselben in die angenehmste Tracht einzukleiden, und Vergnügen mit Unterricht zu verknüpfen.„

Nachdem der Verf. die Vorwürfe widerlegt hat, die dem schönen Geschlechte von den alten Satyristen gemacht sind, zeigt er ferner in seiner Ein-

Einleitung, daß die Ritterzeiten diejenige Epoche waren, in welcher das Frauenzimmer die meiste Achtung genoß, und in welcher Werke, die mit dem seinigen einige Aehnlichkeit haben, zum Lobe desselben in auswärtigen Ländern geschrieben wurden.

„Boccaz, sagt er, scheint der erste gewesen zu seyn, der den Einfall hatte, etwas grössers, als ein Lied oder Sonnet, zum Lobe des schönen Geschlechts zu verfertigen. Er schrieb eine lateinische Abhandlung von berühmten Frauen, und durchstreifte, um sie aufzusuchen, den ganzen Umfang der Fabel, der biblischen, griechischen und römischen Geschichte. Diese Idee war dem Geschmack der damaligen Zeiten allzugemäß, um in Vergessenheit zu gerathen; sie wurde daher gar bald von einer zahlreichen Heerde Nachahmer aufgefaßt. Francesco Sordonati suchte sie noch besser zu benutzen, und sammelte aus jeder gesitteten und aus jeder barbarischen Nation an die hundert und zwanzig Namen von Frauenzimmern, die Boccaz übergangen war. Schriften dieser Art wurden itzt Mode; und in wenig Jahren hatten nicht weniger als zwanzig Schriftsteller zum Lobe des Frauenzimmers geschrieben. Heldinnen, Klosternonnen, und gelehrte Damen standen in dieser Reihe oben an. Aber auch die minder glänzenden Tugenden blieben nicht unbemerkt; am Ende wurde selbst die Kunst, einen schönen Pudding zu machen, und jede andre Art von Küchenverdienst, der Inhalt ihres Lobes;

und, troß allem ihrem natürlichen Phlegma, fühlten selbst die Holländer diesen Enthusiasmus, und trugen zum Lobe des schönen Geschlechts ihr Scherflein bey. Schriftstellerische Materien haben eben so, wie Kleidermoden, ihre gewisse Zeiten; und damals war es nun einmal die Lieblingsmaterie, alle Tugenden des Frauenzimmers zu erheben, und alle seine Fehler mit einem Firniß zu überkleiden. Es war hierüber schon vieles gesagt und geschrieben; allein Hilario da Costa, ein Mönch, nahm sich vor, alle seine Vorgänger zu übertreffen, und gab zwey Quartbände, jeden von achthundert Seiten, heraus, welche, dem Titel nach, das Lob aller der Frauenzimmer des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts enthalten sollten, die sich irgend durch merkwürdige Talente oder Tugenden hervorgethan hatten. Allein, gleich als ob kein Talent und keine Tugend ausser den Gränzen der katholischen Kirche statt finden könnte, übergeht der partheyische Geistliche alle Frauenzimmer andrer Religionen, preißt laut die Tugenden der Königinn Maria von England, deren Gedächtniß in den folgenden Zeiten verächtlich worden ist, und gedenkt dagegen mit keinem Worte ihrer Schwester Elisabeth, deren sich England noch immer mit Dank erinnert. Die Lobschriften dieses Mönchs belaufen sich auf hundert und siebenzig. Aber wer kann sich, in dieser betrieglichen Welt, des Gipfels der Grösse und des Ruhms versichert halten? Die voluminösen Arbeiten unsers Mönchs wurden bald hernach von Paul de Ribera weit übertroffen,

der ein ungeheures Buch zur Welt brachte, welches er Triumphe und Heldenthaten von acht hundert Frauen betitelte.„

Kaum aber war dieser Geist der Galanterie, der während der Ritterzeiten geherrscht hatte, wieder erloschen, so fiengen die Männer von neuem an, des schönen Geschlechts satyrisch zu spotten. Man sah das Frauenzimmer itzt nur als den Zeitvertreib einer müßigen Stunde, oder als Werkzeuge thierischer Wollust an, sprach ihnen fast alle feinere Empfindung ab, und vermied fast alle ernsthafte Verbindung mit ihnen.

„In England verderbte die Ausgelassenheit am Hofe Karls des Zweyten zuerst die guten Sitten fast alles Frauenzimmers, und lehrte hernach die Männer, sie wegen Mangels dessen zu verachten, was sie ihnen vorher selbst geraubt hatten. Da das einmal so weit getrieben war, wurde es gar bald eben so sehr Mode, wider das weibliche Geschlecht zu schreiben, als es vorher Mode gewesen war, es öffentlich zu loben. Der Graf von Rochester machte damit zuerst den Anfang; und seinem Beyspiele folgten gar bald Pope, Swift, Young, und eine Menge andrer weit schlechtrer Skribenten, die alle behaupten, sie hätten dabey die Absicht gehabt, das andre Geschlecht zu bessern, welches sich, in der Nachjagung des Lasters und der Thorheit, jeder andern Bemühung widersetzt hätte. War das aber wirklich ihre Absicht; woran man doch zu zweifeln Ursach hat; so hat der Erfolg es gelehrt, wie

übel

übel dazu die Mittel gewählt waren. Die Lobsprüche, welche man dem Frauenzimmer vormals ertheilte, befeuerte sie mit einem grossen und edelmüthigen Wetteifer; die Satyren hingegen, welche die gedachten Schriftsteller wider sie richteten, haben bloß ihren Unwillen erregt, anstatt ihr Herz zu bessern."

In dem übrigen Theile dieser Einleitung geht der Verf. die Revolutionen kürzlich durch, welche in dem Charakter und den Sitten des europäischen Frauenzimmers, vom Verfall des römischen Reichs bis auf unsre Zeiten, vorgegangen sind. Bey den alten Deutschen stand das weibliche Geschlecht, in mancher Absicht, noch mehr in Ansehen, als das männliche. Während der Ritterzeiten erhielt es, durch dieß Ansehen, Würde und Stolz, mit strenger Sittsamkeit vergesellschaftet. In der Folge aber, da Ritterthum nicht mehr Belohnung der Verdienste war, sondern vom Besitze einträglicher Landgüter abhieng, betrugen sich die Männer nicht mehr so ehrerbietig gegen das weibliche Geschlecht; dieß letztere verlor nun viel von seiner Würde, und zugleich auch sehr viel von seiner Tugend. Itzt sah man von allem das Widerspiel. Die Männer verloren alle Achtung gegen das weibliche Geschlecht; und diese verloren alle die Keuschheit, welche jene Achtung erweckt hatte. Selbst in Frankreich kam itzt der dreisteste, zudringlichste Ton in das Betragen gegen das andre Geschlecht. Die Folge davon waren die gröbsten Ausschweifun-

fungen. Delikatesse kannte man kaum mehr dem Namen nach. Eben so giengs auch in England. Zwar verfeinerten sich die Sitten in diesem Stück einigermassen von der Regierung der Königinn Elisabeth an, bis auf Cromwell's Zeiten; aber in der Folge nahm doch die Verschlimmerung wieder überhand. Zu unsern Zeiten sind, wenn man dem Deklamator, dem Satyristen, und dem Prediger glauben will, die weiblichen Tugenden gleichfalls in Verfall. Der Verf. hoft, seine Landsmänninnen werden alles thun, jene drey Lügen zu strafen. Er schließt seine Einleitung mit einigen Anmerkungen über den Zustand des schönen Geschlechts in Asien und in Amerika, der, wie er sagt, fast beständig der nemliche, d. i. völlige Sklaverey gewesen ist. Die Ursache davon ist in jenem Lande der Despotismus in der Regierung; und in diesem, die Tyranney und Wildheit der Ehemänner.

In dem ersten Kapitel giebt der Verf. einen kurzen Abriß von der Geschichte des weiblichen Geschlechts vor der Sündfluth, wozu alle die historischen Umstände aus der Bibel entlehnt sind.

Im folgenden Kapitel handelt er von der weiblichen Erziehung, beschreibt die verschiednen Arten derselben, die zu mehrern Zeiten, und unter mancherley Nationen üblich gewesen sind, und kommt zuletzt auf die itzt gewöhnliche Art des Unterrichts und der Erziehung in Frankreich und England, wovon er folgende satyrische, und vielleicht nur allzuwahre Beschreibung macht:

„Nach

„Nach der Entdeckung und Eroberung von Amerika wurden von dorther beständig unermeßliche Schätze nach Europa gebracht. Durch den Handel nach Ost- und Westindien, nach Afrika, und andern Weltgegenden, hat man vielleicht noch grössern Reichthum zusammengehäuft. Dieß hatte am Ende seinen merklichen Einfluß, und brachte die Gemüther des größten Theils von Europa von jener mäßigen, ökonomischen Lebensart ab, wozu ihre Dürftigkeit und unvollkommene Kenntniß des Handels und Ackerbaues sie genöthigt hatte, und setzte in deren Stelle, Lustigkeit, Aufwand und Pracht. Eine Menge von Leuten, die, vielleicht nicht auf den strengsten Pfaden der Gerechtigkeit, sich unermeßlichen Reichthum in Ostindien erworben hatten, begaben sich zurück nach Europa, und brachten mit sich allen den Uebermuth des Reichthums, alle die Weichlichkeit der Sitten, alle die Liebe zur Pracht und zum Großthun herüber, wodurch sich die morgenländischen Völker von jeher ausgezeichnet haben. Diese, und verschiedne andre Ursachen, kamen zusammen, und veränderten völlig die europäischen Sitten; anstatt jener mäßigen Sparsamkeit, und andrer häuslicher Tugenden des weiblichen Geschlechts, nahmen itzt Ueppigkeit und Verschwendung überhand, und ein herrschender Geschmack an allem nichts bedeutenden Schimmer unnützer Kleinigkeiten. Die Franzosen, die sich allemal durch Lebhaftigkeit und äussern Schein ausgezeichnet haben, wurden in dieser neuen Lebensart die Anführer, und verbreiteten sie gar

bald

bald über ganz Europa, welches, wenigstens seit zweyhundert Jahren, auf eine kindische Art jede alberne Mode und Thorheit dieser flüchtigen Nation nachäfft; nicht viel glücklicher, als der Bär ein Kottillion tanzt, oder als ein Affe den Ernst eines Alderman nachahmt. In Frankreich, wo die Frauenzimmer zuerst an Hof kamen, wurde ihre Erziehung, die vorher in Lesung ihrer eignen Sprache, in Näharbeit, und in häuslichen Geschäften bestand, nun allmählich in Vokal- und Instrumentalmusik, Zeichnen, Tanzen, und Modeputz verwandelt; wozu auch noch die Kunst kam, ihre Männer zu fesseln und zu beherrschen. Dieß läppische Muster wurde von jeder andern Nation nachgeahmt; die Franzosen thaten von Zeit und Zeit noch einzelne Verbesserungen hinzu; bis am Ende fast alles Gute und Nützliche aus dem Plan weiblicher Erziehung dreist herausgestrichen, und die Frauenzimmer unsrer Zeit um mehr als die Hälfte ihres angebornen Werths gebracht, und vielmehr nur darum aufgesucht wurden, um eine traurige Stunde zu verkürzen, oder eine verbotene Leidenschaft zu befriedigen, als um gesellige Genossen eines durch Vernunft und Religion geleiteten Lebens zu werden. Wir müssen indeß gestehen, daß die französischen Damen nicht ganz so sehr der Mode und dem Vergnügen ergeben sind, daß sie alles andre darüber versäumen sollten. Frankreich hat verschiedne Frauenzimmer hervorgebracht, die sich durch Einsicht und gelehrte Kenntnisse hervorgethan haben; und selbst zu unsern verderbten Zeiten, in wel-

„Nach der Entdeckung und Eroberung von Amerika wurden von dorther beständig unermeßliche Schätze nach Europa gebracht. Durch den Handel nach Ost- und Westindien, nach Afrika, und andern Weltgegenden, hat man vielleicht noch grössern Reichthum zusammengehäuft. Dieß hatte am Ende seinen merklichen Einfluß, und brachte die Gemüther des größten Theils von Europa von jener mäßigen, ökonomischen Lebensart ab, wozu ihre Dürftigkeit und unvollkommene Kenntniß des Handels und Ackerbaues sie genöthigt hatte, und setzte in deren Stelle, Lustigkeit, Aufwand und Pracht. Eine Menge von Leuten, die, vielleicht nicht auf den strengsten Pfaden der Gerechtigkeit, sich unermeßlichen Reichthum in Ostindien erworben hatten, begaben sich zurück nach Europa, und brachten mit sich allen den Uebermuth des Reichthums, alle die Weichlichkeit der Sitten, alle die Liebe zur Pracht und zum Großthun herüber, wodurch sich die morgenländischen Völker von jeher ausgezeichnet haben. Diese, und verschiedne andre Ursachen, kamen zusammen, und veränderten völlig die europäischen Sitten; anstatt jener mäßigen Sparsamkeit, und andrer häuslicher Tugenden des weiblichen Geschlechts, nahmen itzt Ueppigkeit und Verschwendung überhand, und ein herrschender Geschmack an allem nichts bedeutenden Schimmer unnützer Kleinigkeiten. Die Franzosen, die sich allemal durch Lebhaftigkeit und äussern Schein ausgezeichnet haben, wurden in dieser neuen Lebensart die Anführer, und verbreiteten sie gar

bald

bald über ganz Europa, welches, wenigstens seit zweyhundert Jahren, auf eine kindische Art jede alberne Mode und Thorheit dieser flüchtigen Nation nachäfft; nicht viel glücklicher, als der Bär ein Kottillion tanzt, oder als ein Affe den Ernst eines Alderman nachahmt. In Frankreich, wo die Frauenzimmer zuerst an Hof kamen, wurde ihre Erziehung, die vorher in Lesung ihrer eignen Sprache, in Nåharbeit, und in häuslichen Geschäften bestand, nun allmählich in Vokal- und Instrumentalmusik, Zeichnen, Tanzen, und Modeputz verwandelt; wozu auch noch die Kunst kam, ihre Männer zu fesseln und zu beherrschen. Dieß läppische Muster wurde von jeder andern Nation nachgeahmt; die Franzosen thaten von Zeit und Zeit noch einzelne Verbesserungen hinzu; bis am Ende fast alles Gute und Nützliche aus dem Plan weiblicher Erziehung dreist herausgestrichen, und die Frauenzimmer unsrer Zeit um mehr als die Hälfte ihres angebornen Werths gebracht, und vielmehr nur darum aufgesucht wurden, um eine traurige Stunde zu verkürzen, oder eine verbotene Leidenschaft zu befriedigen, als um gesellige Genossen eines durch Vernunft und Religion geleiteten Lebens zu werden. Wir müssen indeß gestehen, daß die französischen Damen nicht ganz so sehr der Mode und dem Vergnügen ergeben sind, daß sie alles andre darüber versäumen sollten. Frankreich hat verschiedne Frauenzimmer hervorgebracht, die sich durch Einsicht und gelehrte Kenntnisse hervorgethan haben; und selbst zu unsern verderbten Zeiten, in

wel-

welchen weibliche Gesellschaften sich meistens nur des Zeitvertreibs und des Spiels wegen versammeln, giebt es in Paris einige, die zu gewissen Zeiten zusammen kommen, um den Werth eines jeden neuen Buchs zu bestimmen; und glücklich ist der Schriftsteller, der ihren Beyfall erhält; denn die Franzosen haben zu viel Lebensart, um sich dem Geschmack ihrer Damen laut zu widersetzen, sie mögen ihn nun richtig finden, oder nicht.„

Nach diesen allgemeinen Grundzügen, schildert nun der Verf. umständlicher die heutige weibliche Erziehungsart. Das erste, was die Mutter ihrer Tochter schon im dritten oder vierten Jahre beyzubringen sucht, ist die wichtige Kunst, den Kopf gerade zu halten, und sich gut zu tragen. Hat sie kaum ihre Sprache erträglich lesen gelernt, so schickt man sie in eine Pensionsschule, wo sie Putz und Flitterstaat machen lernt; in der Haushaltung bleibt sie indeß völlig unerfahren. Vom Lesen, Rechnen und Schreiben lernt sie nur etwas obenhin; mehr Zeit wird aufs Tanzen, Zeichnen, und Musik gewandt, worüber sie oft alles übrige versäumt und vergißt. Dazu kommt dann das Studium aller neuen Moden, die Kunst der feinen Lebensart in Gesellschaften, und nicht selten förmlicher Unterricht in den gewöhnlichsten Kartenspielen. Mit einem Kopf voll nichtswürdiger Possen, und mit dem größten Widerwillen gegen Sparsamkeit und gute Haushaltung, kommt dann das Mädchen aus solch einer Pensionsanstalt zu seinen Eltern zurück. Freylich giebt es

hier

hier aber noch manche Ausnahmen klügerer Eltern; und manches Mädchen ist selbst gescheidt genug, in der Folge dergleichen läppische Dinge beyseite zu legen, und sich mit nützlichern und brauchbaren Beschäftigungen bekannt zu machen.

Nach dieser Schilderung der heutigen, bey den Europäern gewöhnlichen, Erziehungsart des weiblichen Geschlechts, beschreibt der Verfasser die weibliche Erziehung in Asien, Afrika, und Amerika, wo sie freylich, besonders in den beyden letztern Welttheilen, noch äusserst unvollkommen ist, meistentheils alles moralische Gefühl ausrotten, und das Laster, unter der Maske wollüstiger Verfeinerung, in Gang bringen hilft.

In dem fünften, und den darauf folgenden Kapiteln, redet der Verf. von der Begegnung und Lebensart des Frauenzimmers, und von den mancherley Vortheilen und Beschwerden dieses Geschlechts im wilden und gesitteten Leben. Bey dieser Gelegenheit gedenkt er folgender Anekdote von einem Indischen Kayser:

„Mamud der Zweyte, Kayser von Hindostan, damals einer der reichsten und größten Monarchien auf der Welt, hatte, der Gewohnheit seines Landes zuwider, nur Eine Frau, die er dazu anhielt, alle noch so mühseligen Hausgeschäfte zu verrichten. Einstmals klagte sie ihm, daß sie sich beym Brodtbacken die Finger verbrannt habe, und bat ihn, ihr eine Magd zur Hülfe zu geben. Ich bin, antwortete er ihr, bloß ein Bevollmächtigter des Staats, und bin

nicht Willens, ihn mit unnützen Ausgaben zu beschweren; eine Antwort, die sich mehr für den patriotischen Stolz eines Griechen oder Römers schickte, als für die üppige Weichlichkeit eines Morgenländers.„ —

Im zweyten Bande handelt der Verf. von der Delikatesse und Keuschheit des andern Geschlechts; von den bey verschiednen Völkern herrschenden verschiednen Meynungen über das Frauenzimmer; von der Kleidung, dem Putz, und mancherley andern Mitteln, wodurch es dem männlichen Geschlechte zu gefallen sucht; von den Bewerbungen um Liebe; vom Ehestande; von deren Witwenstande; von den Rechten, Vorrechten, und Freyheiten des weiblichen Geschlechts in Großbrittannien; von den Strafen, denen sie nach den Gesetzen unterworfen sind, und dem Zwange, den ihnen Recht und Gewohnheit auferlegt; und über jeden dieser Artikel hat er eine Menge lesenswürdiger Umstände gesammelt. Wir begnügen uns, hier nur noch eine Stelle herzusetzen, welche die weibliche Delikatesse betrift, worin aber vielleicht doch eins und das andre etwas übertrieben ist:

„Unter Völkern, sagt er, die zwischen einer ganz rohen Ungeschliffenheit und der feinsten Kultur das Mittel halten, oder die vielmehr noch unter diesem Mittelgrade stehen, finden wir die weibliche Delikatesse in ihrer höchsten Vollkommenheit. Die Japaneser sind erst eben um einige Grade über die wilde Barbarey hinausgegangen;

und

und Kämpfer führt in ihrer Geschichte ein Beyspiel von der Wirkung der Delikatesse an, das vielleicht in keinem andern Lande seines gleichen hat. Ein Frauenzimmer saß in einer gemischten Gesellschaft zu Tische, und indem sie nach etwas langte, das sie gern haben wollte, entfuhr ihr zufälligerweise ein Wind. Hiedurch wurde ihre Sittsamkeit dergestalt beleidigt, daß sie sogleich aufsprang, ihre Zähne in ihre Brüste setzte, und diese so lange zerfleischte, bis sie auf der Stelle starb. In Schottland, und in einigen wenigen andern nördlichen Gegenden von Europa, wo die Einwohner schon um einige Grade gesitteter sind, als die Japaneser, würde sich ein Frauenzimmer fast eben so sehr schämen, wenn man sie in den Tempel der Göttin Kloacina gehen sehe, als wenn man sie auf dem Wege zum Tempel der Venus träfe. In England erröthet die sittsamste Wange kaum im mindesten darüber, das erstere zu thun. In Paris soll sehr oft ein Galan seine Geliebte bis zum Heiligthume jener Göttin begleiten, an der Thüre Schildwache halten, und sie die ganze Zeit über, daß sie daselbst verweilt, mit Bons mots und Liebeserklärungen unterhalten. — — Die Damen zu Paris sowohl, als in manchen andern grossen französischen Städten, machen sich, selbst in den größten und öffentlichsten Gesellschaften, kein Bedenken, von denen Geheimnissen ihres Geschlechts zu reden, die fast in jedem andern Lande in den Ohren der Männer für anstößig gehalten werden; und ihre Zurückhaltung in diesem Stück ist so geringe, daß ein

junges Frauenzimmer, das von ihrem Liebhaber zum Tanz aufgefodert wird, sich ohne Bedenken und Erröthen gegen ihn damit entschuldigt, daß es ihr bey ihren itzigen Umständen nicht dienlich sey. — — Wenn ein Volk bis zu dem Grade der Verfeinerung gelangt ist, wobey alle Delikatesse völlig wegfällt, so muß es mit der Keuschheit des Frauenzimmers darunter gar schlecht stehen; denn Sittsamkeit ist die Wächterinn weiblicher Tugend; und ist diese einmal überwältigt, so ist schon die Keuschheit mehr als halb besiegt.„

„Aus diesen Bemerkungen entsteht nun eine schwer zu entscheidende Frage. Ist weibliche Delikatesse natürlich, oder erkünstelt? Ist sie natürlich, so müßte man sie billig in der höchsten Vollkommenheit in denen Staaten antreffen, die der Natur am nächsten kommen; ist sie erkünstelt, so müßte sie in den durch die Kunst am meisten verfeinerten Staaten auch am meisten ins Auge fallen. Es scheint aber, daß sich in diesem Stücke keine allgemeine oder bestimmte Regel fest setzen lasse. Die Bewohner der Küste von Neuseeland sind vielleicht so wenig kultivirt, als Menschen nur immer seyn können; und doch schämten sich ihre Weiber, sich auch nur von weitem nackend von den Engländern sehn zu lassen. In Otaheite, wo die Einwohner schon weit mehr gesittet sind, weiß man nichts von dergleichen Schaam. — — In Frankreich und Italien, die doch beyde für die feinsten Länder in Europa gehalten werden, setzen sich die Frauenzimmer

über

über alle Beschämung hinaus, und verachten alle Delikatesse; in China hingegen, einem von den kultivirtesten Ländern in Asien, das vielleicht in diesem Betracht nicht unter Frankreich und Italien zu setzen ist, verhält sichs ganz anders; nichts auf der Welt kann so sittsam und bedenklich seyn, als ein dortiges Frauenzimmer, in Kleidung, Umgang, und Betragen. — — Bey diesen Widersprüchen ist es schwer, den eigentlichen Grund der weiblichen Sittsamkeit ausfindig zu machen. Blosse Gewohnheit kann es schwerlich seyn. Ueberhaupt aber wird man bemerken, daß in der ganzen thierischen Schöpfung das weibliche Geschlecht mehr scheue Zurückhaltung, als das männliche, an sich hat. Folgt daraus nicht, daß dieser eingelegte Naturtrieb einige Wartung und Ausbildung fodre, um stärker und vollkommner zu werden? Zu viel Kultur hingegen zernichtet diesen Keim der Sittsamkeit völlig; wie Pflanzen in einem Treibhause durch zu viel Hitze zernichtet werden können, die bey einem mäßigen Grade von Wärme zur höchsten Vollkommenheit gelangt wären."

III.

The Posthumous Works of the late learned and reverend Isaac Watts, D. D. Compiled from Papers in possession of his immediate Successors; adjusted and published by a Gentleman of the University of Cambridge. 8vo. 2 Vols. 5 S. Becket.

Dr. Isaak Watts's hinterlassene Werke — — gesammelt von einem Mitbürger der Universität Cambridge. 2 Oktavbände.

Dr. Watts war einer von den englischen Gottesgelehrten, deren Werke am frühesten in Deutschland übersetzt, und mit Beyfall gelesen wurden. Auch noch itzt räumt man unter uns seinen Schriften manches Verdienst ein; und wird daher auch diese itzt veranstaltete Sammlung seiner hinterlassenen Aufsätze seiner Aufmerksamkeit würdig halten. Vor dem ersten Bande derselben steht eine Nachricht von seinem Leben und Charakter, woraus wir hier das Wesentlichste mittheilen:

Dr. Isaak Watts wurde im J. 1674. zu Southampton geboren. Schon in der frühesten Jugend zeigte er viel Fähigkeit und Scharfsinn. Bis in sein sechszehntes Jahr ward er von Hrn. Pinhorne unterrichtet, und hernach Hrn. Tho. Rowe in London zur akademischen Erziehung über-

übergeben. Das Muster dieses Lehrers erweckte bey ihm warmen Eifer für die Wissenschaften sowohl, als für die Religion. Ungeachtet seiner natürlichen Lebhaftigkeit, und seines vorzüglichen Witzes, war er doch immer sehr strenge, in Ansehung seines moralischen Verhaltens. Nach Vollendung seines akademischen Kursus kam er wieder in seines Vaters Haus, wo er sein Studiren, und besonders das Studium der heiligen Schrift, unermüdet fortsetzte. Zugleich bereitete er sich zur Uebernehmung eines geistlichen Amts. Im J. 1696. gieng er zu Sir John Hartopp nach Stoke-Newington, als Hofmeister seines Sohns, und behielt diese Stelle vier Jahre lang. Dabey setzte er indeß seinen theologischen Fleiß beständig fort. Im J. 1698. wurde er dem Dr. Isaak Thauncey zum Amtsgehülfen zugeordnet, und diesem folgte er, nach seinem Absterben, zu Anfange des Jahrs 1701. An eben dem Tage, da er diese Stelle übernahm, starb König Wilhelm III, dieser grosse Beschützer der dissentirenden Parthey. Dr. Watts sah indeß allen den unangenehmen Folgen, welche von dem Verlust dieser Stütze zu erwarten waren, mit standhafter Zuversicht entgegen. Bloß seine kränklichen Umstände hielten ihn zuweilen von der Verwaltung seiner Amtspflichten ab. Doch kaum war seine Gesundheit wieder hergestellt, so war er desto eifriger darauf bedacht, der Welt zu nützen, und errichtete in dieser Absicht eine Gesellschaft von jungen Geistlichen, die sich, unter seiner Aufsicht, zum gemeinschaftlichen Gebet

und Religionsgespräche versammelte. Diese Gesellschaft gab ihm zum ersten Entwurfe seiner nachmals gedruckten schönen Anleitung zum Gebet (*A Guide to Prayer*) Gelegenheit. Im J. 1712. befiel ihn ein heftiges Fieber, welches seine Nerven sehr angrif, und ihm eine beständige Schwäche auf sein ganzes Leben zurückließ. Diese Krankheit veranlaßte zufälligerweise seine Bekanntschaft mit dem sehr schätzbaren Sir Thomas Abney, Ritter und Alderman von London, die in der Folge zur vertrautesten Freundschaft wurde. Im J. 1728. erhielt er von den Universitäten Edinburg und Aberdeen die theologische Doktorwürde. Während der folgenden zwanzig Jahre lebte er in unwandelbarer, musterhafter Frömmigkeit; und, durch viele Arbeiten und schmerzhafte Zufälle gänzlich erschöpft, starb er, den 25 November, 1748.

Selten haben die nach dem Tode gesammelten Schriften verdienter Männer einen vorzüglichen Werth; nur gar zu oft sind es Aufsätze, die von ihren Verfassern mit gutem Grunde, bey ihren Lebzeiten dem Publikum vorenthalten wurden. Und das scheint uns auch bey der gegenwärtigen Sammlung posthumer Werke der Fall zu seyn. Zwar hat der Herausgeber von manchen eine sehr hohe Meynung; der unbefangne Leser aber wird ihm schwerlich beypflichten, wenn er z. E. glaubt, die Abhandlung über die Logik sey der erste populäre und verständliche Vortrag dieser Wissenschaft; oder wenn er die Gedichte

des

des würdigen Mannes, von denen hier verschiedne geliefert werden, für Muster geistlicher Poesie erklärt. Guten Willen und fromme Absichten entdeckt man freylich überall; aber wahren Schwung der feurigen Andacht, Stärke der Gedanken, und selbst Adel und Würde des Ausdrucks findet man in diesen Gedichten fast nirgends.

Der zweyte Band dieser hinterlassenen Werke des Dr. Watts enthält seinen gelehrten Briefwechsel mit vielen angesehenen und würdigen Männern seiner Zeit; auch die mit Hrn. Bradbury gewechselten polemischen Briefe, und verschiedne Predigten. Besser hätte der Herausgeber gethan, wenn er die Streitbriefe unterdrückt hätte, da ihr Inhalt leichter Anstoß als Erbauung erwecken kann.

IV.

Dialogues concerning Natural Religion. By David Hume, Esq.; 8vo 4 S. Robinson, 1779.

Gespräche über die natürliche Religion, von David Hume. 8vo.

Nothwendig erregen diese Gespräche durch ihren Inhalt, durch den Namen ihres Verfassers, und vornemlich durch den Zeitpunkt, auf welchen derselbe ihre Bekanntmachung verschob, die größte Neugier denkender Leser; und da sich unter diesen vielleicht viele finden, denen unsre Anzeige davon früher, als das Buch selbst, in die Hände

fällt, so wollen wir jene Neugier mit einer, so viel möglichen, vollständigen Darlegung seines Inhalts einigermassen zu befriedigen suchen.

Von Seiten der Schreibart und ihrer Eleganz übertreffen diese Gespräche vielleicht noch alle übrigen Schriften Hume's, die doch schon in diesem Betracht ein so entschiednes Verdienst haben. Allein von Seiten des Inhalts und besonders der Neuheit desselben möchten die meisten Leser leicht ihre Erwartungen getäuscht sehen, und, wenn sie mit den übrigen philosophischen Werken dieses Schriftstellers bekannt sind, hier nur vieles von ihm schon Gesagtes in einer neuen Form und Einkleidung wiederholt finden.

Die in diesen Gesprächen dialogirenden Personen sind, Kleanth, Philo, und Demea. Der erste ist, wie ihn H. selbst charakterisirt, ein genau denkender philosophischer Kopf; der zweyte ein sorgloser Skeptiker; und der dritte ein strenger, unbiegsamer, orthodoxer Theolog. Philo ist unstreitig die Hauptperson, der des Verf. eigne Sätze und Einwürfe mit nicht geringem Scharfsinn vorträgt. Damit man alle drey näher kennen lerne, wollen wir sie ihre vornehmsten Behauptungen mit ihren eignen Worten vortragen lassen.

„Kein Mensch, sagt Demea, kein vernünftiger Mensch wenigstens, hat jemals im Ernst am Daseyn eines Gottes gezweifelt. Man streitet nicht über Gottes Daseyn, sondern über sein Wesen, seine Natur. Und von dieser behaupte

ich,

ich, daß sie uns, wegen der Schwäche des menschlichen Verstandes, völlig unbekannt und unbegreiflich sey. Das Wesen jenes höchsten Verstandes, seine Eigenschaften, die Art seiner Existenz, die eigentliche Natur seiner Dauer; dieß, und jeder Umstand, der ein so göttliches Wesen betrift, ist für die Menschen ein Geheimniß. Wir endlichen, schwachen und blinden Geschöpfe sollten uns billig im Staube vor ihm demüthigen, und, im Gefühl unsrer Schwachheiten, im Stillen seine unendlichen Vollkommenheiten anbeten, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, die in keines Menschen Herz kommen sind. Sie sind in einer dichten Wolke vor der menschlichen Neugier verdeckt; es ist Frevel, wenn man dieses geweihte Dunkel zu durchdringen strebt; und zunächst an die Ruchlosigkeit, sein Daseyn zu leugnen, gränzt die Verwegenheit, in seine Natur, in sein Wesen, seine Rathschlüsse und Eigenschaften eindringen zu wollen.„ —

„Die alten Platoniker waren die frömmsten und andächtigsten von allen heidnischen Philosophen; und doch sagen viele unter ihnen, besonders Plotin, ausdrücklich, man müsse der Gottheit keine Vernunft, keinen Verstand zuschreiben; und unser vollkommenster Gottesdienst bestehe nicht in Erweisungen der Verehrung, der Ehrerbietung, Dankbarkeit, oder Liebe; sondern in einer gewissen geheimnißvollen Selbstvernichtung, oder gänzlichen Ertödtung aller unsrer Fähigkeiten. Diese Ideen sind vielleicht zu weit getrieben;

ben; aber so viel muß man doch zugeben, daß wir uns durch die Vorstellungen, die Gottheit sey begreiflich, und dem menschlichen Geiste ähnlich, der gröbsten und eingeschränktesten Partheylichkeit schuldig, und uns selbst zum Urbilde des ganzen Alls machen.„ — —

„Meiner Meynung nach, fühlt jeder Mensch, gewissermaßen, die Wahrheit der Religion in seinem eignen Herzen; und wird mehr durch das Bewußtseyn seiner Schwäche und seines Elendes, als durch irgend ein fortgesetztes Nachdenken, dahin gebracht, Schutz bey dem Wesen zu suchen, von dem er und die ganze Natur abhängig ist. Selbst die besten Scenen des Lebens sind doch am Ende so angstvoll oder so ermüdend, daß allemal die Zukunft der Gegenstand aller unsrer Hofnungen und Besorgnisse bleibt. Unaufhörlich blicken wir vorwärts, und suchen durch Flehen, Anbetung und Opfer jene unbekannten Mächte zu versöhnen, von denen uns die Erfahrung lehrt, daß sie uns leicht zu betrüben und zu drücken pflegen. Wir unglücklichen Geschöpfe! was bliebe uns für eine Zuflucht wider die unzähligen Uebel des Lebens, wenn uns die Religion nicht einige Abkehrungsmittel darböte, und jene Schrecknisse stillte, die uns unaufhörlich quälen und beunruhigen? — Die Kümmernisse des Lebens, die Unglücksfälle des Menschen, die allgemeine Verderbniß unsrer Natur, der unbefriedigende Genuß des Vergnügens, des Reichthums, und der Ehre; diese Redensarten

sind

sind fast in allen Sprachen schon sprüchwörtlich geworden. Und wer kann an dem noch zweifeln, was alle Menschen aus ihrer eignen Empfindung und Erfahrung bezeugen? —— Sieh einmal rings umher in dieser Büchersammlung Kleanths; ich unterstehe mich zu behaupten, Schriftsteller über besondre Wissenschaften, als, Chymie und Botanik, ausgenommen, die keine Gelegenheit haben vom menschlichen Leben zu handeln, giebt es kaum Einen von diesen unzähligen Schriftstellern, dem das Gefühl des menschlichen Elendes nicht, hie oder da, eine Klage und ein Geständniß darüber ausgepreßt hätte. Wenigstens stimmen die meisten in diesen Ton; und noch kein Schriftsteller ist, so viel ich weiß, so weit gegangen, es zu leugnen. —— Glaube mir, Philo, diese ganze Erde ist mit Fluch und Elend beladen. Beständiger Krieg erhebt sich unter allen lebenden Geschöpfen. Noth, Hunger und Mangel plagen die Starken und Beherzten; Furcht, Angst, Schrecken, quälen die Schwachen und Verzagten. Der erste Schritt ins Leben peinigt schon das neugeborne Kind und dessen unglückliche Mutter; Schwachheit, Unvermögen und Kummer verfolgen jede Scene dieses Lebens; und endlich schließt es sich mit Todeskampf und Entsetzen. — Wenn gleich die äussern Anfälle von Thieren, von Menschen, von allen den Elementen, die uns plagen, ein furchtbares Heer von Leiden ausmachen; so sind sie doch nichts in Vergleichung mit denen, die in uns selbst, aus dem verderbten Zustande unsers Kör-

pers

pers und unsers Gemüths entstehen. Wie viele schmachten unter den langsamen Qualen der Krankheiten! Und die Zerrüttungen der Seele sind zwar geheimer, aber vielleicht nicht minder traurig und quälend. Reue, Schaam, Angst, Zorn, Verdruß, Kümmerniß, Furcht, Niedergeschlagenheit, Verzweifelung; wer kam jemals durchs Leben ohne grausame Anfälle von diesen Peinigern? Wie viele haben kaum irgend bessere Empfindungen gekannt! Mühe und Dürftigkeit, von Jedermann so sehr verabscheut, sind doch das gewisse Loos der allermehrsten; und jene wenige ausgezeichnete Personen, die Ruhe und Ueberfluß geniessen, erreichen niemals Zufriedenheit und wahre Glückseligkeit, Alle Güter des Lebens zusammen genommen würden doch keinen wahrhaftig Glücklichen machen; hingegen würden alle Uebel zusammen genommen gewiß einen Unglücklichen machen; und beynahe schon eins von ihnen (und wer kann von jedem frey seyn?) ja, oft schon der Mangel eines einzigen Guts (und wer kann sie alle besitzen?) ist hinreichend, das Leben unerwünscht zu machen.„ — —

„Nichts kann unerwarteter seyn, als wenn man solch einem Grundsatze, wie dieser: daß der Mensch nemlich verderbt und elend ist, keinen geringern Vorwurf macht, als den Vorwurf der Ruchlosigkeit und der Atheisterey. Haben nicht alle fromme Theologen und Priester, die ihrer Beredsamkeit über einen so fruchtbaren Gegenstand freyen Lauf liessen, haben sie nicht alle die

Schwie-

Schwierigkeiten, die dabey vorkommen mögen, gar leicht aus dem Wege geräumt? Diese Erde ist nur ein Punkt in Vergleich mit der ganzen Welt; dieß Leben nur ein Augenblick, in Vergleich mit der Ewigkeit. Die itzigen schlimmen Ereignisse werden daher in andern Regionen, und in einem zukünftigen Zeitpunkt oder Leben wieder in ihr Gleis gebracht. Und die Augen der Menschen, welche sodann zu weitern Aussichten der Dinge geöfnet werden, sehen den ganzen Zusammenhang allgemeiner Gesetze, und entdecken, in tiefer Anbetung, die Güte und Gerechtigkeit Gottes, durch alle die Labyrinthe und Verwickelungen seiner Fürsehung.„

Dieß sind die Gedanken des strengen, unbiegsamen, orthodoxen Demea; dieß sind seine Gründe, womit er die geheimnißvolle, unbegreifliche Natur der Gottheit zu beweisen, und zu zeigen sucht, daß uns die Schwachheit unsrer Natur nicht verstattet, zu irgend solchen Begriffen zu gelangen, die im geringsten mit der unaussprechlichen Erhabenheit der göttlichen Eigenschaften übereinstimmen. Laßt uns nun hören, was der „genau denkende„ Philosoph Kleanth dazu sagt.

Demea behauptete, die itzigen schlimmen Ereignisse würden in einem künftigen Leben wieder gut gemacht werden. — — „Nein, erwiederte Kleanth, nein! dergleichen willkührliche Voraussetzungen kann man nimmermehr zugeben, da sie wirklichen Thatsachen zuwiderlaufen, welche

sicht-

sichtbar und unstreitig sind. Woraus läßt sich eine Ursache anders erkennen, als aus ihren bekannten Wirkungen? Woraus läßt sich eine Hypothese anders beweisen, als aus offenbaren Erscheinungen? Eine Hypothese auf die andre gründen, heißt Schlösser in der Luft bauen; und weiter können wir doch aufs höchste durch dergleichen Vermuthungen und Erdichtungen nichts erhalten, als daß wir die blosse Möglichkeit unsrer Meynung damit beweisen; ihre Wirklichkeit läßt sich auf diese Weise nimmermehr darthun.„

„Der einzige Weg, die göttliche Wohlthätigkeit und Güte zu vertheidigen — den ich auch herzlich gern einschlage — ist der, daß man das menschliche Elend und Verderben schlechterdings leugne. Deine Vorstellungen sind übertrieben; deine schwermüthigen Aussichten meistens äusserst erdichtet; deine Folgerungen sind der Wirklichkeit und Erfahrung zuwider. Gesundheit ist gewöhnlicher, als Krankheit; Vergnügen häufiger, als Schmerz; Glückseligkeit ist gemeiner, als Elend. Und für eine Plage, die uns trift, erhalten wir, wenn wirs zusammenrechnen, hundert Freuden.„ — —

„Es kömmt mir fast vor, als ob die öftre Wiederhohlung des Worts unendlich, welche wir bey allen theologischen Schriftstellern antreffen, mehr panegyrisches als philosophisches an sich habe, und ich glaube, es würde der Vernunft, und selbst der Religion weit gmässer

seyn,

seyn, wenn wir uns mit genauern und gemäßigtern Ausdrücken begnügen wollten. Die Wörter, bewundernswerth, vortreflich, ausnehmend groß, weise, und heilig, füllen schon hinreichend die menschliche Einbildungskraft; und alles, was darüber hinausgeht, führt nicht nur zu Ungereimtheiten, sondern hat auch keinen Einfluß auf unsre Neigungen und Gesinnungen. So auch, wenn wir in dieser Sache alle menschliche Analogie aufgeben, wie deine Absicht, Demea, zu seyn scheint; geben wir, fürcht' ich, zugleich alle Religion auf, und haben nun keinen Begrif mehr von dem grossen Gegenstande unsrer Anbetung. Behalten wir hingegen die menschliche Analogie bey, so müssen wir es ewig unmöglich finden, irgend eine Mischung des Uebels in der Welt mit unendlichen Eigenschaften zusammen zu reimen; viel weniger können wir jemals die letztern aus dem erstern beweisen. Setzen wir aber, der Urheber der Natur sey endlich vollkommen, (freylich, eine sonderbare Voraussetzung!) obgleich weit über die menschliche Vollkommenheit erhaben; so sind wir im Stande, das natürliche und moralische Uebel auf eine befriedigende Weise zu erklären, und jedes unerwartete Phänomen läßt sich dann auflösen und rechtfertigen. Dann wird vielleicht ein kleineres Uebel gewählt, um ein grösseres zu vermeiden; dann läßt man sich allerley Ungemach gefallen, um einen wünschenswerthen Endzweck zu erreichen; und, kurz, Güte, durch Weisheit regirt, und durch Nothwendigkeit beschränkt, wird

dann gerade solch eine Welt hervorbringen, wie die gegenwärtige.

Die vornehmsten Punkte, welche Kleanth festzusetzen sucht, sind folgende: daß die Werke der Natur den Werken der Kunst ähnlich sind; daß die Gottheit einem menschlichen Geist und Verstande ähnlich sey; und daß unsre Begriffe von seinen Eigenschaften, so weit sie reichen, richtig und angemessen, und mit seiner wirklichen Natur übereinstimmend sind.

„Blick' in der Welt umher, sagt er; betrachte ihr Ganzes, und jeden ihrer Theile; du wirst finden, daß sie nichts anders ist, als eine grosse Maschine, in eine unendliche Menge kleinerer Maschinen vertheilt, die wiederum Unterabtheilungen vertragen, deren Anzahl über die Fassung und Erklärung menschlicher Sinne und Kräfte hinausgeht. Alle diese mancherley Maschinen, und selbst ihre allerkleinsten Theile sind einander mit einer Genauigkeit angepaßt, welche alle Menschen, die sie je betrachtet haben, zur größten Bewunderung hinreißt. Die genaue Uebereinstimmung zwischen Mitteln und Absichten, durch die ganze Natur, hat, bey ihrem noch so grossen Vorzuge, dennoch die vollkommenste Aehnlichkeit mit den Arbeiten menschlicher Geschicklichkeit, menschlicher Entwürfe, Gedanken, Weisheit und Verstandeskraft. Da sich folglich die Wirkungen einander ähnlich sind, so haben wir, nach allen Regeln der Analogie, Ursache zu schliessen, daß auch die Ursachen einander

der ähnlich seyn müssen, und daß der Urheber der Natur mit dem menschlichen Geiste einige Aehnlichkeit habe, wenn er gleich weit grössere Fähigkeiten besitzt, die mit der Grösse des von ihm ausgeführten Werks in Verhältniß stehen. Durch diesen Beweis *a posteriori*, und durch diesen Beweiß allein, läßt sich zu gleicher Zeit das Daseyn Gottes, und seine Aehnlichkeit mit dem menschlichen Geiste und Verstande, darthun.„

Von dem Beweise *a priori* sucht Kleanth zu zeigen, daß er sehr irrig, und für die Sache der wahren Frömmigkeit oder Religion von geringer Bedeutung sey:

„Ich bemerke gleich Anfangs, sagt er, daß es offenbar ungereimt ist, wenn man eine Thatsache demonstriren, oder sie *a priori* beweisen will. Nichts ist demonstrabel, sobald das Gegentheil nicht widersprechend ist. Nichts, das sich deutlich begreifen läßt, enthält einen Widerspruch. Alles, was wir uns als existirend denken, können wir uns auch als nicht existirend denken. Es giebt folglich kein Wesen, dessen Nichtexistenz widersprechend wäre. Folglich giebt es auch kein Wesen, dessen Existenz sich demonstriren läßt. Ich nehme diesen Beweiß als völlig entscheidend an, und werde mich, die ganze Streitigkeit hindurch, gern dabey beruhigen.„

Kleanth ist, wie gesagt, der Meynung, daß die Annehmung unendlicher Vollkommenheiten in der Gottheit, ungereimte Folgerungen

nach sich ziehe, und in unsre Neigungen oder Gesinnungen keinen Einfluß habe; und daß wir bey der Voraussetzung, daß der Urheber der Natur endlich vollkommen sey, das natürliche und moralische Uebel hinreichend erklären, und alle Schwierigkeiten heben können. — Ist nun der Urheber der Natur endlich vollkommen; so sind seine Vollkommenheiten begränzt; oder, mit andern Worten, er ist dann ein unvollkommnes Wesen; und doch sagt Kleanth, anderswo, er sey ein vollkommen gutes, weises und mächtiges Wesen. Hier mangelt also Konsistenz und Genauigkeit in dem Charakter Kleanths, den doch H. selbst einen genauen Denker nennt.

Der sorglose Skeptiker, Philo, der eigentlich des Verf. eigne Meynung vorträgt, gesteht nun zwar, daß Zweck, Absicht, und Plan überall dem blödesten Denker, dem sorglosesten Beobachter der Natur in die Augen fallen; daß keiner sich durch ungereimte Systeme so verhärtet haben könne, um dieß zu aller Zeit zu leugnen; daß wir bey manchen Betrachtungen der Welt, und ihrer Theile, vornehmlich dieser letztern, von der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Endursachen so unwiderstehlich stark gerührt werden, daß alle Einwürfe blosse Chikanen und Sophismen zu seyn scheinen, wie sie, seiner Meynung nach, auch wirklich sind; und daß wir dann nicht begreifen, wie es uns jemals möglich war, ihnen einiges Gewicht zu geben. Es giebt aber, meynt er, keine Scene des menschlichen Lebens, woraus

aus sich, ohne den größten Zwang, die moralischen Eigenschaften Gottes herleiten, oder unendliche Güte, verbunden mit unendlicher Macht und Weisheit lernen liesse, die wir blos mit den Augen des Glaubens entdecken müssen. Er hält es für äusserst unvernünftig, unsre Begriffe von dem Urheber der Natur nach unsrer Erfahrung von den eingeschränkten Werken menschlicher Kunst und Erfindung zu bilden; und sagt, wir können unmöglich nach unsern begränzten Einsichten urtheilen, ob das itzige System der Dinge irgend ein vorzügliches Lob verdiene, wenn man es mit andern möglichen, und selbst wirklichen, Systemen vergliche.

„Könnte wohl ein Bauer, sagt er, wenn man ihm die Aeneide vorläse, dieß Gedicht für völlig fehlerfrey erklären, oder ihm auch nur unter den Werken des menschlichen Witzes seinen gehörigen Rang anweisen, er, der niemals eine andere Arbeit von der Art gesehen hat?„

„Wäre aber diese Welt auch ein noch so vollkommnes Werk, so müßte es doch immer noch ungewiß bleiben, ob sich alle die Schönheiten des Werks mit Recht dem Werkmeister beylegen liessen. Wenn wir ein Schif ansehen, welch einen hohen Begrif müssen wir uns von der Geschicklichkeit des Zimmermanns machen, der eine so zusammengesetzte, so brauchbare, so schöne Maschine gebauet hat! Und wie sehr müssen wir uns wundern, wenn wir finden, daß es ein einfältiger Handwerker ist, der andern nach-

ahmte, und eine Kunst kopirte, welche, viele Jahrhunderte lang, nach so vielen wiederholten Versuchen, Fehlern, Verbesserungen, Berathschlagungen, und Streitigkeiten, allmählig gestiegen ist! Vielleicht wurden viele Welten, von Ewigkeit her, zusammen gestückt und geflickt, ehe dieß System ausfindig gemacht wurde; vielleicht wurde viele Mühe vergebens aufgewandt, mancher unnützer Versuch gemacht; und eine langsame, aber fortgesetzte Geschicklichkeit wurde nun endlich, nach unzähligen Jahrhunderten, in der Kunst, Welten zu machen, herausgebracht. Wer kann in dergleichen Dingen bestimmen, wo die Wahrheit, oder auch nur, wo die Wahrscheinlichkeit zu finden sey, bey einer so grossen Menge von Hypothesen, die sich vortragen, und bey noch viel mehrern, die sich denken lassen? —

„Mit einem Worte, Kleanth, wer deiner Meynung beytritt, der ist vielleicht im Stande zu behaupten, oder zu vermuthen, daß die Welt einstmals aus etwas einem Plan ähnlichem entstanden sey; allein weiter über diesen Satz hinaus kann er auch keinen einzigen Umstand mit Gewißheit behaupten, und muß hernach jeden Punkt seiner Theologie mit der zügellosesten Freyheit der Einbildungskraft und der Hypothese festsetzen. Diese Welt ist, so viel er weiß, sehr fehlerhaft und unvollkommen, wenn man sie mit einem höhern Urbilde vergleicht; und sie war bloß der erste rohe Versuch irgend eines Gottes in seiner Kindheit, der sie hernach, über seine lahme Arbeit

heit beschämt, sich selbst überließ; sie ist bloß das Werk irgend einer abhängigen, geringern Gottheit, und für höhere Gottheiten ein Gegenstand der Verlachung; sie ist die Arbeit des kindischen Alters irgend eines betagten, abgelebten Gottes; und seit seinem Tode läuft sie auf gut Glück ihren Weg fort, von dem ersten Anstoß, und der thätigen Kraft, die sie von ihm erhielt. Mit Recht schaudert dir, Demea, vor diesen seltsamen Vermuthungen; aber diese, und tausend andre von eben der Art, sind Kleanths Vermuthungen; nicht die meinigen!„ — —

„Es fällt mir eine andre Hypothese ein, welche ein wahrscheinliches Ansehen durch die Schlußmethode bekommen muß, auf die Kleanth so sehr besteht. Daß gleiche Ursachen aus gleichen Wirkungen entstehen, diesen Satz hält er für die Grundlage aller Religion. Es giebt aber noch einen andern Grundsatz von eben der Art, der nicht minder gewiß, und aus eben der Quelle der Erfahrung hergeleitet ist, daß man da, wo man verschiedne bekannte Umstände einander ähnlich findet, auch die unbekannten für ähnlich annehmen kann. Wenn wir z. B. die Gliedmassen eines menschlichen Körpers sehen, so schliessen wir, er habe auch einen menschlichen Kopf, wenn dieser gleich vor uns verborgen ist. So auch, wenn wir durch eine Ritze in der Wand einen kleinen Theil der Sonne erblicken, so schliessen wir, daß uns, wenn die Wand nicht da wäre, der ganze Sonnenkörper sichtbar seyn würde.

Kurz, diese Art zu schliessen ist so bekannt und gewöhnlich, daß sich an ihrer Gründlichkeit durchaus nicht zweifeln läßt.„

„Werfen wir nun einen Blick auf die Welt, so weit wir dieselbe kennen, so hat sie eine grosse Aehnlichkeit mit einem thierischen oder organischen Körper, und scheint von einem gleichen Grundtriebe des Lebens und der Bewegung getrieben zu werden. Ein beständiger Umlauf der Materie in derselben bringt keine Unordnung hervor; ein beständiger Aufwand in jedem ihrer Theile wird unaufhörlich wieder ersetzt; man bemerkt die genaueste Sympathie durch das ganze System; und jeder Theil, oder jedes Glied, verrichtet sein angewiesenes Geschäfte, und arbeitet zu seiner eignen und des Ganzen Erhaltung. Ich schliesse also, die Welt sey ein Thier, und die Gottheit sey die Seele der Welt, die sie regiert, und von ihr regiert wird.„ — —

„Wär' ich verbunden, irgend ein besondres System zu vertheidigen (welches ich niemals gern thun möchte) so halte ich keins für so scheinbar, als das, welches der Welt ein ewiges, innres Prinzipium der Ordnung zuschreibt, wenn es gleich mit grossen und immerwährenden Revolutionen und Verändrungen vergesellschaftet ist. Hiedurch lösen sich alle Schwierigkeiten auf einmal; und ist die Auflösung, weil sie so allgemein ist, nicht ganz vollständig und hinreichend; so ist sie doch wenigstens eine Theorie, zu der wir, über kurz oder lang, unsre Zuflucht nehmen müssen,

sen, wir mögen auch sonst wählen welch ein System wir wollen." —

„Unser Freund Kleanth behauptet, weil sich keine Thatsache anders als durch Erfahrung beweisen lasse, so lasse auch das Daseyn einer Gottheit keinen andern Beweiß zu, als aus dieser Quelle. Die Welt, sagt er, gleicht den Werken menschlicher Kunst, folglich muß auch ihre Ursache der Ursache solcher Werke gleichen. Hier können wir anmerken, daß die Wirkungsart eines sehr kleinen Theils der Natur, nemlich des Menschen, auf einen andern sehr kleinen Theil, nemlich auf die unbeseelte Materie, die vor ihm liegt, der Maaßstab sey, nach welchem Kleanth von dem Ursprunge des Ganzen urtheilt; und er mißt Gegenstände, die so Himmelweit von einander verschieden sind, völlig nach einerley Richtschnur. Um aber alle hieraus hergeleiteten Einwürfe wegzuräumen, behaupte ich, daß es andre Theile der Welt, ausser den Maschinen von menschlicher Erfindung, giebt, die mit dem Weltbau noch eine größre Aehnlichkeit haben, und folglich eine noch beßre Muthmassung über die allgemeine Entstehungsart dieses Weltsystems an die Hand geben. Diese Theile sind die Thiere und Pflanzen. Die Welt hat offenbar mehr Aehnlichkeit mit einem Thier oder einer Pflanze, als mit einer Uhr, oder einem Weberstuhl. Es ist also wahrscheinlicher, daß ihr Ursprung auch mit dem Ursprung von jenen eine Aehnlichkeit hat. Jener ihre Ursache ist Zeugung oder Befruchtung. Wir können also den Schluß machen, daß die Ursache

oder der Ursprung der Welt mit der Zeugung oder Befruchtung einige Aehnlichkeit oder Analogie habe.„

„Aber wie läßt es sich denken, sagte Demea, daß die Welt aus etwas entstehen könne, das der Zeugung oder Befruchtung ähnlich wäre? — Sehr leicht, erwiederte Philo. Auf eben die Art, wie ein Baum seinen Saamen auf die benachbarten Felder verstreut, und andre Bäume hervorbringt; so bringt auch die grosse Pflanze, die Welt, oder dieß Planetensystem, in sich selbst einen gewissen Saamen hervor, der, in das rings umher befindliche Chaos verstreut, in neue Welten aufschießt. Ein Komet z. B. ist der Keim einer Welt, und wenn er dadurch, daß er von Sonne zu Sonne, von Stern zu Stern, geht, völlig zur Reife gediehen ist, so wird er am Ende in die ungeformten Elemente gestoßen, welche diese Welt von allen Seiten her umgeben, und schießt sogleich in ein neues System auf.„ — —

„Ich habe durchgehends behauptet, und behaupte noch immer, daß wir keine Data haben, irgend ein System der Kosmogonie zu errichten. Unsre Erfahrung, an sich selbst so unvollkommen, und an Umfang und Dauer so eingeschränkt, kann uns keine wahrscheinliche Muthmassung über das ganze System der Dinge an die Hand geben. Müssen wir aber durchaus irgend eine Hypothese festsetzen; nach welcher Richtschnur haben wir dann unsre Wahl einzurichten?

richten? Giebt es hier wohl eine andre, als die größre Aehnlichkeit der verglichenen Gegenstände? Und hat nicht eine Pflanze oder ein Thier, welche durch Zeugung oder Befruchtung entstehen, eine grössere Aehnlichkeit mit der Welt, als irgend eine künstliche Maschine, die durch Vernunft und Ueberlegung entsteht?„ — —

„In diesem kleinen Winkel der Welt allein, giebt es vier Prinzipien: Vernunft, Instinkt, Zeugung, Befruchtung, welche einander ähnlich, und die Ursachen ähnlicher Wirkungen sind. Welch eine Menge andrer Grundursachen müssen wir nicht natürlicherweise in dem unermeßlichen Umfange, und in der grossen Mannichfaltigkeit der Welt vermuthen, wenn wir von einem Planeten zum andern, von einem Weltsystem zum andern reisen könnten, um jeden Theil dieses grossen Weltbaues zu untersuchen! Jede von diesen vier angeführten Grundursachen (und noch hundert andre, die wir vermuthen könnten) kann uns eine Theorie an die Hand geben, nach welcher wir die Ordnung der Welt beurtheilen; und es ist eine grosse, handgreifliche Partheylichkeit, wenn wir unser Augenmerk ganz allein auf dasjenige Prinzipium richten, nach welchem unser eigner Verstand zu verfahren pflegt. Wäre dieß Prinzipium uns dadurch verständlicher, so liesse sich solch eine Partheylichkeit einigermassen entschuldigen; allein die Vernunft ist uns, ihrer innern Natur und Einrichtung nach, im Grunde eben so wenig bekannt, als der Instinkt, oder

der

der Wachsthum der Pflanzen; und vielleicht ist selbst jenes schwankende, unbestimmte Wort, Natur, auf welches der gemeine Haufe alles zurückführt, im Grunde nicht unerklärbarer. Die Wirkungen dieser Grundursachen sind uns alle aus der Erfahrung bekannt; die Grundursachen selbst aber, und ihre Wirkungsart, sind völlig unbekannt; und es ist nicht weniger unverständlich, oder weniger der Erfahrung gemäß, zu sagen, die Welt sey durch Befruchtung, aus einem von einer andern Welt verstreuten Saamenkorn, entstanden, als wenn man sagt, sie sey durch eine göttliche Vernunft oder Verstandeskraft entstanden, nach dem Sinne, in welchem Kleanth es versteht." —

„Daß Befruchtung und Zeugung eben sowohl, als Vernunft, der Erfahrung zu Folge Grundursachen von Ordnung in der Natur sind, steht nicht zu leugnen. Will ich mein System der Kosmogonie lieber auf jene erstern, als auf diese leztern gründen, so habe ich darinn freye Wahl. Die Sache scheint völlig willkührlich zu seyn. Und wenn Kleanth mich fragt, was die Ursache meiner grossen Befruchtungs- oder Zeugungskraft sey, so bin ich gleichfalls berechtigt, ihn nach der Ursache seiner grossen Vernunftkraft zu fragen. Wir sind darüber einig, uns dieser Fragen von beyden Seiten zu enthalten; und im gegenwärtigen Falle liegt ihm vornemlich daran, sich an diese Verabredung zu halten. Nach unsrer begränzten und unvollständigen Erfahrung

zu

zu urtheilen, hat die Zeugung manche Vorzüge vor der Vernunft; denn wir sehen alle Tage die letztere aus der erstern entstehen, niemals aber die erstre aus der letztern.„ — —

Philo sagt in der Folge, er könne augenblicklich noch manche andre Systeme der Weltentstehung vorbringen, die einen schwachen Anschein von Wahrheit haben würden; wenn sich gleich, sagt er, tausend, oder vielmehr eine Million gegen eins wetten liesse, daß keins darunter das wahre System seyn würde. — Die Bewegung, sagt er, nimmt in so manchen Fällen, durch Schwere, Elastizität, oder Elektrizität, in der Materie ihren Anfang, ohne daß wir davon eine willkührliche, thätige Triebfeder anzugeben wüßten; und in diesen Fällen allemal eine unbekannte thätige Triebfeder annehmen, ist blosse Hypothese, die noch dazu keinen Vortheil bringt, weil der Anfang der Bewegung in der Materie selbst *a priori* eben so begreiflich ist, als ihre Mittheilung von irgend einem denkenden und verständigen Wesen.

„Alle Religionssysteme, sagt er ferner, sind unstreitig grossen und unübersteiglichen Schwierigkeiten unterworfen. Jeder Streiter triumphirt seines Theils; indeß er immer die angreifende Parthey ist, und die Ungereimtheiten, Barbareyen, und verderblichen Grundsätze seines Gegners lächerlich zu machen sucht. Am Ende aber bereiten sie alle dem Skeptiker einen vollkommnen Triumph, der ihnen sagt, daß man

billig

billig über dergleichen Dinge kein einziges System annehmen sollte, aus der blossen Ursache, weil man billig über keine Sache etwas ungereimtes zugeben muß. Eine gänzliche Zurückhaltung unsers Urtheils ist hier das einzige vernünftige Verfahren. Und wenn, der gewöhnlichen Bemerkung nach, unter Theologen, jeder Angriff, aber keine Vertheidigung, glücklich auszufallen pflegt; wie vollkommen muß dann nicht der Sieg dessen seyn, der allezeit, mit allen Menschen, auf der angreifenden Seite bleibt, und für sich keinen festen Posten, keinen besondern Zufluchtsort hat, den er, bey irgend einer Gelegenheit, zu vertheidigen verpflichtet wäre!„

Kurz, Philo ist der Meynung, man müsse kein einziges System der Kosmogonie, wegen einer geringen Analogie, jemals annehmen, aber auch keins, wegen einer geringen Mißhelligkeit, jemals verwerfen; weil dieß letztre ein Mangel sey, von welchem im Grunde kein einziges frey zu sprechen ist.

Die Absicht jener so grossen Kunst und Maschinerey, welche die Natur in allen Thieren angebracht hat, ist, wie Philo glaubt, bloß die Erhaltung der einzelnen Geschöpfe und die Fortpflanzung ihrer Art. Es scheint zu ihrem Zwecke genug zu seyn, sagt er, wenn solch eine Klasse von Wesen bloß in der Welt ferner erhalten wird, ohne irgend einige Sorge oder Bekümmerniß für die Glückseligkeit der Glieder, die zu dieser Klasse gehören. Keine Hülfsmittel zu dieser Absicht;

keine innre Einrichtung der Maschine, die bloß zum Vergnügen oder zur Ruhe abzweckte; kein Vorrath reiner Freude und Zufriedenheit; kein Hang ohne irgend ein damit verknüpftes Bedürfniß oder Mangel. Wenigstens, sagt er, werden die wenigen Phänomene dieser Art durch entgegenstehende Erscheinungen von noch grösserer Wichtigkeit überwogen.

„Zugegeben, sagt er, was man nie glauben wird, oder was sich wenigstens nimmermehr beweisen läßt, daß thierische, oder zum mindesten menschliche Glückseligkeit in diesem Leben grösser sey, als thierisches oder menschliches Elend; so haben wir damit doch noch nichts gewonnen; denn dieß ist es keinesweges, was wir von unendlicher Macht, unendlicher Weisheit, und unendlicher Güte, erwarten. Warum giebt es überall Elend in der Welt? Wahrlich, nicht von Ungefehr. Folglich aus irgend einer Ursache. Rührt es von der Absicht Gottes her? Aber er ist vollkommen gütig. Ist es seiner Absicht zuwider? Aber er ist allmächtig. Nichts kann die Gründlichkeit dieses Raisonnements erschüttern, das so kurz, so klar, so entscheidend ist; ausser wenn wir behaupten, daß diese Dinge alle menschliche Fähigkeit übersteigen, und daß unsre gemeinen Maaßstäbe des Wahren und Falschen, nicht bey ihnen zu brauchen sind. Ein Satz, auf den ich durchgehends gedrungen habe, den du aber von Anfang an mit Unwillen und Verachtung verworfen hast.„

„Aber

„Aber ich will mirs gefallen lassen, mich auch aus dieser Verschanzung zurück zu ziehen; denn ich geb' es nicht zu, Kleanth, daß du mich je in dieselbe hinein zwingen kannst; ich will einräumen, daß Schmerz oder Elend im Menschen sich mit unendlicher Macht und Güte in der Gottheit verträgt, selbst in dem Sinne, worinn du diese Eigenschaften nimmst; was hast du nun aber bey dem allen gewonnen? Eine blosse mögliche Verträglichkeit ist nicht hinreichend. Du mußt diese reinen, ungemischten, uneinzuschränkenden Eigenschaften aus den itzigen gemischten und verwirrten Phänomenen, und aus diesen allein, beweisen. Ein hofnungsvolles Unternehmen! Wären die Phänomene noch so rein und unvermischt, so würden sie doch schon, weil sie endlich sind, zu dieser Absicht nicht hinreichend seyn. Wie viel weniger, da sie so mißhellig und widersprechend sind!„

Es scheint überhaupt vier Umstände zu geben, sagt Philo, wovon alles, oder doch der größte Theil der Uebel herrührt, welche beseelten Geschöpfen beschwerlich fallen, wovon keiner der menschlichen Vernunft, im geringsten Grade, nothwendig oder unvermeidlich scheint. Auch können wir sie nicht, ohne die äusserste Freyheit der Einbildungskraft, für nothwendig und unvermeidlich halten.

Der erste Umstand, der das Uebel in der Welt veranlaßt, ist diejenige Einrichtung oder Oekonomie der thierischen Schöpfung, nach welcher

cher sowohl Schmerz als Vergnügen dazu gebraucht werden, alle Geschöpfe in Thätigkeit zu setzen, und sie für das grosse Werk der Selbsterhaltung besorgt zu machen. Nun aber scheint das Vergnügen allein, in seinen mancherley Graden, dem menschlichen Verstande zu dieser Absicht hinreichend zu seyn. — Der zweyte Umstand ist, die Regierung der Welt nach allgemeinen Gesetzen; und diese scheint einem vollkommnen Wesen keinesweges nothwendig zu seyn. Der dritte Umstand ist die grosse Sparsamkeit, womit alle Kräfte und Fähigkeiten jedem einzelnen Wesen zugetheilt sind. Die Natur, heißt es, scheint eine genaue Berechnung über die Bedürfnisse ihrer Geschöpfe gemacht zu haben; und, gleich einer strengen Gebieterinn, hat sie ihnen nicht viel mehr Kräfte und Gaben verliehen, als genau nöthig waren, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Eine gütige Mutter würde ihnen einen grössern Vorrath zugetheilt haben, um sie wider alle Zufälle zu schützen, und die Glückseligkeit und Wohlfahrt der Geschöpfe, in der unglücklichsten Verbindung der Umstände, zu sichern. Jeder Lebenspfad würde dann nicht dergestalt mit Gefahren und Abgründen umgeben seyn, daß die kleinste Abweichung von der rechten Bahn, aus Versehen oder Nothwendigkeit, uns in Elend und Unglück verwickeln müßte. Es würde noch irgend ein Rückhalt, irgend ein Vorrath aufgespart seyn, um uns Glückseligkeit vorzubehalten, und die Kräfte und Bedürfnisse wären dann nicht mit einer so strengen Oekonomie gegen einander abgemessen. —

Der vierte Umstand, woraus das Uebel und Elend in der Welt entsteht, ist die nicht genaue Anlage und Verfertigung aller Triebfedern und Grundursachen in der grossen Maschine der Natur. Man sollte fast denken, sagt Philo, der Urheber dieses grossen Werks habe an dasselbe nicht die letzte Hand gelegt; so wenig ist jeder Theil vollendet, und so rauh sind die Züge, womit es ausgeführt ist.

Von dem Zusammenfluß dieser vier Umstände also, fährt er fort, rührt alles, oder doch der größte Theil des natürlichen Uebels her. Wären alle lebendige Geschöpfe keiner Schmerzen fähig, oder würde die Welt durch besondre Willensregungen regiert, so hätte das Uebel niemals Zugang in die Welt finden können; und wären die thierischen Geschöpfe mit mehr Kräften und Fähigkeiten begabt, als die höchste Noth erheischt; oder wären die verschiednen Triebfedern und Grundursachen der Welt so genau eingerichtet, daß sie allezeit die gehörige Mäßigung und Mittelstrasse hielten; so müßte sehr wenig Uebel in Vergleichung mit dem, was wir itzt fühlen, vorhanden gewesen seyn. Was sollen wir denn nun hiebey denken? Sollen wir sagen, daß diese Umstände nicht nothwendig sind, und daß sie bey der Einrichtung der Welt leicht hätten können geändert werden? Dieser Ausspruch scheint für so blinde und unwissende Geschöpfe zu dreist und verwegen zu seyn. Laßt uns in unsern Schlüssen bescheidner zu Werke gehen. Laßt uns zugeben,

daß,

daß, wenn sich die Güte Gottes (ich meyne eine Güte gleich der menschlichen) aus irgend erträglichen Gründen *a priori* beweisen liesse, diese Erscheinungen, so befremdend sie auch sind, dennoch nicht hinreichen würden, diesen Grundsatz umzustossen, sondern sich leicht, auf irgend eine unbekannte Art, mit demselben würden reimen lassen. Aber laßt uns auch nun behaupten, daß, da diese Güte nicht vorläufig ausgemacht ist, sondern erst aus den Erscheinungen in der Welt gefolgert werden muß, keine Gründe zu einer solchen Folgerung da seyn können, so lange es noch so viele Uebel in der Welt giebt, und so lange diesen Uebeln so leicht hätte können abgeholfen werden, in so weit ein menschlicher Verstand über dergleichen Dinge zu urtheilen vermag. Ich bin Skeptiker genug, um zu gestehen, daß die bösen Erscheinungen in der Welt, sich, meiner Vernunftschlüsse ungeachtet, mit dergleichen Eigenschaften, wie du annimmst, vertragen können; aber unstreitig können sie doch diese Eigenschaften nimmermehr beweisen. Solch ein Schluß kann nicht aus dem Skeptizismus entstehen; sondern er muß sich aus den Phänomenen ergeben, und aus unserm Vertrauen auf die Folgerungen, die wir aus ihnen herleiten.„

Von dem Einflusse der Religionslehren auf das menschliche Verhalten, sagt Philo, es sey aus der Erfahrung gewiß, daß der kleinste Gran natürlicher Rechtschaffenheit und Gutherzigkeit mehr Einfluß auf das menschliche Betragen habe,

als die prächtigsten Aussichten, welche theologische Theorien oder Systeme eröffnen. Und wenn man mit einem Manne zu thun hat, der aus seiner Frömmigkeit und Religion viel Wesens macht, so hat das, wie es hier heißt, bey manchen, die man für klug hält, keine andre Wirkung, als daß sie auf ihrer Hut sind, um nicht von ihm angeführt und betrogen zu werden. Er sagt ferner, daß allein schon die beständige Aufmerksamkeit auf eine so wichtige Angelegenheit, wie die ewige Seligkeit ist, im Stande sey, die wohlwollenden Neigungen zu vertilgen, und eine engbrüstige, eigennützige Gesinnung hervor zu bringen; und daß solch eine Denkungsart, wenn sie unterhalten und ermuntert wird, gar leicht alle die allgemeinen Vorschriften des Wohlwollens und der Menschenliebe in den Wind schlägt. Von der Verehrung der Gottheit sagt er folgendes:

„Gott kennen, sagt Seneka, heißt ihn verehren. Aller andre Gottesdienst ist in der That ungereimt, abergläubisch, und sogar gottlos. Er setzt Gott auf die niedrige Stufe der Menschen herab, die an Bitten, Flehen, Geschenken und Schmeicheleyen ein Wohlgefallen haben. Und doch ist diese Versündigung noch die kleinste, wozu der Aberglaube verführt. Gemeiniglich würdigt er die Gottheit noch tief unter den Rang der Menschen hinab, und stellt sich Gott als einen eigensinnigen Dämon vor, der seine Gewalt ohne Vernunft und ohne Menschlichkeit ausübt. Und wäre dieß göttliche Wesen geneigt, über die La-

ster und Thorheiten der armen Sterblichen zu zürnen, die das eigne Werk seiner Hände sind, so würde es freylich mit den Anhängern der meisten abergläubischen Volksmeynungen sehr übel stehen. Auch würde niemand von dem menschlichen Geschlechte seiner Gnade würdig seyn, als nur einige wenige, nemlich die philosophischen Deisten, welche sich von seinen göttlichen Vollkommenheiten anständige Begriffe machen, oder doch zu machen bestreben; so, wie die einzigen, die auf sein Mitleid und seine Nachsicht Anspruch machen könnten, die philosophischen Skeptiker seyn würden, eine fast eben so seltene Sekte, welche, aus natürlichem Mißtrauen in ihre Fähigkeiten, alles Urtheil über so erhabne und so ausserordentliche Dinge zurück halten, oder zurück zu halten suchen.„

Von dieser Art also sind die Gedanken und Lehrsätze, die in gegenwärtigen Dialogen enthalten sind; und nun entsteht natürlicherweise die Frage, was Hr. Hume sich mit diesem Vermächtniß ans Publikum für Dank und Verdienst erworben hat? Sind die Grundsätze wahr und richtig, die er mit so ernstlichem Eifer vorzutragen sich bemüht; so haben die Lasterhaften weiter nichts zu fürchten, als Zwang und Strafen menschlicher Gesetze; so sehen sich die Tugendhaften ihrer besten Hofnungen und Trostgründe beraubt; so wird jedes edelmüthige Bestreben des menschlichen Verstandes gedämpft; so ist die Welt, in welcher wir leben, eine vaterlose Welt; so sind wir

an ein Leben voller Trübsal und Elend gefesselt, und haben jenseits des Grabes nichts weiter zu hoffen.

Hr. Hume war so lange auf dem gränzenlosen und unsichern Ocean der Zweifelsucht hin und her getrieben; man hätte daher denken sollen, daß er, am Abend seines Lebens, gewünscht hätte, in irgend einen friedsamen Hafen einzulaufen, eine reinere Luft zu athmen, einen heitern, unbewölkten Himmel zu erblicken, frey von jenen ungesunden Nebeln, welche über die finstern Gegenden des Zweifels und der Ungewißheit daher hangen, und durch die Schlußscenen des Lebens mit Ruhe und angenehmen Hofnungen fortzuschreiten. Allein, seine Liebe zum Paradoxen, sein unordentliches Bestreben nach literarischem Ruhm, währte so lange, als sein Leben währte; und, bey aller Unpartheylichkeit und Menschenliebe, ist es doch kaum möglich, andre Bewegungsgründe anzugeben, die ihn hätten antreiben können, diese Gespräche zu schreiben, die nothwendig dem gesunden moralischen Gefühle seiner Nebenmenschen äusserst anstößig seyn müssen, oder dieß Unternehmen mit dem Charakter eines guten Bürgers und Menschenfreundes zu reimen.

Man wird freylich sagen, Hume sey, seiner Grundsätze ungeachtet, ein sehr gutdenkender und liebenswürdiger Mann gewesen. Das war er allerdings; aber die Folge wäre doch sehr übereilt, daß Grundsätze wenig oder gar keinen Einfluß

fluß auf unser moralisches Verhalten hätten. Ein Mann, der von Natur ruhig und kaltblütig denkt, der vielen Hang zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hat, dessen Erziehung, Vermögen, und andre zufällige Lebensumstände ihn mit den höhern Ständen der Gesellschaft in Verbindung bringen, kann nicht nur angenehme, gefällige Sitten haben, und ein sehr guter Gesellschafter seyn; er kann auch, schon vermöge seiner natürlichen Gemüthsart, ein wohlwollender, gutdenkender Mann seyn, und seine Rolle in der Welt mit grosser Anständigkeit spielen. Aber gesetzt, Hume's Grundsätze würden unter den Menschen überall gangbar, und durchgängig angenommen, was würde davon die Folge seyn? Werden Leute, die wie unvernünftige Thiere zu sterben glauben, jemals wie vernünftige Menschen handeln? Ihre Sprache wird seyn: „laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!„ Wenn man einmal glaubt, der Tod mache unserm Daseyn ein gänzliches Ende, wenn man sich einmal von der Idee einer zukünftigen Rechenschaft los zu machen weiß; was bleibt dann noch übrig, um die Menschen von der Befriedigung aller ihrer Leidenschaften zurück zu halten, als das Ansehen bürgerlicher Gesetze? Allein auch das beste, weiseste System derselben ist doch bey weitem nicht hinreichend, viele von den Uebeln abzukehren, welche die Ruhe, die Ordnung, und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft unterbrechen. Es kann einer ein grausamer Ehemann, ein grausamer Vater, ein Wüthrich seines Hauses seyn; er

kann seines Nachbars Weib oder seine Tochter verführen, ohne von den Gesetzen etwas fürchten zu dürfen; und findet er an der Sättigung seiner zügellosen Begierden ein Wohlgefallen, wird er sich da wohl ein Bedenken machen, sie zu sättigen? Was sollte ihn davon zurück halten? — Doch, der Leser setze selbst diese Betrachtungen fort, worauf ihn diese Gespräche ganz natürlich führen müssen. Dem philosophischen, auch nur dem vernünftigen Denker wird ihre Lesung gewiß nicht schaden; aber den Schwindelkopf, den Lasterhaften, den Mann ohne Grundsätze, können sie gar leicht in seinen Vorurtheilen wider Tugend und Religion bestärken.

V.

The History of Modern Europe: With an Account of the Decline and Fall of the Roman Empire, and a Vieu of the Progress of Society from the Fifth to the Eighteenth Century. In a Series of Letters from Nobleman to his Son.

Geschichte des heutigen Europa. Mit einer Nachricht von der Abnahme und dem Fall des römischen Reichs, und einem Abriß des Fortgangs der menschlichen Gesellschaft, vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhundert. In Briefen eines Edelmanns an seinen Sohn. London, 1779. II. Bände. 8. (12. S.)

Bey

Bey der allgemein anerkannten Wichtigkeit des Studiums der neueren Geschichte bedarf es keines Beweises, daß die Absicht sehr lobenswürdig sey, jungen Leuten einen zusammenhangenden Abriß von dem Fortgange der menschlichen Gesellschaft in die Hände zu geben, der etwas mehr leistet, als ein chronologisches Verzeichniß von Namen und Thatsachen, und sie veranlassen kann, über die in der Welt vorgegangene Begebenheiten richtige und nützliche Betrachtungen anzustellen. In dieser Absicht ist die gegenwärtige Geschichte des heutigen Europa, des Verfassers eignem Geständnisse zufolge, geschrieben, und die Ausführung ist so zweckmäßig gerathen, daß sie von den Fähigkeiten und der Beurtheilungskraft des Verfassers eine gute Meynung erweckt, und seinem Werke für den Beyfall des Publikums Bürge wird. Mit sehr glücklichem Erfolge hat er sich bemühet, zwischen der trocknen chronologischen Methode Pufendorf's und der flüchtigen, aber einnehmenden Manier Voltaire's ein Mittel zu treffen. Er erzählet mit grosser Deutlichkeit in einer guten Schreibart, streuet in die allgemeine Erzählung viele interessante Anekdoten und vernünftige Reflexionen ein, und verräth durchgehends in Ansehung der Religion sowohl, als der bürgerlichen Verfassung, eine grosse Freymüthigkeit. Zu einer Probe zeichnen wir folgende Bemerkungen über den Fortgang der Gesellschaft, seit der Gründung der heutigen Nationen, bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts aus:

„Ob es gleich den nordischen Eroberern an Geschmack fehlte, die römischen Künste, Gesetze oder Literatur gehörig zu schätzen, so nahmen sie doch durchgehends die Religion der Ueberwundenen an; und der sanfte und wohlthätige Geist des Christenthums würde ohne Zweifel ihre wilden Sitten gemildert haben, wenn ihre Gemüther nicht bereits von einem barbarischen Aberglauben angesteckt gewesen wären. Die Vermengung desselben mit den Grundlehren und den Gebräuchen des Christenthums brachte jenes abgeschmackte Gemisch von Gewaltthätigkeit, Andächteley und Thorheit hervor, welches so lange Zeit hindurch die römische Kirche entehrte, und welches den Charakter der mittleren Zeiten ausmachte. Die Geistlichkeit gewann, aber das Christenthum verlohr durch die Bekehrung der Barbaren. Sie verwechselten vielmehr den Gegenstand, als den Geist ihrer Religion.

Die Druiden unter den Galliern, und die Priester bey den alten Deutschen und allen skandinavischen Völkern, besassen eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther der Leute. Diese Völker behielten nach der Annahme des Christenthums ihre Ehrfurcht für die Priesterschaft bey; und unglücklicher Weise besaß die Geistlichkeit in jenen Zeiten weder Tugend genug, sich vor dem Mißbrauch ihrer Gewalt zu bewahren, noch Kenntniß genug, um sich zu einer gehörigen Anwendung derselben geschickt zu machen. Sie begünstigte die abergläubische Ehrfurcht; und alle diejenigen von den Barbaren, welche in Orden traten, brachten ihre

ihre Unwissenheit und ihre ursprünglichen Vorurtheile mit sich hinein.

Die christlichen Kayser hatten die Kirche bereichert; sie hatten an dieselbe Vorrechte und Freyheiten verschwendet, und diese verführerischen Vorzüge hatten nur gar zu viel zu einer Erschlaffung der Kirchenzucht beygetragen und zur Einführung von mehr oder minder verderblichen Unordnungen, welche den Geist des Evangeliums verkehret hatten. Unter der Herrschaft der Barbaren nahm der Verfall zu, bis endlich die reinen Grundsätze des Christenthums in einen groben Aberglauben sich verlohren, welcher, statt nach Heiligkeit und Tugend zu trachten, dem einzigen Opfer, das ein vernünftiges Wesen dem grossen Urheber von Ordnung und Vortreflichkeit angenehm machen kann, sich bestrebte, der Gnade Gottes durch eben die Mittel sich zu versichern, welche die Gerechtigkeit von Menschen befriedigten, oder von diesen angewendet wurden, um ihre fabelhafte Gottheiten zu versöhnen.

Wie alle bürgerliche Verbrechen unter den nordischen Eroberern mit Gelde gebüßet wurden, so versuchten sie auf gleiche Weise den Himmel zu bestechen durch Wohlthaten, die sie der Kirche erwiesen; und je mehr sie sich ihren viehischen Leidenschaften, der Raubsucht und Gewaltthätigkeit überliessen, je verschwenderischer waren sie in dieser Gattung von guten Werken. „Sie scheinen geglaubt zu haben, sagt Mably, daß Geiz die erste Eigenschaft der Gottheit wäre, und daß die Heiligen

ligen mit ihrem Ansehen und Schutz Handel trieben.„ Daher jener Einfall Klodwigs: „der heilige Martin leistet seinen Freunden sehr gute Dienste, aber sie müssen ihm tüchtig für seine Mühe bezahlen.„

„Unser Schatz ist arm, sagte Chilperich, Klodwigs Enkel, unsre Reichthümer hat die Kirche bekommen; die Bischöfe sind die Könige!„ — Und wirklich die höhere Geistlichkeit, welche durch den Erwerb von Ländereyen die Macht der äussern Glücksumstände dem Einflusse der Religion hinzufügte, war oft Herr von Königreichen und schaltete über die Krone, indem sie die Angelegenheiten des Staats anordnete. Es war eine Nothwendigkeit, sie zu Rathe zu ziehen, weil sie alle damals in Europa noch übrige Wissenschaft besaßen; sie allein wußten alles. Die Sprüche ihrer Versammlungen wurden als untrügliche Rathschlüsse betrachtet, und sie sprachen gemeiniglich im Namen Gottes; aber leider! waren sie nur Menschen.

Da das Interesse der Geistlichkeit dem Interesse der Layen entgegen lief, so brachten Widersetzlichkeit und Eifersucht neue Unordnungen hervor. Die Priester bedienten sich listiger Kunstgriffe wider ihre mächtigen Gegner; sie ersannen Mährchen, um sie in Furcht und Unterwürfigkeit zu setzen; sie brauchten die geistlichen Waffen zur Vertheidigung ihrer zeitlichen Güter; sie änderten die sanfte Sprache der Liebe in entsetzliche Verwünschungen um; die Religion Jesu athmete nichts als Schrecken. Mit den Blitzen der Kirche, dem

Werk-

Werkzeuge zu so vielen Kriegen und Revolutionen, verbanden sie die Hülfe des Schwerdts. Kriegerische Prälaten, in Rüstung gekleidet, fochten für ihre Besitzungen, oder um sich fremder Besitzungen zu bemächtigen; und, gleich den heidnischen Priestern, deren verderblicher Einfluß in der Unwissenheit des Volks gegründet war, suchte die christliche Geistlichkeit ihr Ansehn durch das Mittel zu erweitern, daß sie alles Wissen innerhalb ihres Ordens begränzte. Sie machte aus den allernöthigsten Wissenschaften ein Geheimniß; Wahrheit durfte das Licht nicht sehen, und Vernunft wurde in die Zelle des Aberglaubens eingekerkert. Viele von den Geistlichen selbst konnten kaum lesen, und das Schreiben war hauptsächlich auf die Klöster eingeschränkt, wo eine blinde und eigennützige Frömmigkeit, in gleichem Grade bereit zu betrügen und zu glauben, die Feder führte, und wo lügenhafte Chroniken und mit Mährchen angefüllete Legenden zusammengeschrieben wurden, welche Geschichte, Religion, und die Grundregeln und Gesetze der Gesellschaft schändeten.

Von Künsten, Wissenschaften, Handlung, von Regierungsverfassung, von Grundsätzen entblößt, waren fast alle europäische Nationen so barbarisch und elend, als sie irgend werden konnten, es sey denn, daß ein Wunder zum Verderben der Menschheit geschehen wäre. Karl der Grosse in Frankreich, und Aelfred der Grosse in England bemüheten sich zwar, diese Finsterniß zu vertreiben, und ihre Unterthanen unter den Zwang des

Gesetzes

Gesetzes zu beugen; und sie waren so glücklich, ihren Zweck zu erreichen; Aufklärung und Ordnung zeichneten ihre Regierung aus. Aber die Unwissenheit und Barbarey des Zeitalters war ihren ruhmwürdigen Einrichtungen zu mächtig; die Finsterniß brach nach ihrem Tode von neuem ein, dicker und drückender als vorher, und ließ sich über Europa nieder, und die Gesellschaft taumelte ins Chaos zurück.

Der Occident steckte während des neunten und zehnten Jahrhunderts in so tiefer Unwissenheit, daß die Geistlichkeit, welche allein im Besitz der wichtigen Geheimnisse des Lesens und Schreibens war, nothwendiger Weise die Schiedsmänner und Richter in fast allen weltlichen Angelegenheiten wurde. Sie begriff unter ihre Gerichtsbarkeit Ehen, Kontrakte, Testamente; welches alles sie sorgfältig in Geheimnisse einhüllete, und wodurch sie sich neue Quellen von Reichthum und Macht eröfnete. Jedwede Sache hatte einen Anstrich von Religion; weltliche und geistliche Dinge wurden unter einander gemenget; und aus dieser unnatürlichen Mischung entsprangen tausend Mißbräuche. Die Geschichte jener Zeiten ist eine Satyre auf den menschlichen Verstand; und auf die Religion, wenn wir ihr die Mißhandlungen ihrer Diener beymessen dürften.

„Rettet eure Seelen vom Verderben, sagt der heilige Aegidius, Bischof von Noyon, weil ihr die Mittel noch in eurer Gewalt habt; gebt Geschenke und Zehnten den Geistlichen; kommet häufi-

häufiger zur Kirche; fleht demüthig die Fürbitte der Heiligen an; denn, wenn ihr diese Dinge beobachtet, so könnet ihr am Tage des Gerichts mit Zuversicht vor den ewigen Richter treten und sprechen: Gieb uns, Herr! denn wir haben dir gegeben.„

In einigen Kirchen in Frankreich feyerte man ein Fest zum Andenken der Flucht der Jungfrau Mariä nach Aegypten. Es hieß das Eselsfest. Eine junge, reich gekleidete Dirne, mit einem Kinde auf den Armen, wurde auf einen prächtig gezäumten Esel gesetzt. Man führte den Esel in feyerlicher Proceßion zum Altar, und hielt mit grossem Pomp hohe Messe. Der Esel war abgerichtet, bey den Worten, welche dies erfodern, niederzufallen; eine eben so kindische, als gottlose Hymne wurde zu seinem Lobe abgesungen; und wenn die Ceremonie geendiget war, erhub der Priester, statt der gewöhnlichen Worte, womit er die Gemeine entließ, zu dreymalen ein dem Schreyen eines Esels ähnliches Geschrey, und die Gemeine schriee, statt der gewöhnlichen Antwort, dreymal so wieder zurück.

Die Wissenschaften fiengen an wieder aufzuleben im eilften Jahrhundert; aber was für Wissenschaften?— Ein scientifisches Geschwätz, eine falsche Logik, die auf Wortklauberey hinaus lief, ohne irgend einen Realbegriff an die Hand zu geben, machte die Gelehrsamkeit jener Zeiten aus. Man wirrete alles in einander, indem man alles zu zergliedern bemühet war. Da die neuen Lehrlinge meistens aus Geistlichen bestanden, so be-

schäf-

schäftigten theologische Materien vorzüglich ihre Aufmerksamkeit: und da sie weder Geschichte, noch Philosophie, noch Kritik kannten, so waren ihre Arbeiten eben so nichtswürdig, als ihre Untersuchungen, welche in gleichem Grade Vernunft und Religion entehrten. Die Empfängniß der gebenedeyeten Jungfrau und die Verdauung der geweiheten Hostie, waren zwey von den vornehmsten Gegenständen ihrer Grübeley; und aus dem letztern entsprang ein dritter, nemlich zu wissen, ob man das geweihete Brodt wieder von sich gäbe!

Die Unregelmäßigkeiten in der Regierung und den Sitten hielten, wie das immer der Fall ist, mit den Verwirrungen im Religionswesen und in den Wissenschaften gleichen Schritt. Sie scheinen ihren höchsten Gipfel gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts erreicht zu haben. Damals war die Lehensverfassung, deren Gebrechen ich an einem andern Orte gezeigt habe, allgemein geworden. Die Herzoge oder Statthalter in den Provinzen, die Markgrafen, welchen die Beschützung der Marken oder Gränzländer oblag, und sogar die Grafen, welchen die Verwaltung der Gerechtigkeit anvertrauet war, ursprünglich lauter Kronbediente, hatten sich zu Herren von ihren Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften gemacht. Der König empfieng zwar, als Oberherr, immer von ihnen die Huldigung wegen der Länder, die sie von der Krone inne hatten, und die, in Ermangelung der Erben, zu den königlichen Domänen zurückfielen; er besaß das Recht, sie zu Kriegs-

dienſten

diensten aufzufodern, sie vor seinem Gerichtshofe durch ihre versammelten Pairs zu richten, und im Fall der Empörung ihre Staaten einzuziehen; aber in jedem andern Betracht waren sie im Genusse der mit der höchsten Majestät verknüpften Gerechtsame. Sie hatten ihre Aftervasallen oder Unterthanen; sie gaben Gesetze, hielten Gerichtshöfe, prägten Geld unter ihrem Namen, und führten wider ihre Privatfeinde Krieg.

Die schrecklichsten Unordnungen entstanden aus diesem anarchischen Feudalsystem. Gewalt entschied alles. Europa war Ein grosses Schlachtfeld, wo der Schwache um Freyheit, und der Mächtige um Herrschaft kämpfte. Der König besaß keine Macht, und die Edelleute hatten keine Grundsätze; sie waren Tyrannen zu Hause, und Räuber ausserhalb ihres Bezirks; nichts blieb übrig, das die Grausamkeit und Gewaltthätigkeit hätte zügeln können. Die Scythen in ihren Wüsteneyen konnten nicht ärger wider die Gesetze der Gesellschaft verstossen, als die Europäer während der Periode, von welcher die Rede ist. Der gemeine Mann, die zahlreichste sowohl, als die nützlichste Klasse im Staate, war entweder wirklich Sklav, oder so mannichfaltigem Elende blos gestellet, welches aus der Rauberey und Bedrückung entsprang, deren einer oder der andern, und oft beyden er zur beständigen Beute diente, daß viele von ihnen, um Brodt und Schutz zu haben, freywillig ihrer Freyheit entsagten. Wie mußte es mit einer Regierung aussehen, unter welcher die Knechtschaft ein wünschenswerther Stand war!

Es giebt aber, nach der Bemerkung des philosophischen Hume, einen gewissen Punkt des Sinkens sowohl, als des Emporsteigens, welchen menschliche Dinge selten überschreiten, und von welchem ab, sie natürlicher Weise in einer entgegen gesetzten Progreßion zurückkehren. Diesen äussersten Punkt des Verfalls scheinet, wie gesagt, die Gesellschaft in Europa um den Anfang des eilften Jahrhunderts erreicht zu haben; als die Unordnungen der Lehensregierung mit der daraus folgenden Verderbtheit des Geschmacks und der Sitten zu ihrem höchsten Uebermaaß gediehen waren: und demnach kann man von diesem Zeitpunkt an eine Folge von Ursachen und Begebenheiten angeben, welche in unterschiedenen Graden von Wirkungskraft dazu beytrugen, Anarchie und Barbarey auszurotten, und Ordnung und Geschliffenheit einzuführen.

Unter die vornehmsten dieser Ursachen ist das Ritterwesen zu rechnen, welches, wie der sinnreiche und forschende Dr. Robertson anmerkt, so gewöhnlich es als eine tolle Einrichtung, als die Geburt des Eigensinnes und die Quelle der Schwärmerey angesehen wird, natürlicher Weise aus dem Zustande der Gesellschaft in jenen Zeiten entsprang, und eine sehr ernstliche Wirkung in Absicht auf die Verfeinerung der Sitten der europäischen Nationen hatte.

Der Feudalzustand war, wie gesagt, ein Zustand eines immerwährenden Krieges, Raubens und Anarchie. Die Schwachen und Wehrlosen

waren

waren jeden Augenblick Beleidigungen oder Beschimpfungen ausgesetzt. Die Macht des Monarchen war zu eingeschränkt, um diese Ungerechtigkeiten zu verhüten, und die gesetzgebende Gewalt zu schwach, um sie wieder gut zu machen. Es war kaum irgend ein Zufluchtsort gegen Gewaltthätigkeit und Unterdrückung vorhanden, den ausgenommen, welchen die Tapferkeit und der Edelmuth der Privatpersonen gewährte; und der Arm des Tapfern war das einzige Tribunal, welches der Hülflose um Gerechtigkeit anrufen konnte. Der Kaufmann konnte nicht mehr mit Sicherheit reisen, oder seine Waaren zu Markte bringen, welche man zum Lebensunterhalte doch nicht entbehren konnte; jeder Besitzer eines Schlosses raubte sie, oder belegte sie mit einer Schatzung; und viele plünderten nicht nur die Kaufleute, sondern schleppten alles Frauenzimmer, was ihnen aufstieß, weg. Geringe Unbequemlichkeiten können übersehen, oder ertragen werden; steigen aber Mißbräuche zu einer gewissen Höhe, so muß die Societät verbessern, oder zu Grunde gehen; es wird Jedermanns Sorge, solche Mittel aufzusuchen und anzuwenden, welche die Abschaffung jener Mißbräuche am wirksamsten bewerkstelligen können. Menschlichkeit entsprang aus dem Busen der Gewaltthätigkeit, und Hülfe kam von den Händen der Raubsucht. Jene zügellosen und tyrannischen Edelleute, welche jeder Art von Beleidigung und jedweder Gattung von Unterdrückung sich schuldig gemacht hatten; welche, in gleichem Grade ungerecht, unempfindlich und abergläubisch, Wallfahrten gethan und

geplündert, gemordet und Busse gethan hatten, wurden endlich von einem Gefühl von natürlicher Billigkeit ergriffen, und von der Ueberzeugung eines gemeinen Interesse geleitet, und machten nun Verbindungen zur Abstellung von Privatungerechtigkeiten, und zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. So ehrwürdig war der Ursprung einer Einrichtung, welche durchgehends als phantastisch beschrieben worden ist!

Dem jungen Krieger wurden bey den alten Deutschen, wie bey den neuern Rittern in der ersten Zeit, die Waffen mit gewissen Ceremonien angelegt, welche geschickt waren, kriegerischen Muth einzuflössen; aber der Ritterstand, als eine bürgerliche und kriegerische Einrichtung betrachtet, ist nicht älter, als das eilfte Jahrhundert. Die vorgängigen Zubereitungen und Feyerlichkeiten der Einweihung findet man in Ritterbüchern beschrieben. Tapferkeit, Menschlichkeit, Höflichkeit, Gerechtigkeit, Ehrliebe waren die unterscheidenden Kennzeichen der Ritterschaft; man fügte denselben die Religion hinzu, welche, da sie sehr viel enthusiastischen Eifer einflößete, alle jene Eigenschaften zu einer romantischen Höhe trieb, die dem Geist des Zeitalters auf eine bewundernswürdige Weise entsprach, und die grössesten und dauerhaftesten Wirkungen in Ansehung der Staatsverfassung sowohl, als der Sitten, erzeugte. Man führte nicht mehr mit so vieler Grausamkeit Krieg, da man anfieng, Menschlichkeit eben so gut, als Tapferkeit als die Zierde des Ritterstandes anzusehen,

und die Ritterwürde für einen die königliche Würde übertreffenden Vorzug und für eine Ehre zu halten, welche Fürsten von den Händen blosser Edelleute zu empfangen stolz waren. Artigere und feinere Sitten wurden eingeführet, da die Höflichkeit als die liebenswürdigste der ritterlichen Tugenden empfohlen wurde, und jeder Ritter sich dem Dienst einer Dame widmete. Gewaltthätigkeit und Unterdrückung wurden seltener, da man es für etwas Verdienstliches hielt, sich ihnen zu widersetzen und sie zu bestrafen. Eine pünktliche Wahrheitsliebe und die gewissenhafteste Aufmerksamkeit, jede eingegangene Verbindung, besonders aber die Verbindlichkeiten zwischen den beyden Geschlechtern, als welche leichter verletzt werden konnten, zu erfüllen, wurde der unterscheidende Charakter eines Edelmanns, weil der Ritterstand als die Schule der Ehre betrachtet wurde, und die zärtlichste Empfindlichkeit in Ansehung dieses Punkts einprägte; und eine Tapferkeit, die durch so viele von Liebe, Religion und Tugend hergenommene Bewegungsgründe unterstützt war, wurde ganz unwiderstehlich.

Bey dem allen ist nicht zu leugnen, daß der Geist des Ritterwesens zu Zeiten zu einer ausschweifenden Höhe stieg, und oft eine verderbliche Richtung hatte. In Spanien erzeugte er unter dem Einfluß einer romantischen Galanterie eine Reihe thörichter Abentheuere, welche mit Recht verlacht sind; im Gefolge der Normannischen Ehrsucht zerstörete er die Freyheiten von England, und überschwemmte Italien mit Blut; und wir werden ihn

bald auf den Ruf des Aberglaubens, und als das Instrument der påbstlichen Macht, Asien unter dem Panier des Kreuzes verwůsten sehen. Aber alles das sollte nicht als Beweise wider eine an sich lobenswůrdige und zur Zeit ihrer Stiftung nothwendige Einrichtung angesehen werden; und diejenigen, welche mit Verachtung auf sie herabsehen, die Sachwalter der alten Barbarey und Ungeschliffenheit, sollten bedenken, daß das Ritterwesen nicht nur zuerst die Menschen belehrte, das in Friedenszeiten ůbliche gesittete Betragen auch während kriegerischer Operationen nicht abzulegen, und Feinheit im Umgange mit dem Gebrauch des Schwerdts zu verbinden, sondern auch den menschlichen Geist aus seiner Schlafsucht erweckte, dem menschlichen Charakter, selbst indem es ihn milderte, Stårke gab, und Thaten hervorbrachte, welchen das Alterthum keine zur Seite setzen kann. Auch sollten diese Leute nicht vergessen, daß das Ritterwesen den Geschåften im menschlichen Leben Mannichfaltigkeit, Eleganz und Vergnůgen ertheilte, indem es das Frauenzimmer zu einem wesentlichern Theile der Gesellschaft machte; und wir ihm daher Dankbarkeit schuldig sind, wenn gleich die unausgemachteren Wirkungen desselben, das Point d'honneur und die Verfeinerungen in der Galanterie von den Verbesserungen, in Absicht auf die neueren Sitten, ausgeschlossen werden můssen.„

Dieser Auszug wird zur Rechtfertigung unsers Urtheils hinreichend seyn. Schade ist es

doch, daß der Verfasser nicht für ein gut gearbeitetes, bey einem Werke von der Art fast unentbehrliches alphabetisches Register gesorget hat.

VI.

A Plan of Lectures on the Principles of Nonconformity, for the Instruction of Catecumens. By R. Robinson. 8vo. 1 S. 6 d. Buckland.

Entwurf zu Vorlesungen über die Grundsätze der Nonkonformität, zum Unterricht der Katechumenen; von R. Robinson. 8vo.

Bey der ersten Entstehung einer Sekte werden ihre Grundsätze und Lehrmeynungen gemeiniglich sorgfältiger studirt, und folglich auch von ihren Bekennern besser verstanden, als wenn dieselbe schon ruhig festgesetzt, und durch Gewohnheit bekannter worden ist. Wenn die Hitze des Streits sich gelegt, und der Widerstand sich durch seine eignen Bestrebungen und Anstrengungen geschwächt hat, so tritt gemeiniglich Gleichgültigkeit in die Stelle des Eifers; und was man des Streitens nicht werth achtet, wird gemeiniglich auch einer sorfältigen Erlernung nicht würdig erkannt.

Daher die gewöhnliche Unwissenheit der dissentirenden Religionspartheyen in England, in Ansehung der ursprünglichen Gründe und Ursachen ihrer Nonkonformität. Sie sind zu weit

von der Ursache entfernt, um sich sehr um ihre Wirkung zu bekümmern. Sie wurden in ihren Lehrmeynungen geboren, und bleiben deswegen ruhig dabey; ihre Voreltern hingegen wurden in andern Lehrmeynungen geboren, und durch bestimmte Gründe bewogen, sie aufzugeben oder zu verändern. Sie nahmen Antheil an dem grossen Werke der Reformation, und der Ausschlag der Streitigkeiten betraf ihre Vortheile. Der Widerstand, den sie fanden, bewog sie, auf ihrer Hut zu seyn; ihre ganze Seele wurde lebendig, wenn von der besten Art des Angrifs oder der Vertheidigung die Rede war; allein sobald hernach die Parthey der Nonkonformisten den Reiz der Neuheit verlor, zog sie weniger Aufmerksamkeit auf sich, und wurde folglich auch weniger der Gegenstand des Widerspruchs und der Vertheidigung.

Nachdem also die grossen Eiferer auf beyden Seiten, die lange Zeit hindurch die Flamme dieses Zwistes in Brand erhielten, nicht mehr da waren, nahm das Feuer allmählig ab, und ihre Nachfolger hatten eben nicht Lust, es wieder anzufachen. Je mehr die Dissentirenden mit der übrigen Welt Verkehr hatten, desto mehr verloren sie den Eifer ihrer Vorfahren. Sie hatten nicht ihr Gefühl, und konnten sich nicht für alle ihre Bewegungsgründe interessiren. Ueber diese Veränderung scheint Hr. Robinson Klage zu führen, und ihr abzuhelfen, scheint der grosse Zweck seiner Vorlesungen zu seyn. Er wünscht, die

schwachen und zerstreuten Strahlen des Eifers in einen Brennpunkt zu sammeln; denn itzo sind sie von demselben so weit entfernt, daß sie keine Kraft haben zu wirken; sie können weder entflammen, noch erwärmen.

Gegenwärtige Schrift ist eine Zergliederung von zwölf Vorlesungen, welche der Verf. seinen Katechumenen über die Lehrsätze der Nonkonformisten gehalten hat. Seine vornehmste Absicht war, ihre Natur, ihren Einfluß und Fortgang, durch Beybringung solcher Gründe, und durch Untersuchung solcher Thatsachen zu zeigen, als er zu ihrer Erläuterung und Bestätigung für nothwendig hielt. Er wünscht, seine Lehrgenossen zu ähnlichen Bemühungen zu ermuntern, und ihnen dazu durch die seinigen Beyspiel und Anleitung zu geben.

Jeder Freund der Freyheit und des unpartheyischen Prüfungsgeistes muß Bemühungen dieser Art für lobenswerth erkennen; indeß ist vielleicht der Plan des Verf. nicht so ganz bequem dazu eingerichtet, dergleichen wohlthätige Absichten zu befördern; vielmehr kann er gerade dazu dienen, ein eingeschränktes und einseitiges System der Untersuchung sowohl, als des Verhaltens zu begünstigen; ungeachtet der Verf. so pomphaft von Freyheit und freyer Prüfung spricht, und so oft und dreiste wider Andächteley, Intoleranz und Despotismus deklamirt. Die Bücher, welche er in Ansehung der Geschichte der Nonkonformisten empfiehlt, sind ganz einseitig

und partheyisch in dieser Streitigkeit. Aldmixon ist sein Polarstern!

Ueberhaupt verliert der unleugbare Scharfsinn und die Geschicklichkeit dieses Schriftstellers gar sehr durch seine überall hervorscheinende Eitelkeit und Hitze. Männer von dieser Art dienen nicht zur Empfehlung irgend einer Parthey, am wenigsten aber sind sie der Sache der Nonkonformisten zuträglich. Sie verlieren durch ihre Heftigkeit, was sie vielleicht durch ihre Mäßigung würden gewonnen haben, und machen das durch Uebermuth zunichte, was man ihnen sonst bey gehöriger Bescheidenheit zugestanden hätte. Und im Grunde ist dieser Parthey wirklich schon alles zugestanden, was sie nur verlangen kann; sie genießt in England der vollkommensten Religionsfreyheit. Nicht selten aber ist der Neid ein Vater des übertriebnen Eifers, und, mit Gewalt verbunden, bringt er fast allemal Unterdrückung hervor.

Nur einige Züge aus dieser Schrift werden schon ihren Verf. hinlänglich charakterisiren. Wenn er von der öffentlichen Liturgie der englischen Kirche redet, so weißt er seine Brüder dahin an, sie ihren Katechumenen als ein in aller Absicht fehlerhaftes und mangelhaftes Buch vorzustellen, das voll literarischer, philosophischer, philologischer und theologischer Irrthümer sey. Die Bibel, sagt er, sey darinn auf eine burleske Art in Fragen und Antworten verkleidet, überhaupt sey sie unnöthig und unverantwortlich, und

ihre Einführung despotisch. In eben dem Ton eifert er wider die Gebräuche des Gottesdienstes. Seine Erbitterung wider die Bischöfe der englischen Kirche ist fast auf jeder Seite sichtbar; und die Abschaffung aller Prälatur scheint ihm eine der größten Wohlthaten zu seyn, die man der Kirche erweisen könnte.

Herr R. ist übrigens ein grosser Freund von Metaphern, und andern Redefiguren. So nennt er die Klerisey eine Gesellschaft von Kapern, und die englische Kirche ein Letter of Marque-Schiff. Von dem Presbyterianismus sagt er, er sey von dem Pabstthum nur so unterschieden, wie eine Maitresse, die man sich hält, von einer gemeinen Gassenhure, oder wie eine Muskete von einer Kanone. Eine von diesen Figuren hat indeß unsern ganzen Beyfall, wenn sich nemlich Hr. R. selbst gegen den Schluß seines Buchs, in aller Demuth, „bloß einen unbedeutenden Botengänger in der Kirche Gottes„ nennt.

Und doch ist folgende Gegenschrift noch weit unbedeutender:

Remarks on *Mr. Robinson's* Plan of Lectures on the Principles of Nonconformity, by CANDIDUS. 1779. 8vo.

Denn der Verf. dieser Anmerkungen ist nichts weniger, als aufrichtig und unpartheyisch, wie sein angenommener Name hoffen liesse; sondern er eifert mit Unverstand und grosser Kurzsichtigkeit. Der Liturgie z. B. erkennt er deswegen

Gött-

Göttlichkeit zu, weil sie viele Stellen der Bibel enthält; und überhaupt nimmt er zu den armseligsten und entbehrlichsten Behelfen seine Zuflucht, um die Lehren und Rechte der herrschenden Kirche zu vertheidigen.

VII.

Experiments and Observations on Animal Heat, and the Inflammation of combustible bodies; being an Attempt to resolve these Phænomena into a general Law of Nature. By ADAIR CRAWFORD, A. M. 8vo. 2 S. 6 d. Murray

Versuche und Beobachtungen über die thierische Hitze und die Entzündung brennbarer Körper; ein Versuch, diese Erscheinungen in ein allgemeines Naturgesetz aufzulösen. von Adair Crawford. 8vo.

Ob die Hitze eine Qualität oder Substanz sey, ist längst schon eine streitige Frage in der Naturkunde gewesen. Bacon, Boyle, Newton, und andre berühmte engliche Philosophen, haben die erstere Meynung, und Homberg, Börhave, Lamery s'Gravesand, Franklin, u. a. die letztere vertheidigt. Der Verf. gegenwärtiger Schrift maaßt sichs nicht an, Schiedsrichter in dieser Sache zu seyn; indeß bringt er darin doch sehr überzeugende Gründe für die Meynung vor, daß die

die Hitze eine besondre Substanz sey, und sich, gleich dem elektrischen Fluidum, wiewohl auf ungleiche Art, durch alle Körper verbreite.

Schon vor vielen Jahren lehrte Dr. Blak zu Edinburg, daß sich die Hitze in den Körpern auf zwiefache Weise, thätig und unthätig, befinden könne. Jene, welche sich durchs Thermometer bestimmen läßt, nennt er die merkliche Hitze; diese, welche auf jenes Werkzeug keinen Einfluß hat, die verborgne. Und da einerley Maaß der Hitze, dennoch in verschiednen Körpern eine verschiedne Temperatur hervorbringt, so müßten nothwendig die Grade der Empfänglichkeit für die Hitze in den Körpern verschieden seyn.

Eben dieser Vorstellungsart, nur nicht der nemlichen Kunstwörter, bediente sich Dr. Irvine, Professor der Chymie zu Glasgow. Er nennt die ganze in einem Körper enthaltene Hitze, die absolute, und den thätigen oder wirksamen Theil derselben, die merkliche Hitze.

Unser Verfasser bedient sich eben dieser Benennungen, und beweist nicht nur durch mancherley Versuche, das Daseyn jenes Unterschiedes der Empfänglichkeit, sondern entdeckt auch sehr glücklich die vornehmste, wo nicht einzige Ursache dieses Unterschiedes. Er hat nemlich gefunden, daß die Menge von Hitze, welche ein Körper zu erhalten fähig ist, im umgekehrten Verhältnisse mit der Menge des darin enthaltnen Phlogiston

steht,

steht, und daß diese Elemente, in gewissen Verbindungen, nach ihrer chymischen Verwandschaft, einander verdrängen können. Wenn also zwey Körper mit einander vermischt werden, und zwischen jenen beyden Elementen ein Tausch vorgeht, und die in dem einen verdrängte Hitze die Empfänglichkeit des andern übersteigt, so entsteht merkliche Hitze, und zwar nach Verhältniß dieses Uebermaasses; wenn hingegen die aus dem einen Körper verdrängte Hitze der Empfänglichkeit des andern nicht an Grösse gleich kömmt, so entsteht Kälte, und zwar nach Verhältniß dieses Mangels. Ist aber die aus dem einen von diesen Körpern verdrängte Hitze gerade hinreichend, die Empfänglichkeit des andern auszufüllen, so geschieht in diesem Falle der Tausch zwischen Hitze und Phlogiston, ohne daß weder merkliche Hitze noch Kälte hervorgebracht wird.

Vermittelst dieser Grundsätze, bey deren Untersuchung und Erörterung der Verf. grosse Kenntniß, Scharfsinn und Genauigkeit zeigt, ist er nun im Stande, Aufschlüsse über einige verborgne und wichtige Naturgeheimnisse zu geben. Vorzüglich aber ist sein Augenmerk auf die thierische Hitze, auf deren Ursachen und Gleichheit, gerichtet. Er zeigt, daß Fleisch, Milch, und Pflanzen, weniger absolute Hitze, als das Wasser enthalten; daß im Wasser weniger dergleichen Hitze sey, als im Blut, und daß folglich das Blut eine größre Quantität Hitze enthalte, als dessen Bestandtheile; daß das Blut

in den Arterien mehr Hitze, als das in den gemeinen Adern, enthalte; und daß in der Luft mehr Hitze und weniger Phlogiston sey, ehe sie eingeathmet wird, als hernach in ihr enthalten ist. Diese Fakta, die sich auf genau angestellte Versuche gründen, berechtigen den Verf. zu der nothwendigen Folgerung, daß beym Athemhohlen eine doppelte Attraktion statt habe; die Luft, welche in die Lunge kömmt, zieht Phlogiston aus dem Blut an sich, und das Blut verschlingt dagegen die Hitze, welche von der Luft abgesondert wird. Diese Hitze wird dann wieder aus dem Blute, während seines Umlaufs, ausgelassen, je mehr Phlogiston es erhält; da aber die Empfänglichkeit der Partikeln, aus welchen das Phlogiston herkömmt, nicht groß genug ist, um die ganze vom Blut abgesonderte Hitze zu fassen, so geht ein Theil davon beständig in merkliche Hitze über. Die Mittel, welche die Natur veranstaltet hat, um eine zu grosse Anhäufung dieser Hitze zu verhindern, sind: die Ausdünstung aus der Oberfläche des Körpers, und die kühlende Kraft der Luft. Diese werden, wie der Verf. bemerkt, wechselsweise dergestalt verstärkt und verringert, daß sie eine gleiche Wirkung hervorbringen. Wenn die Kühlkraft der Luft durch die Sommerhitze verringert wird, so nimmt die Ausdünstung der Oberfläche zu; und wenn hingegen die Kühlkraft der Luft durch die Kälte im Winter zunimmt, so wird dagegen die Ausdünstung aus der Oberfläche verhältnißmäßig verringert.

Unter

Unter den vielerley Thieren, sagt der Verf. sind diejenigen am heissesten, welche die größte Quantität von Luft, im Verhältniß ihrer Grösse, einhauchen; und in dem nemlichen Thier steht der Grad der Hitze gewissermassen mit der Menge von Luft im Verhältnisse, die es in einer gegebnen Zeit einhaucht.

Die Ursachen der Volkane und andrer unterirdischen Feuer, der freywilligen Entzündung des Pyrophors, der Hitze, die von der Anzündung brennbarer Körper entsteht, und derjenigen, die sich beym Fieber, und topischen Entzündungen befindet, sind Probleme, zu deren Auflösung der Verf. gleichfalls die oben angeführten Grundsätze anwendet. Wir wollen hier nur von seinen Bemerkungen über die Entzündung brennbarer Körper eine Probe geben.

Der Verf. hat nemlich durch Versuche dargethan, daß die atmosphärische Luft viel absolute Hitze enthält; daß sich ferner, wenn sie in fixe und phlogistische Luft verwandelt wird, der größte Theil dieser Hitze verliert; und daß die Empfänglichkeit der Körper für die Hitze durch die Hinzukunft des Phlogiston verringert, und durch die Absonderung desselben verstärkt wird. Hieraus folgt nun, daß die durch Verbrennung hervorgebrachte Hitze von der Luft, und nicht von dem entzündbaren Körper, herzuleiten sey.

Denn entzündbare Körper haben sehr viel Phlogiston, und enthalten wenig absolute Hitze; atmosphärische Luft hingegen hat sehr viel absolute

lute Hitze, und enthält wenig Phlogiston. Durch die Entzündung wird das Phlogiston von dem entzündbaren Körper abgesondert, und mit der Luft vereint; die Luft wird in fixe und phlogistische Luft verwandelt, und verliert zu gleicher Zeit einen sehr grossen Theil von ihrer absoluten Hitze, welche, wenn sie plötzlich herausgetrieben wird, in eine Flamme ausbricht, und einen intensiven Grad absoluter Hitze hervorbringt. Wir haben durch Berechnungen herausgebracht, daß die Hitze, welche durch die Verwandlung der atmosphärischen in fixe Luft hervorgebracht wird, wenn sie nicht zertheilt würde, so beschaffen ist, daß sie zureichend wäre, die auf diese Art verwandelte Luft mehr als zwölfmal so heiß, wie glühendes Eisen, zu machen. Man sieht also, daß bey der Entzündung und Verbrennung der Körper eine sehr grosse Quantität der Hitze von der Luft herzuleiten sey.

Dagegen ist es augenscheinlich, daß kein Theil dieser Hitze von dem brennbaren Körper herzuleiten sey. Denn dieser Körper ist, so lange er brennt, seines Phlogiston beraubt, und erfährt also eine Veränderung gleich der, welche durchs Athemholen mit dem Blute vorgeht; folglich wird seine Empfänglichkeit für die Hitze vermehrt. Er verliert daher nichts von seiner absoluten Hitze, sondern er zieht, gleich dem Blute, wenn es durch die Lunge läuft, Hitze in sich.

So findet man z. E. daß der Eisenkalk mehr als zweymal so viel absolute Hitze enthält, als

das Eisen in seiner metallischen Form; woraus folgt, daß jener während des Brennens nothwendig eine Menge von Hitze einziehen muß, die dem Uebermaaß seiner Hitze mehr gleich ist, als die Hitze des letztern. Woher erhält er aber diese Hitze? Gewiß nicht von dem Eisen. Denn die Quantität der Hitze im Eisenkalk ist mehr als doppelt so groß, als die Quantität der Hitze, welche in dem Eisen, eh es kalzinirt wurde, befindlich war.

Beym Brennen des Eisens aber wird das Phlogiston von dem Metall abgesondert, und mit der Luft verbunden; und es ist bewiesen, daß durch Verbindung des Phlogiston mit der Luft eine sehr starke intensive Hitze hervorgebracht wird. Hieraus erhellt offenbar, daß bey der Entzündung des Eisens die atmosphärische Luft verändert werde; ein sehr grosser Theil ihrer absoluten Hitze wird abgesondert, einiges davon wird von dem Kalk eingezogen, und das übrige erscheint in Gestalt der Flamme, oder wird sich bewegende und merkliche Hitze.

Wir können also den Schluß machen, daß die merkliche Hitze, die beym Verbrennen erregt wird, von der Absonderung der absoluten Hitze von der Luft, vermittelst des Phlogiston, herrühre. Zur Bestätigung dieses Schlusses kann man noch hinzufügen, daß (die Veränderung ausgenommen, welche die Luft beym Athemholen leidet, wodurch die Hitze eingezogen wird,) die plötzliche Veränderung der atmosphärischen in

fixe und phlogistische Luft allemal mit Hervorbringung merklicher Hitze vergesellschaftet ist. So entsteht merkliche Hitze, wenn gemeine Luft mit Salpeterluft vermischt, wenn sie mit brennbarer Luft herausgetrieben, wenn sie durch Fäulniß, durchs Verbrennen, und durch den elektrischen Funken, verringert und schädlich gemacht wird. Ist die Menge von Luft, die auf diese Art, in einer gegebenen Zeit, verändert wird, sehr groß; so ist die Veränderung mit vielem Licht, mit einer lebendigen Flamme, und mit starker Hitze verknüpft; geschieht aber die Verändrung in der Luft langsam und allmählich, so geht die Hitze unvermerkt in die rings herum befindlichen Körper über.

Man sieht überhaupt, daß atmosphärische Luft, in ihren Bestandtheilen, eine grosse Menge Feuers und absoluter Hitze enthält. Durch die Absondrung eines Theils von diesem Feuer in der Lunge, unterhält sie die Temperatur des arteriſchen Bluts, und ertheilt demselben auf diese Weise jene Lebensnahrung, die zur Erhaltung des Thierreichs so wesentlich nothwendig ist. Und endlich erhält sie auch, auf ähnliche Weise, das natürliche und künstliche Feuer, welches durch die Entzündung brennbarer Körper hervorgebracht wird.

VIII.

Travels through Spain, in the Years 1775 and 1776; in which ſeveral Monuments of Roman and Mooriſh Architecture are illuſtrated by accurate drawings taken on the ſpot. By Henry Swinburne, Eſq. 4to. 1 L. 1 S. Elmſly. 1779.

H. Swinburne's Reiſen durch Spanien, in den Jahren 1775 und 1776; worinn verſchiedne Denkmäler der römiſchen und mauriſchen Baukunſt durch genaue, auf der Stelle gemachte, Zeichnungen erläutert werden. 4to.

Der Verf. dieſes in Briefe eingekleideten Werks unternahm ſeine Reiſe nach Spanien ſogleich mit der Abſicht, ſie zu beſchreiben, und richtete während derſelben ſein Augenmerk auf Boden, Anbau, Regierungsart, Handlung und Sitten dieſes Reichs. Vorzüglich aber ſuchte er die dortigen Alterthümer, inſonderheit die mauriſchen, auf, um dadurch ſeiner Beſchreibung noch mehr Eigenthümlichkeit und Intereſſe zu geben. Und dieß iſt auch in der That der beträchtlichſte Theil dieſes Buchs, das faſt lauter antiquariſche, und nur ſehr wenige und flüchtige Bemerkungen über ſpaniſche Sitten und Verfaſſung enthält.

Zu den vornehmſten, hier beſchriebenen Alterthümern gehört der mauriſche Pallaſt zu Granada,

nada, und die Moschee zu Cordova. Aus der Nachricht von dem erstern wollen wir einige Züge hersetzen, um darinn eine Probe von der Manier des Verfassers zu geben.

„Diese alte Festung und Residenz der muhammedischen Monarchen von Granada hat ihren Namen von der rothen Farbe der Materialien, womit sie ursprünglich gebaut wurde. Denn Alhambra bedeutet ein rothes Haus. — Es steht zwischen den Flüssen, auf einem sehr hohen Hügel, der auf die Ebene hinabgeht, und die ganze Stadt vor sich liegen hat. Der Weg hinauf geht durch eine enge Strasse, welche Calle de los Gomeles, von einer grossen mohrischen Familie, heißt. Diese führt durch ein maßives Thor in die auswendige Mauer von Alhambra. Hernach geht man weiter auf einem sehr steilen Wege, mit Ulmbäumen besetzt, woraus bald hernach ein ganzer Wald wird, und der hie und da von wilden, unbetretenen Fußsteigen durchschnitten ist, wo Ströme klaren Wassers, die ihren Weg durch den Unrath ihrer alten Kanäle gehemmt finden, sich über die ganze Strasse verbreiten. Ein grosser Brunnen verziert die Fläche nahe am Gipfel des Hügels. Das aus seinen eigentlichen Gängen abgeleitete Wasser, hat man seit so langer Zeit nach Willkühr laufen lassen; und dadurch sind die meisten Bildhauerarbeiten und Verzierungen verdorben, die sonst in sehr gutem Geschmacke verfertigt waren. Hier wendet man sich kurzum nach der linken Hand, und kömmt dann

unter die Mauren des innern Schloßhofes. Diese haben das Ansehen einer alten Stadt, und bestehen aus einer langen Reihe mit hohen Zinnen versehener Mauren, auf welchen sich gleich weit von einander grosse und hohe viereckige Thürme befinden. Diese haben eins oder zwey Bogenfenster nicht weit von der Spitze, und von unten einen steilen Abschuß in einen trocknen Graben. Das ganze Gebäude ist aus runden ungleichen Kieseln aufgeführt, die mit Grant und Kalk untermengt sind. Einige Stellen sind mit einem dicken Ueberzuge von Gips bedeckt und eben gemacht; anderswo hat man Mörtel zwischen die Steine gestrichen, und so viel von ihrer Oberfläche, als schon eben war, unbedeckt gelassen; hernach hat man diese Stellen sorgfältig ausgeschmiert, und Dreyeck, halbe Monde, u. dergl. rings umher gezogen. Gerade vor einem ist der itzige Haupteingang des Schlosses, ein viereckiger Thurm, vom Könige Jusaf Abuhagiagi im J. 1348. gebauet, wie eine Inschrift berichtet. Weil dieß der Ort war, wo man die höchste Gerechtigkeit handhabte, so wurde er das Thor des Gerichts genannt. Man geht durch dasselbe unter verschiednen Gewölben, wovon jeder Bogen mehr als einen völligen Halbzirkel ausmacht, und auf einem kleinen Pfosten ruht; die Enden des Bogens gehn in Form eines Hufeisens auf einander zu. An dem untern Steine des äussern Bogen ist die Figur eines Arms ausgehauen, als Sinnbild der Herrschaft und Macht; und an dem folgenden Bogen ein Schlüssel, in erhabner

Arbeit,

Arbeit, das Wappen der andalusischen Mohren. Ueber demselben ist die Mauer dieser Abtheilung mit einem schönen blauen und goldnen Mosaik bedeckt, in dessen Mitte man ein Bild der Jungfrau Maria angebracht hat. (Ohne Zweifel ein geschmackloser Zusatz der Spanier!) — Zur Linken ist die Schloßmauer, wovon man glaubt, sie sey von den Phöniziern erbaut worden. Ich untersuchte sie sehr genau, und fand, daß sie aus einer Lage von Steinkalk, ein bis zwey Zoll dick, bestand, worauf flach hin ein Stein von eben der Dicke gelegt ist, den man vorne würflicht ausgehauen hat; und so durchaus von oben bis unten. Dieser enge Weg endigt sich mit einem Ausgange auf den grossen viereckigen Platz, oder Plaza de los Algibes, wie er von den alten Cisternen heißt, die von einem Ende zum andern darunter durchgehn, und beständig mit fliessendem Wasser versorgt werden. Die Aussicht von der Brustwehr des Walls ist bewundernswürdig groß, über das Thal Dauro, nach dem Albaycin, und den Vega hinunter.„

Der Verf. beschreibt hierauf den prächtigen Pallast, welchen Karl der Fünfte hier errichtet hat, und beklagt mit Recht, daß dieß Gebäude nie ganz vollendet ist. Denn er entdeckte darinn sehr grosses Genie, Grösse des Stils, Schönheit und Geschmack des Plans, sehr viel besser, als alles, was man seit hundert Jahren in diesem Königreiche aufgeführt hat. Doch, wieder auf jenen maurischen Pallast zu kommen, so be-

finden sich in dessen Ruinen Zimmer, die in ihrer Art vielleicht die sonderbarsten und einzigen sind.

„Wenn man rund um die Ecke des kayserlichen Pallastes geht, so kömmt man an eine ganz einfache, ungeschmückte Thür in einem Winkel. Als ich zum erstenmal dahin kam, muß ich gestehn, daß ich erstaunte, da ich über die Schwelle trat, und mich plötzlich in eine Art von Feenland versetzt sah. Der erste Platz, wohin man kömmt, ist der Hof, welcher die Communa, oder das gemeinschaftliche Bad, heißt; ein länglichtes Viereck, mit einem tiefen Baßin voll klaren Wassers in der Mitte. Zwey Treppen mit marmornen Stufen führen in dasselbe hinab; an jeder Seite ist ein Blumenbeet, und eine Reihe von Orangenbäumen. Rund um den Hof läuft ein Säulengang, mit Marmor gepflastert; die Bogen ruhen auf sehr dünnen Pfeilern, deren Bauart und Verhältnisse von allen regelmäßigen Säulenordnungen in der Baukunst abgehen. Die Wände und Vertäfelungen sind mit eingegrabner Gipsarbeit ausgelegt, so klein und in einander geschlungen, daß der geduldigste Zeichner Mühe haben würde, es nachzuzeichnen, wenn er nicht zuvor den Plan im allgemeinen ausfindig gemacht hätte. Hiedurch würde er sich die Arbeit ungemein erleichtern; denn einerley Zeichnung ist oft und regelmäßig, in gewisser Entfernung, wiederholt; und die ganze Arbeit ist vermittelst viereckter Formen, die nach einander aufgedrückt sind, ausgeführt, und die einzelnen Theile sind äusserst

fein

fein und genau mit einander verbunden. In jeder Abtheilung stehen arabische Lehrsprüche, wovon die meisten folgenden Sinn ausdrücken: „Es ist kein andrer Eroberer, als Gott;„ oder: „Gehorsam und Ehre unserm Beherrscher Abuabdallah.„ Die Vertäfelungen sind verguldet oder vermahlt, und die Zeit hat der Frischheit ihrer Farbe nichts benommen, ob sie gleich beständig an der Luft gewesen sind. Nach unten zu sind die Mauren Mosaik, mit seltsamen Knoten und Blumenkränzen verziert; eine Arbeit, die für mich so neu, so ausnehmend künstlich, und von allem, was ich sonst gesehen hatte, so sehr verschieden war, erregte in mir die angenehmsten Empfindungen, die sich mit jedem Schritte verdoppelten, den ich auf diesem Zauberboden that. Die Nischen am Ende dieser Gänge weiß ich mit nichts besser, als mit Grottenwerk, zu vergleichen. Die zur rechten Hand öffnet sich in ein achteckiges Gewölbe, unter des Kaysers Pallast, und bildet eine vollkommne Flüstergallerie, die zum leichtern Verkehr zwischen den Bedienten beyder Häuser bestimmt ist.„

Der Verf. beschreibt hierauf den Löwenhof, der von den zwölf Figuren dieser Thiere so heißt, welche auf ihren Rücken ein ungeheuer grosses Baßin tragen, woraus ein kleineres hervorgeht, aus welchem ehedem, da die Röhren noch in Ordnung gehalten wurden, eine grosse Menge Wassers in die Höhe getrieben wurde, das hernach in die Bassins hinunter stürzte, und durch die

Mäuler der Löwen in ein grosses Behältniß fiel, von da es durch Kanäle mit den Springbrunnen in den Zimmern Gemeinschaft hatte. Diese Fontäne ist von weissem Marmor, mit vielen Blumenkränzen und arabischen Sprüchen verziert, wovon der Verf. Uebersetzungen mittheilt. Auch liefert er hier eine schöne Abbildung dieses grossen und prächtigen Platzes, durch welche der Leser eine weit richtigere Vorstellung von der Gestalt und Schönheit desselben erhält, als ihm durch Worte gemacht werden konnte. Und eben dieß ist der Fall bey den übrigen Theilen und Zimmern dieses Pallastes, die von dem Verf. sehr umständlich beschrieben, und zum Theil gleichfalls durch beygefügte, schön gestochne Kupfer, erläutert werden. Wir rathen daher keinem Verleger, eine Uebersetzung dieser Reisebeschreibung zu unternehmen, wenn er sich nicht zugleich zu dem für saubre Nachstiche der dabey befindlichen Kupfertafeln nöthigen Aufwand entschliessen kann.

Die ganze Beschreibung dieses Pallastes beschließt Hr. Swinburne auf folgende Art:

„Wie bewundernswürdig ist alles darauf angelegt, und ausgesonnen, um diesen Pallast zu dem wollüstigsten Aufenthalte von der Welt zu machen! Welch eine grosse Menge Wassers schafte man nicht herbey, um ihn in den heissen Sommermonaten zu kühlen! wie sehr sorgte man für freye und frische Luft, durch die einsichtsvolle Anlage der Thüren und Fenster! Wie viel schattichte Gärten wurzreicher Bäume! was

für

für edle Aussichten über die schönen Anhöhen und fruchtbaren Ebenen! Kein Wunder, daß die Mohren sich nach Granada zurück wünschten; kein Wunder, daß sie noch itzt alle Freytage den lieben Gott um Wiedererlangung dieser Stadt anrufen, die sie für ein irdisches Paradies halten.„

Unstreitig ist der antiquarische und architektonische Theil dieser Reisebeschreibung der wichtigste und schätzbarste, sowohl seiner Neuheit als geschickten Ausführung wegen. Um jedoch auch dem Leser von dem chorographischen Theile derselben eine Probe zu geben, wählen wir folgende Anmerkungen des Verf. über die spanische Provinz, Katalonien:

„Katalonien ist fast durchaus ungemein bergicht. Die Natur des Landes scheint grossen Einfluß auf die Natur der Einwohner zu haben, die von harter, arbeitsamer, thätiger Art, von mittler Grösse, brauner Farbe, und starken Gesichtszügen sind. Ihre Glieder sind fest, und durch Erziehung und lange Uebung zu den beschwerlichsten Arbeiten gewöhnt. Es giebt unter ihnen wenig Lahme, Verwachsene, oder Bettler. Ihre Mokos, oder Maulthierknechte, sind rasche Fußgänger; man weiß, daß einige unter ihnen von Barcelona bis Madrit, und wieder zurück, in neun Tagen gegangen sind, welches, auf der ordentlichen Heerstrasse sechshundert englische Meilen beträgt.„

„Der Verlust aller ihrer Freyheiten, das schimpfliche Verbot jedes Gewehrs, selbst eines Mes-

Messers, und eine ungeheure Last von Auflagen, dieß alles hat doch ihren unabhängigen Geist nicht zu ersticken vermocht, welcher sich bey der geringsten Gewaltsamkeit willkührlicher Macht äussert. Man hat ihnen indessen seit einigen Jahren viele von ihren alten Freyheiten nach und nach wieder eingeräumt; und gegenwärtig ist Katalonien eine von den blühendsten spanischen Provinzen. Ihre Auflagen sind immer noch sehr hoch. Aller Handel wird nach den Geschäften angeschlagen, die man jährlich, aller Vermuthung nach, machen wird, ohne Verlust oder Gewinn mit in Rechnung zu bringen. Eine Art, dergleichen Abgaben beyzutreiben, ist etwas sonderbar. Der Intendant, der alle Finanzen zu besorgen hat, und, ausser unzählichen Vortheilen und geheimen Sporteln, ein Drittheil von allen Prisen und Kontrebanden erhält, hat eine gewisse Anzahl von Schreibern oder Unterbedienten, deren jeder ein bestimmtes Gehalt vom Könige hat. Diese jungen Leute werden in die Dörfer geschickt, um die Steuern beyzutreiben; und dieß Geschäfte ziehn sie, so viel möglich, in die Länge, weil ihre und ihres Herrn Vortheile durch jeden Aufschub gewinnen, und die Dorfschaften gehalten sind, ihnen Kost, Wohnung, und täglich zwey Pesos zu geben. Wenn die Bauern eines Dorfs sich in dem Abtrage der Steuer widerspenstig oder saumselig beweisen, so giebt der Schatzmeister einem Offizier Befehl, und dieser geht mit seinen Soldaten nach dem Dorfe, um sich und seine Leute so lange bezahlen zu lassen, und auf der armen Leute

Kosten

Kosten so lange zu leben, bis sie völlige Zahlung geleistet haben.„

„Unter andern Einschränkungen ist das Tragen der Kastorhüte, der weissen Schuhe, und grosser brauner Mäntel, verboten. Noch vor kurzem durften sie keine Art von Messer bey sich tragen; allein, in jedem öffentlichen Häuser war eines mit einer Kette an den Tisch befestigt, dessen sich alle Hinkommende bedienen konnten. Die gute Ordnung der Polizey, und die Wachsamkeit der Häscher, ersetzen die Stelle der sonst zur Vertheidigung nöthigen Gewehre; selten hört man von Mord und und Diebstahl. Man kann durch die Strassen von Barcelona zu allen Stunden unbewaffnet gehen, ohne das geringste zu fürchten, sobald man zu Nacht nur ein Licht hat; denn sonst läuft man Gefahr, von der Patrouille in Verhaft genommen zu werden.„

„Die Minonen, oder Häscher, sind Leute von Ansehn und Bedeutung, und von bewährter Herzhaftigkeit. Sie haben die Tracht der Miquelets oder Bergbewohner, welche die französischen Armeen in den Kriegen zu Anfange des itzigen Jahrhunderts so grausam plagten. Sie tragen ihr Haar in einem Netz, einen breiten silbernen Tressenhut, platt niedergekrempt, wie die Hüte der englischen Matrosen, auf der einen Seite des Kopfs niederhängend; ein loßgebundenes Schnupftuch um den Hals; eine kurze gestreifte Weste, und darüber eine rothe Jacke, mit grossen silbernen Knöpfen, die wie Glocken herunterhan-

hangen; einen blauen Gurt, mit gelben Bande gebunden, einigemal um den Leib herum geschlagen, worin sie ihr Messer, ihr Schnupftuch, u. s. f. tragen. Ueber diese Jacke tragen sie zwey kreuzweis über einander gehende Gehänge; an dem einen hängt ihre Patrontasche, und an dem andern ihr breiter Degen und ihre Pistolen. An der linken Schulter hängt ein grosser blauer Rock, mit weissen Borten eingefaßt; ihre Beinkleider sind blau und weiß gestreift; ihre Strümpfe, unter dem Knie aufgerollt, und mit einer gewaltig grossen Schnalle, und vielen blauen Bändern aufgebunden, gehen nur hinunter bis an den Knöchel, wo sie blaue dichte Flechten einigemal herumwinden um ihre aus Bindfaden geflochtenen Pantoffeln, oder Sohlen, daran zu befestigen, die ihnen kaum über die Zehen gehen."

"Die gewöhnliche Tracht eines katalonischen Matrosen oder Maulthiertreibers ist braun; und das unterscheidende Merkmal, woran man sie in Spanien kennt, ist eine rothe wollene Mütze, die vorwärts fällt, gleich den Mützen der alten Phrygier. Die Mittelsorte von Leuten, und Handwerker, tragen Hüte und dunkle Kleider, und eine Art von Ueberrock nachläßig über die Schulter geworfen."

"Die Tracht der Frauenzimmer ist ein schwarzer seidner Rock über einen kleinen Reifrock, Schuhe ohne Hacken, blosse Schultern, und ein schwarzer, mit Drath gesteifter Schleyer, der an jeder Seite des Kopfs einen Bogen macht.

"Die

„Die Katalonier schicken sich vortreflich zur leichten Infanterie, zu so genannten enfans perdus, oder zu einem Handgemenge; allein, ob sie gleich herzhaft und unermüdet sind, so bequemen sie sich doch nicht gern zur ordentlichen Kriegszucht, ausser in ihren eignen Nationalregimentern. Sie können den Gedanken nicht aushalten, Lohnknechte in ihrem eignen Vaterlande zu seyn; dafür waten sie es lieber ganz durch, mit dem Reiseranzel auf den Rücken, worinn sie kleine Kramwaaren feil bieten, oder behelfen sich mit Botenlaufen, als daß sie das häusliche Oberhaupt einer katalonischen Familie seyn sollten. Weit vom Hause geben sie ungemein gute Bedienten ab; und die meisten vornehmen Häuser in Madrit haben Katalonier über ihre wichtigsten Angelegenheiten gesetzt. Sie sind dir gewöhnlichen Maulthiertreiber und Kaleschenfahrer in Spanien; man findet sie in diesem Reiche überall; ihre Ehrlichkeit, Stätigkeit und Nüchternheit verschaffen ihnen das Vertrauen der Reisenden; und ihr Durst nach Gewinn macht, daß sie sich alle Beschwerlichkeiten gern gefallen lassen. Giebt man ihnen gute Worte, so findet man sie allemal gefällig; dagegen können sie keine harte Begegnung oder Schimpfworte vertragen.„

„Die Gemüthsart der Katalonier scheint sehr viel ähnliches mit dem Charakter ihrer Nachbarn in den südlichen Provinzen von Frankreich zu haben, und sie ist, wie man mir sagt, lange so hitzig nicht, als wir sie tiefer in Spanien hinein

ein finden werden; sie haben aber doch sehr sonderbare Gebräuche in ihrem Gottesdienst, und ihrer ganzen Lebensart. So ist es ein sehr seltsamer Einfall von ihnen, daß sie am ersten November, dem Tage vor aller Seelen, von Haus zu Haus umher laufen, um Kastanien zu essen; weil sie glauben, daß sie mit jeder Kastanie, die sie mit gehörigem Glauben und rechter Salbung hinunter schlingen, eine Seele aus dem Fegefeuer retten.„

Die Schreibart dieser Briefe ist übrigens leicht und ungezwungen, obgleich nicht vorzüglich schön, noch vollkommen korrekt. Ueberdieß verdient jede nach Spanien unternommene Reise, die aus der Absicht geschieht, um die Einrichtung und Verfassung dieses Landes bekannter zu machen, vorzüglichen Dank, weil man dabey so viel Geld, Ruhe und Gesundheit aufopfern muß, um die erfoderlichen Nachrichten einzuziehen. Hr. Sw. hat seinen Lesern auch eine Tabelle über die spanischen Münzen und Maasse, mit ihren jedesmaligen Verhältnissen mitgetheilt, ohne sie jedoch mit den englischen zu vergleichen, oder sonst einen bestimmten Maaßstab dazu anzugeben. In dem vorausgeschickten Reisejournal nennt er die Namen der Oerter und der Gasthöfe, in welche er einkehrte, und giebt zugleich an, wie viel Zeit er von einem Orte zum andern nöthig hatte. Er vergißt aber dabey, seine eigentliche Reiseroute anzugeben, oder zu bemerken, ob er immer gleich geschwinde gereiset ist.

IX.

An Inquiry into the Causes that have hitherto retarded the Advancement of Agriculture in Europe. With Hints for removing the Circumstances that have chiefly obstructed its Progress. By JAMES ANDERSON. 4to. 3 S. Edinburgh printed, and sold by Cadell in London. 1779.

Untersuchung der Ursachen, welche bisher den Fortgang des Ackerbaues in Europa verzögert haben; nebst einigen Vorschlägen zur Wegräumung dieser Hindernisse; von Jakob Anderson. 4to.

„Man ist durchgehends darüber einig, daß der Ackerbau die nützlichste von allen Künsten sey; und da diese Kunst schon zum Daseyn des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft durchaus nothwendig ist; so scheint es etwas auffallend zu seyn, daß sie nicht schon lange vor den itzigen Zeiten zu ihrem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht ist. Auch ist es zu bedauren, daß man, bey so vielem angewandten Fleiß und Scharfsinn, viele andre Künste, die dem menschlichen Geschlechte weit weniger nützen, zur Reife zu bringen, diese Kunst noch in ihrem gegenwärtigen unvollkommenen Zustande gelassen hat.„

„Wenn wir aber bedenken, daß wahre Kenntniß bloß durch genaue und gründliche Versuche zu erhal-

erhalten steht; wenn wir den unermeßlichen Umfang der Gegenstände erwägen, welche beym Ackerbau unsre Aufmerksamkeit erfodern; wenn wir die Schwierigkeit bemerken, schickliche Versuche zur Erläuterung jedes einzelnen Umstandes ausfindig zu machen; und die Länge der Zeit, welche zu jedem dieser Versuche gehört, nebst den unzähligen Umständen, welche sich bey ihrem Erfolg wirksam beweisen können, und wie schwer es ist, auf alle diese Umstände zu merken, und jeden derselben gehörig in Anschlag zu bringen: so wundern wir uns freylich weniger; aber wir bedauren doch diesen Mangel noch immer, und wünschen ernstlich, daß man irgend ein Mittel ausfindig machen möchte, die Versuche, den Ackerbau betreffend, zu erleichtern, und ihren Nutzen allgemeiner zu machen."

Dieß sind die Eingangsworte des gegenwärtigen Werks, dessen Verfasser schon durch andre, zu ihrer Zeit von uns angezeigte, Arbeiten ähnlicher Art rühmlichst bekannt ist. Auch hier findet man eben die unpartheyische Aufrichtigkeit in seinen Untersuchungen, eben die edeln, wohlthätigen Absichten, eben den glücklichen Scharfsinn, die wir an jenen Schriften zu rühmen Ursache hatten.

Unsre bisherigen Kenntnisse in der Landwirthschaft sind, wie der Verfasser bemerkt, noch sehr eingeschränkt. Selbst in England, wo so viel in dieser Absicht geschehn und geleistet ist, bleibt doch noch vieles zu leisten übrig. Um den Mangel an gehörigen Versuchen zu ersetzen, der allerdings den weitern Fortgang des Ackerbaues bisher verhindert hat,

hat, haben einige den Vorschlag gethan, auf öffentliche Kosten, ein zu dergleichen Versuchen bestimmtes Nationallandgut anzulegen, und einem Manne von Einsicht die Verwaltung desselben zu übertragen. So nützlich die Ausführung dieses Vorschlags seyn würde, so könnte sie allein doch nicht den gewünschten Zweck völlig erreichen. Man muß bey Untersuchungen dieser Art allemal die Schwierigkeit, oder wohl gar die Unmöglichkeit, erwägen, mehrern Leuten den Erfolg irgend eines ökonomischen Versuchs völlig begreiflich zu machen, oder sie zur genauen Einsicht in den ganzen Sinn einer auf diese Kunst angewandten Vorschrift zu bringen. Die Verschiedenheit des Bodens ist zu groß; der bisherige Anbau desselben hat oft seine ursprüngliche Beschaffenheit zu sehr verändert; und man kann sich daher nicht ganz auf einen Versuch verlassen, bey welchem man auf dergleichen Umstände und Verschiedenheiten zu achten vergißt. In der Beschreibung desselben muß immer viel unbestimmtes und schwankendes vorkommen. Die gewöhnlichen Ausdrükke und Kunstwörter sind noch immer zu allgemein und unzulänglich; daher so manche unvermeidliche Mißdeutung derselben. Eben dieser Mangel der Sprache findet sich auch, wie der Verf. bemerkt, in Ansehung der kleinern Besonderheiten bey den Thieren und Pflanzen, welche die Aufmerksamkeit des Landwirths erfodern. Hieraus folgert nun der Verf. die Nothwendigkeit, irgend eine Art zu erfinden, wie man alle landwirthschaftlichen Gegenstände gehörig, und mit

Vermeidung aller Zweydeutigkeit, klaßificiren könne. Ausserdem hält er es für nöthig, die Versuche dieser Art unter vier verschiedne Klassen zu bringen, und dann zu den in jede Klasse gehörigen Versuchen die beste Anweisung zu geben.

Zu der ersten Klasse gehören alle die Versuche, welche man in der Absicht anstellt, um die besondern Eigenschaften, und den verhältnißmäßigen Werth der Pflanzen zu bestimmen; über die Wirkungen einer jeden auf die Mästung, Gesundheit, oder andre Besserung ökonomischer Thiere; über die vortheilhafteste Art, nützliche Thiere zum bestimmten Gebrauch groß zu ziehn und zu füttern; u. s. f.

Die zweyte Klasse von Versuchen betrift den Anbau einzelner Pflanzen in einem gegebenen Erdreich; die sichre Bestimmung der Folgen einer verschiednen Bearbeitung dieses Erdreichs, und deren Wirkung auf den stärkern oder geringern Wuchs der Pflanzen.

In die dritte Klasse gehören alle Versuche über die Beschaffenheit und Verschiedenheit des Bodens, um jede Art desselben, und ihre Ergiebigkeit oder Unfruchtbarkeit genau festzusetzen; auch die Klassen, Gattungen und Arten der Thiere und Pflanzen zu bestimmen.

Die vierte Klasse würde endlich aus einer Reihe sehr nöthiger landwirthschaftlicher Versuche bestehen, die zur Erleichterung mancher ökonomischer Verrichtungen dienen könnten. Dahin gehört, Verbesserung der Werkzeuge, gehörige

Ver-

Vertheilung der Zeit und Arbeit, nebst andern täglich vorkommenden Umständen ähnlicher Art.

Die Vortheile eines ausdrücklich zu Versuchen bestimmten Meyerhofes oder Landguts werden hiernächst von dem Verf. näher aus einander gesetzt. Solch eine Anstalt könnte, bey allen unvermeidlichen Mängeln, doch immer noch sehr gemeinnützig werden, weil sich manche sehr nützliche Versuche nicht wohl anders zur erforderlichen Gewißheit bringen lassen, als durch ein dergleichen öffentlich autorisirtes Institut. Dahin gehören besonders alle die Versuche aus der ersten oben angezeigten Klasse, die viel Aufmerksamkeit, Genauigkeit, Zeit und Kosten erfodern. Dieß wird von dem Verf. durch ein Beyspiel erläutert. Die Versuche der zweyten und vierten Art müssen dagegen von Privatpersonen angestellt werden; die erstern, welche fast die einzigen sind, die man bisher mit einiger Sorgfalt angestellt hat, können indeß von keinem sonderlichen Nutzen seyn, wenn man die aus der dritten Klasse nicht damit verbindet. Diese letztern gehören weder für ein öffentliches Experimentalgut, noch für Privatpersonen, als einzelne Individuen betrachtet. „Denn, fährt der Verfasser fort:

„Da diese Folge von Versuchen blos die Absicht hat, die Eigenschaften zu entdecken, nach welchen sich mehrere Verschiedenheiten an Körpern einerley Art von einander unterscheiden lassen; und da diese Verschiedenheiten wiederum von andern Verschiedenheiten der nämlichen Arten von

Pflanzen oder Thieren so weit abstehen; so fällt es einzelnen Personen unmöglich, diese unter einander zu vergleichen, oder Gelegenheit zur Entdeckung derjenigen Eigenthümlichkeiten zu finden, welche dazu dienen könnten, eine jede von den übrigen zu unterscheiden. Blos dadurch also, daß man die Versuche vieler Landwirthe in verschiednen Gegenden sammelt, und unter einander vergleicht, läßt sich eine Kenntniß derjenigen einzelnen Umstände erlangen, welche zu der oben gedachten dritten Klasse gehören. Wir müssen daher itzt untersuchen, was für eine Methode die vortheilhafteste sey, den nöthigen Unterricht von so vielen einzelnen Personen zu erhalten, die überall einzeln zerstreut, und ganz ausser Verbindung und Bekanntschaft mit einander sind.„

„Man sieht leicht, daß keine Methode so dienlich seyn kann, einzelne Beobachtungen zu sammeln, die das Resultat wirklicher Erfahrung in vielen ganz verschiednen Gegenden sind, und dieselben dem Publikum mitzutheilen, als eine mit Verstand eingerichtete periodische Schrift, mit gehöriger Fähigkeit, Behutsamkeit und Treue ausgeführt.„ — —

Die Wohlthätigkeit einer solchen periodischen Schrift wird von dem Verf. umständlicher und mit patriotischer Wärme beschrieben: Sie würde zugleich den Beobachtungsgeist gar sehr ermuntern und befördern helfen.„ Gegenwärtig, sagt der Verfasser, ist der Landwirth fast gänzlich von der gelehrten Welt ausgeschlossen.

Wenige Landwirthe lesen viel; und in ökonomischen Schriften finden sie so selten brauchbaren Unterricht, daß sie diese vielleicht noch weniger lesen, als andre Bücher. Daher hören praktische Landwirthe selten von den Verbesserungen, die von Zeit zu Zeit in Büchern erwähnt werden. Sie verlieren den Geschmack, selbst etwas zu schreiben. Größtentheils verachten sie sogar diejenigen, die von ökonomischen Dingen schreiben, als müßige Schwindelköpfe. Und so verlieren sie die Fertigkeit, ihre Gedanken in eine genaue Ordnung zu bringen; ihr Geist findet keinen Gefallen an Untersuchungen, und verfällt von selbst in eine leere Unthätigkeit; und dabey lassen sich denn wohl keine wichtige Entdeckungen, noch ausnehmende Beweise des Scharfsinns erwarten.„

Das alles, meynt der Verfasser, würde bey solch einem gemeinschaftlichen Institut wegfallen, dergleichen er in Vorschlag bringt, und wodurch sich alle zu Einer gemeinsamen Absicht vereinigen würden. Auch liessen sich noch manche andre Vortheile von solch einer periodischen Schrift erwarten. Hr. A. hat hier den Plan dazu ausführlich entworfen, und glaubt, eine geschickte, meisterhafte Ausführung desselben würde in der Geschichte der Literatur und der bürgerlichen Gesellschaft eine denkwürdige Epoche machen. Dieser Entwurf ist auch wirklich mit so vieler Einsicht und Ueberlegung gemacht, daß es nur zu bedauren wäre, wenn der Verf. ihn nicht selbst ausführte, wozu er unstreitig am

besten im Stande wäre. Und doch scheint diese Ausführung weder seine Absicht noch Neigung zu seyn.

X.

An Universal Military Dictionary, or A copious Explanation of the Technical Terms etc. used in the Equipment, Machinery, Movements, and military Operations of an Army. By Captain GEORGE SMITH, Inspector of the Royal Military Academy at Woolwich.

Georg Smith's allgemeines Kriegslexikon, oder vollständige Erklärung der bey der Ausrüstung, Einrichtung, den Bewegungen und kriegerischen Operationen einer Armee gebräuchlichen Kunstwörter. 1779. 4.

(Subscriptionspreis 1. l. 1. s.)

Um unsre Leser mit der Denkungsart des Verfassers bekannt zu machen und ihnen einigen Begriff von seinem Werke zu geben, theilen wir folgende Stelle mit, wo von den nöthigen Eigenschaften des Soldaten, des Offiziers und des Feldherrn die Rede ist. „Herzhaftigkeit (Bravour, bravery) und Muth (courage), zwey Tugenden, welche oft bey einer und eben der Person mit einander verwechselt werden, verdienen, daß man sie besonders unterscheide. Sie sind nicht so genau verbunden, daß man nicht öfters eine

eine ohne die andere antreffen sollte. Muth scheint hauptsächlich einem Feldherrn, und allen, welche eine Befehlshaberstelle bekleiden, zuzukommen; Herzhaftigkeit mehr einem Soldaten und allen, welche Befehle empfangen, nothwendig zu seyn. Bravour liegt im Blute, Muth in der Seele; jene ist eine Art von natürlichem Triebe, dieser ist eine Tugend; jene ist ein fast mechanischer Antrieb, diese eine edle und erhabne Gesinnung. Einer ist brav zu einer gewissen Zeit und nach Maasgabe der Umstände; er hat Muth zu allen Zeiten und bey jedweder Gelegenheit. Bravour ist um so heftiger, je weniger sie das Resultat der Ueberlegung ist; Muth wird um so vielmehr unerschrocken als jene, um wie vielmehr er die Wirkung der Vernunft ist. Bravour wird durch die Macht des gegen die Gefahr fühllosen Beyspiels und die Hitze des Gefechts eingeflösset; Muth wird von der Liebe zu unsrer Pflicht, dem Verlangen nach Ruhm und dem Eifer für unsern König und unser Vaterland eingegeben; Muth hängt von Vernunft, Bravour aber von Temperament ab. Achill, so wie Horaz ihn nach dem Homer schildert, unversöhnlich, grausam, kein andres Recht, als was die Gewalt giebt, achtend, stellet weiter nichts, als die kühne Verwegenheit eines Fechters dar; aber der römische Feldherr, dessen Tod das Verderben der Armee würde nach sich gezogen haben, der grosse Scipio, wenn er, von den Schilden dreyer Soldaten bedeckt, um einem Hagel von Pfeilen, welche die Feinde gegen ihn richteten, zu entgehen,

in Sicherheit sich den Mauern, die er belagerte, nähert, und, ein blosser Zuschauer des Gefechts, sich damit begnügt, Befehle zu ertheilen, giebt den Begriff von wahrem Muthe. Bravour ist nicht freywillig, und hängt ganz und gar nicht von uns selbst ab; da hingegen Muth (wie Seneka bemerkt) durch Erziehung beygebracht und erworben werden kann; doch muß Natur den ersten Stoff dazu hergeben. Es würde leicht seyn, den Unterschied dieser Eigenschaften verständlicher zu machen, wenn man alle die Fälle durchgienge, in welchen sie sich zeigen. Aber eine so reichhaltige Materie würde uns zu weit führen. Man sagt von einer obrigkeitlichen Person, welche ihr Leben und Vermögen in der Vertheidigung der Gesetze dran wagt; sie besitzt Tapferkeit. Cicero, der sich vor dem Hasse des Katilina verbarg, war unstreitig nicht brav; aber gewiß besaß er eine erhabene Vestigkeit der Seele, (welche in der That den Muth ausmacht) als er die Verschwörung dieses Verräthers dem Senat entdeckte, und alle seine Mitschuldigen anzeigte, oder, als er für den Dejotarus wider Cäsar'n, seinen Freund und seinen Richter, redete.

Kaltblütigkeit ist die Wirkung des Muths, welcher seine Gefahr kennt, aber von dieser Kenntniß keinen andern Gebrauch macht, als daß er mit grösserer Gewißheit Anordnungen trift; Muth ist allzeit Herr seiner selbst, auf alle Zufälle gefaßt, und durch die gegenwärtigen Umstände bestimmt; nie wird er durch irgend eine Gefahr so aus der Fassung gebracht, daß er die Bewegungen des

Fein-

Feindes, oder die Mittel, durch welche man ihm am kräftigsten Widerstand leisten kann, aus den Augen verlieren sollte. Als Gisco in der Schlacht bey Cannä über die überlegene Anzahl der Feinde äusserst bestürzt schien, antwortete ihm Hannibal kaltblütig: „Eine Sache ist noch verwundernswürdiger, um welche du dich nicht zu bekümmern scheinest.„ Gisco fragte ihn, was das wäre; „dies, erwiederte Hannibal, daß unter dem ganzen grossen Haufen nicht ein einziger ist, der Gisco heißt.„ Plutarch merkt an, daß diese Kaltblütigkeit Hannibals die Karthaginienser ungemein aufmunterte, weil sie sich nicht einbilden konnten, daß ihr General in so wichtigen Augenblicken spassen würde, wenn er nicht gewiß wäre, seine Feinde zu überwinden.

Weiter hin sagt unser Verfasser: „Genie wird nicht erworben, es wird uns angebohren. Man hat es durch eine natürliche Fähigkeit, etwas zu unternehmen, beschrieben. Aber diese Definition ist unrichtig; nur die Anlage sollte so beschrieben werden. Man behauptet, es sey der Natur leichter, ein Ungeheuer, als einen Menschen ohne eine besondere, ihm eigene Anlage hervorzubringen, nun wird aber nicht jedweder mit Genie gebohren; dies ist die schönste Eigenschaft der Seele. Mit Naturgaben kann einer ein guter Soldat seyn, aber mit Genie wird ein guter Soldat ein grosser Feldherr. Man findet bisweilen mehrere Talente beysammen, aber allzeit ist die Vervollkommung dessen, was Natur uns verliehen hat, dasjenige, was das Genie kennbar macht. Mancher giebt

sich Mühe; er sucht emsig sein Talent, und oft vermißt er es; das Genie spüret es auf. Talent bleibt verborgen, wenn es an Gelegenheiten fehlt, sich zu zeigen; Genie wirft alle Hindernisse übern Haufen; Genie allein ist Original und Erfinder; Talent ist blos Arbeiter.

Oft glaubt man von einem, der blos glänzende Naturgaben hat, er besitze Genie. Diese beyden Modifikationen der Seele sind sehr verschieden. Genie kann sich nur den Wissenschaften und edlen Künsten widmen; Witz, leichtfertiger als jenes, giebt sich ohne Unterschied mit allem ab. Das Genie macht sich nur an eine Wissenschaft, aber es erschöpft sie bis auf den Grund; der Witz wagt sich an alles, aber er fährt leicht über alles hinweg. Witz macht die Talente glänzender, ohne daß sie gleichwohl gründlicher werden; Genie sieht, mit geringerer Application doch jedwede Sache ein, übertrift sogar die Beflissenheit selbst, und bringt die Talente zur Vollkommenheit —

Was man überhaupt einen scharfen Blick nennet, ist nichts anders, als das durchdringende Genie, dem nichts entwischet, das ins Herz sieht, und die geringsten Eindrücke, die dasselbe in Unruhe setzen können, entdeckt. Einem Feldherrn, der diese Eigenschaft mit einer beständigen Gleichmüthigkeit zu vereinigen weiß, fehlet es niemals an Auskunftsmitteln; er sieht ein, wie diejenigen Vorfälle, welche jedem andern die Vorboten seiner Niederlage seyn würden, zum Untergange seiner Feinde ausschlagen können. —

So hielt des Cyrus Armee im Gesicht von dem Heere des Crösus bey Thymbra einen Donnerschlag für eine schlimme Vorbedeutung. Dieser Eindruck entgieng dem scharfen Blicke des Cyrus nicht, aber seine Fassung, in welcher er sich bey dieser Ereigniß zu erhalten wußte, gab ihm eine Auslegung an die Hand, welche die Befürchtungen seiner Soldaten verjagte. „Freunde, rief er, der Himmel erkläret sich für uns; frisch zu! ich höre das Signal zum Siege. Grosser Jupiter, wir folgen dir.„ —

Ausser diesen Eigenschaften, welche einem Feldherrn wesentlich nothwendig sind, und mit welchen alle, die nach dieser hohen Ehrenstelle streben, vertraut seyn sollten, giebt es wieder andere, die nothwendig erfodert werden, um einen grossen Mann zu bilden. Zu einem Helden sind weniger Tugenden erfoderlich. Der grosse Mann ist allzeit ein gutes Mitglied der Gesellschaft; er hält die Menschlichkeit für seine erste Pflicht; er ist gerecht, offenherzig und unpartheyisch; er kann ein feuriges Temperament haben, aber diese Hitze wird allzeit durch Klugheit gemäßiget; er belehret mit eben der Offenherzigkeit, mit welcher er Belehrung fodert, und er sucht dieselbe nur bey denjenigen, deren Erfahrung, die er mehr nach Maasgabe ihrer Thaten, als ihres Alters beurtheilet, sie in den Stand setzt, solche Nachrichten zu ertheilen, welche Zutrauen verdienen; er ist nur gegen seine Feinde stolz, freymüthig und ungezwungen gegen seines Gleichen, leutselig gegen Geringere,

tapfer ohne Praleren und Verwegenheit, und macht Jedermann den Zutritt zu sich leicht.

Der Feldherr sollte mit dem Interesse und der Macht der Fürsten bekannt seyn; eine zur Beurtheilung dessen, was die Fürsten, mit welchen man Krieg führet, auszurichten vermögen, sehr nöthige Kenntniß, damit der Feldherr früher das Land desjenigen angreife, der seinen Entwürfen Hindernisse in den Weg legen kann, als einen Fürsten, welcher vermöge des Zustandes seiner Staaten und Kriegsmacht nicht im Stande ist, sich zu widersetzen. Mit einem Wort, ein Feldherr, der den Namen eines grossen Mannes verdienen will, sollte alle bürgerliche, kriegerische und politische Vollkommenheiten in sich vereinigen. Hiedurch wird er leicht dahin gelangen, mit glücklichem Erfolge Krieg zu führen; nichts wird ihm entgehen; er wird ohne Schwierigkeit das Eigenthümliche jeden Landes einsehen, und der Völkerschaften, aus welchen die feindliche Armee bestehet, die Fähigkeiten der commandirenden Generale, und die Beschaffenheit ihrer Truppen. Ohne diese Vorsichten würde er nie glauben, nach sicheren Gründen agiren zu können; er weiß, daß er eine Unternehmung mit gewissen Truppen wagen kann, die er mit anderen eben so braven nicht versuchen dürfte. Manche Nation ist heftig, hitzig und fürchterlich beym ersten Angriff; eine andere ist nicht so hitzig, hält aber länger aus. Bey jener giebt ein einziger Augenblick den Ausschlag; mit dieser geht das Gefecht nicht so schnell fort, aber der Ausgang ist weniger zweifelhaft.

Niemand wird zum Feldherrn gebohren, ob er gleich den Saamen zu denjenigen Tugenden mit auf die Welt bringet, welche einen grossen Mann bilden. Cåsar, Spinola, Türenne, der grosse Condé, Eugen, Marlborough, Wolfe, und einige andere, äusserten, selbst in ihrem frühesten Alter, Eigenschaften, welche sie über andere Menschen erhoben. Sie hatten den Stoff zu jenen grossen Tugenden in sich, welche sie durch tiefes Nachsinnen zur Wirksamkeit hervorzogen, und durch Hülfe der Erfahrung zur Vollkommenheit brachten. Diejenigen, welche nach ihnen kamen, haben, vielleicht bey weniger natürlichen Talenten, durch emsigen Fleiß sich würdig gemacht, ihnen an die Seite gesetzt zu werden. Cåsar und alle Eroberer hatten den Vortheil, daß sie die ihnen vortheilhaftesten Gelegenheiten abwarten konnten, und allzeit nach eigner Wahl handelten. Es kann Jemand ein guter Feldherr seyn, ohne ein Tyranne zu seyn; solcher Genies erscheinet kaum eins in einem Jahrhundert: aber je höher sie über die übrigen Menschen erhaben sind, je mehr sollten sie Nacheiferung erregen. Durch das Bemühen, die Genies der zweyten Klasse zu übertreffen — durch das Bestreben, die erhabensten Genies zu übertreffen, oder wenigstens ihnen gleich zu kommen, wird die Nachahmung derselben bewerkstelliget. Diese Leidenschaft ist bey einem Kriegsmanne weder Stolz, noch Eingebildetheit; sie ist Tugend, und nur durch sie kann er hoffen, dem Staate nützliche Dienste zu leisten, und den Ruhm seines Königs zu vermehren."

Wir

Wir brechen hier ab; zu unserm Zwecke haben wir genug angeführet. Ueberhaupt verdienet Herrn Smith's Buch, jedem Offizier, der sein Metier studieret, und sich darinn hervorzuthun wünscht, empfohlen zu werden.

XI.

An Essay on the Composition of a Sermon. Translated from the original French of the Rev. John Claude, Minister of the French Reformed Church at Charenton. With Notes. By Robert Robinson. 2 Vols. 8vo. 12 S. Fletcher, Cambridge; Buckland. London, 1779

Claude's Versuch über die Verfertigung einer Predigt; aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Robinson. 2 Oktavbände.

Als Uebersetzung würden wir dies Buch nur kurz angezeigt haben, zumal, da die darinn enthaltne Anleitung zum Predigen, bey vielem Guten, dennoch nicht vollständig noch philosophisch genug ist, und den grossen mystischen Hang ihres Verf. verräth; allein die eigne Arbeit des Hrn. Robinson bey diesem Buche, und seine sehr lesenswürdigen Anmerkungen, erhöhen den Werth desselben ungemein, und verdienen eine nähere Bekanntmachung. Der Inhalt dieser Anmerkungen ist sehr mannichfaltig; bald enthalten sie schickliche Beyspiele von den

den Schönheiten und Fehlern des Predigtvortrags, aus mancherley Schriftstellern, worunter einige wenig bekannt sind; bald merkwürdige und zum Theil lustige Anekdoten, gründliche Betrachtungen, und nicht selten dreiste und freye satyrische Züge.

Vor dem ersten Bande hat Hr. R. eine Lebensbeschreibung seines Originalverfassers vorausgeschickt, worinn er verschiedne sehr gute und treffende Anmerkungen über die Gewalt der Geistlichkeit einmischt, die zuweilen ziemlich scharf und bitter, dabey aber doch größtentheils wahr und gegründet sind. So macht er z. B. über die Religionsfreyheit folgende Erinnerungen:

„Die Vereinigung aller christlichen Gemeinen in Einen grossen gemeinschaftlichen Haufen, ist ein göttlich grosser Plan. Der Stifter des Christenthums erklärte es für seine Absicht, alle seine Nachfolger als Eine Heerde unter Einen Hirten zu sammeln; und hätte nur die geschäftige menschliche Thorheit die göttliche Weisheit ungestört walten lassen, so wäre diese Vereinigung schon längst zu Stande gebracht. Die Idee war einem Jeden auffallend. Fürsten und Prälaten, geistliche und weltliche Personen haben alle den Versuch gemacht, solch eine Vereinigung zu bewirken. Kein einziger von ihnen hat es ausgeführt; und man kann dreist behaupten, daß der Mensch nie wird gebohren werden, der nach ihren Grundsätzen dies Werk ausführen kann. Sie haben den Endzweck beybehalten; aber die eigentlichen, ursprünglichen Mittel,

ihn zu erreichen, aus den Augen verlohren. Alle andre Mittel, gelinde oder blutige, påbstliche, bischöfliche und synodische, durch Streitigkeiten oder durch Bestechungen, alle diese haben die Christen nur mehr und mehr getheilt, und jene Brüche nur noch mehr erweitert, die sie zu heilen gedachten. Diese Sucht der Kirchenvereinigung war die Seele des siebzehnten Jahrhunderts, und sie brachte den ganzen Körper der Kirche in Zuckungen und Verzerrungen; so wie Seelen, die von heftigen, kämpfenden Leidenschaften beunruhigt werden, die Züge eines eingefleischten Engels in das Gesicht eines Teufels verwandeln.„

„Das wahre, eigentliche Mittel wider alle diese Uebel ist die Wiederherstellung jener ursprünglichen Religionsfreyheit, welche der Heiland der Welt seinen ersten Nachfolgern ertheilte. Sie war gleich und allgemein. Die Kirchengewalt war unter dem Volke vertheilt, und ihre Ausübung auf jede Gemeine eingeschränkt. So viel Gemeinen, so viel kleine Staaten, wovon jeder durch seine eignen Gesetze regiert wurde, und deren keiner von dem andern abgieng. Gleich konföderirten Staaten versammelten sie sich durch Abgeordnete in Eine grosse Kirchengemeine, und berathschlagten sich über das gemeinschaftliche Beste des Ganzen. Das Ganze hatte keinen Zusammenhang mit weltlichen Angelegenheiten, und alle ihre Meynungen liefen auf nichts weiter hinaus, als auf blossen Rath, ohne Zwang. Hier gab es eine wirkliche Kirchenvereinigung. Freyheit war der

Zweck,

Zweck, und Liebe war das Band. Es war ein unglücklicher Tag, an welchem die Fürsten die Kirche als eine stehende Armee in Sold nahmen; und ewige Schande muß die Stirn derer Geistlichen decken, die, gleich Judas, aus ihrem Herrn eine verkäufliche Waare machten! Regenten gaben sich das Ansehen, so weise wie Salomon zu seyn, und setzten Löwen zur Bewachung der Stufen ihres Throns; aber sie hatten nicht so viel Scharfsinn, als der jüdische König; seine Löwen konnten nicht beissen; allein, die ihrigen haben die Schöpfer ihres Daseyns, ihrer Erhöhung und Bildung, verschlungen.„

Vor dem zweyten Bande steht eine Abhandlung über das Predigen von Hrn. Robinson, die, wie er sagt, nur der Grundriß einer grössern Schrift ist, eines „Versuchs über die Geschichte öffentlicher Predigten.„ Er scheint den Vorsatz, diese Schrift zu liefern, schon wieder aufgegeben zu haben; und doch wäre vielleicht keiner geschickter dazu. — In dem gegenwärtigen Grundrisse beschreibt Hr. R. den Fortgang des Predigens, in den verschiednen Formen, die der kirchliche Lehrvortrag in den mancherley Weltaltern erhielt. Wir wählen daraus zuvörderst folgende Stelle, worinn Jesus Christus, der grosse Prediger der Gerechtigkeit, von dem Verf. sehr lebhaft geschildert wird:

„Um die menschliche Eitelkeit zu demüthigen, um die Welt zu überzeugen, daß die Religion eine simple, faßliche Sache sey, und daß ein wenig

Menschenverstand, mit einem redlichen, guten Herzen verbunden, zu ihrer Ausbreitung hinreichend sey, ohne erborgte Hülfe aus den Kabinetern der Fürsten, oder aus den Schulen menschlicher Wissenschaft, wählte er sich zwölf arme ungelehrte Männer zu seinen Gefährten, machte sie zu seinen Vertrauten, und, nachdem er sie eine Zeitlang unter seiner Aufsicht gehabt hatte, sandte er sie, die fröhliche Botschaft der Seligmachung ihren Landsleuten zu predigen. Nicht lange hernach sandte er noch siebenzig Jünger aus; und die Reden, welche er an jene sowohl, als an diese, bey ihrer Einsetzung ins Lehramt hielt, bestehen aus den weisesten und wohlthätigsten Gedanken und Gesinnungen, die je aus dem Munde eines Menschen gekommen sind. Alle darinn vorkommende Sätze sind lautre Theologie, und völlig unbefleckt von kindischen Einfällen, menschlichen Staatsklügeleyen, gelehrten Träumen, kirchlichen Traditionen, parthevischen Streitigkeiten, und allen den übrigen Entehrungen des Predigwesens, welche jene scheinheiligen Heuchler, die Schriftgelehrten und Pharisäer, und vorgebliche Lehrer und Rabbinen in dasselbe eingeführt hatten.„

„Jesus Christus hatte nie auf den Ort gesehen, wo er seine Reden vortrug; er hatte gelehrt im Tempel, in den Schulen, auf öffentlichen Heerstrassen, und in Privathäusern; er hatte auf Bergen und in Schiffen gepredigt. Seine Gesandten ahmten ihm nach, und gelegne Zeit war ihnen Weihung des Orts. Eben so wenig achtete er auf die

Stel-

Stellung; er stand, oder saß, wie es seine eigne Bequemlichkeit, und die Erbauung des Volks erfoderte. Auch die Zeit wurde nach eben dieser Absicht gewählt. Er predigte früh am Morgen, spät am Abend, an Sabbathen und Festen, und allemal, so oft das Volk Neigung und Muße hatte, ihn anzuhören. Es war geweissagt worden, der Meßias werde nicht vorlaut seyn, nicht schreyen, noch seine Stimme auf den Gassen hören lassen, das ist, er werde nicht die Kunstgriffe derer brauchen, die sich um die Gunst des Volks bewarben. Wie es scheint, machte Christus wenig Geberden; diese wenigen aber waren richtig, natürlich, ernsthaft und ausdruckvoll. Er weinte zuweilen, und fühlte immer; niemals aber drückte er seine innige Rührung auf eine theatralische Art aus, vielweniger predigte er, wie ein schläfriger Pedant deklamirt, der keine Rührung auszudrücken hat.„

„Der Beyfall, den das Lehramt unsers Erlösers hiedurch erhielt, war in der That erstaunlich. Meine Seele überströmt von Freude, mein Auge von Thränen, indem ichs niederschreibe. Als diese Sonne der Gerechtigkeit aufgieng mit Heil unter ihren Flügeln, sah das unpartheyische Volk, welches ganz vernachläßigt und verloren umherirrte, mit Nacht der Unwissenheit umhüllt, und vom Laster benebelt, sah es das Licht, und segnete den Glanz seines Aufgangs. Vor Freuden sprang es auf; und in zahlreicher Menge zogen Männer, Weiber und Kinder ihm

nach. Gieng er durch eine Strasse, so kletterten sie auf die Bäume, ihn zu sehen; ja die Blinden sassen am Wege, ihn vorbeywandeln zu hören. War er in einem Hause, so deckten sie das Dach ab, um zu ihm zu kommen. Als ob sie nie nahe genug seyn könnten, die sanften Töne seiner Stimme zu hören, drängten, preßten sie sich, traten auf einander, ihn zu umgeben. Wenn er sich in die Wüste begab, hielten sie ihn für einen zweyten Moses, und wollten ihn zum Könige machen. Dies war das schönste, was sie sich denken konnten. Er, grösser als der gröste Monarch, verschmähte weltliche Grösse; aber um die Weissagung des Propheten zu erfüllen, saß der Sohn des höchsten auf dem Füllen einer Eselin, ritt in die Stadt Jerusalem, und erlaubte der entzückten Menge, den Weg mit Kleidern und Zweigen zu bestreuen, und die fühllose Hauptstadt durch Freudengeschrey in Bewegung zu bringen. Selbst die Kinder frohlockten: Hosianna! Hosianna in der Höhe! Hosianna dem Sohn David! Gelobet sey, der da kömmt im Namen des Herrn!„ —

„Die Schriftgelehrten meynten, das Volk wisse nichts vom Gesetz, und sey verflucht; und freylich ist es gewiß, daß sie von jenen Glossen des Gesetzes nichts wußten, welche die Traditionisten zu lehren sich bemühten; allein, diese Unwissenheit war ihr Glück. Es wäre sehr gut für die Lehrer gewesen, wenn auch sie niemals was davon gewußt hätten. Das Volk kannte allerdings

dings das Gesetz, und führte es oft in seinem richtigen Sinn an. Was liegt denn für Geheimniß in den zehn Geboten? Oder was für Gelehrsamkeit braucht es, um zu bestimmen, ob derjenige, der den Blinden die Augen öfnete, ein Verehrer Gottes, oder ein Sünder wäre? Es ist ein grosses Vorrecht der Armuth, daß sie ein ganz einzelner, freyer, unbeschränkter Stand, und unter allen Ständen zur freyen Untersuchung am bequemsten ist. Das gemeine Volk ist es nicht werth, von geistlichen Marktschreyern vergiftet zu werden; denn es kann für die Quacksalbereyen nicht bezahlen. Ihre Sinne des Gesichts und Gehörs, ihre Fähigkeiten zu beobachten, nachzudenken, und zu schliessen, sind zu Religionswahrheiten vollkommen so geschickt, als alle diese Fähigkeiten bey den Vornehmern nur immer seyn können und sind es noch mehr, weil sie von keinen Vorurtheilen und Sophistereyen eingenommen sind. Wenn sie sich mit Untersuchungen befassen, so hat ihr Zeugniß den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit, wenn es nicht gar völliger Beweis ist. Es war für den Erlöser ungemein rühmlich, wenn jener blinde Bettler den Pharisäern sagte: Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr, mit allen euren grossen Büchern, und breiten Phylakterien, langen Titeln und schweren Namen, weisen Mienen und Schulgewändern, nicht wisset, von wannen Jesus sey, und er hat meine Augen aufgethan. Wir aber, wir blinden Bettler, wir verfluchtes Volk, die wir vom Gesetze nichts wissen, wir, die wir allesamt

in Sünden geboren sind, wir wissen, daß Gott die Sünder nicht höret. — — Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts thun.„

„Diese Liebe des Volks, welche sich der Heyland durch seine öffentlichen Lehrvorträge verschaffte, von einer Menge wohlthätiger Handlungen unterstützt, worunter viele, Wunder waren, erregte den Neid der herrschenden Geistlichen, und sie beschlossen, Jesum aus dem Wege zu räumen. Sie wagten es nicht, sich auf das Volk, seine beständigen Zuhörer und Gefährten, zu berufen; sondern sie wandten Gehorsam gegen den Kayser, und Liebe zu ihrem Vaterlande vor, und beschuldigten den Fürsten des Friedens, er habe Aufruhr zu erregen gesucht. Wir wissen den Ausgang davon. Laßt uns über diesen schrecklichen Theil in der Geschichte des menschlichen Geschlechts einen Vorhang ziehen, und auf den Hauptgegenstand unsrer Abhandlung kommen.„

Und nun beschreibt der Verf. in eben diesem lebhaften Vortrage, die fernere Geschichte des Predigtwesens in der christlichen Kirche.

„Eine Zeitlang, sagt er, war das Predigen ein gemeinsames Geschäfte der Bischöffe, Aeltesten, Diakonen, und der übrigen Brüder der ersten Christenheit; in der Folge aber wurde es blos auf den Bischof, und auf diejenigen, eingeschränkt, die er dazu anstellte und verordnete. Diese Anstellung nannte man Ordination, und verknüpfte am Ende mit diesem Worte, ich weiß nicht was für Begriffe von Heiligkeit und geheimen

men Einfluß, und von Oberherrschaft des Bischofs, der die Prediger bestellte. Ursprünglich war ordiniren nichts weiter als ernennen; und wenn zwanzig Christen Jemand dazu ernannten, sie einmal zu unterrichtet, so war derselbe für dasmal ein ernannter und ordinirter Prediger. Verlangten sie von ihm, daß er sie ferner unterrichten sollte, so wurde er für ihren aufs künftige ernannten und ordinirten Lehrer gehalten, so lang es ihnen beliebte. Diese Ernennungen wurden mit Gebet begleitet, und zuweilen auch mit den Segnungen und guten Wünschen der Aeltesten, welche sie durch die alte Gewohnheit des Handauflegens ausdrückten. Aus diesem einfachen Verfahren entstand in der Folgezeit eine längere Reihe von Ungereimtheiten, als ich hier zu beschreiben vermag.„

„Wenn ein Bischof oder Prediger auf Reisen war, so maßte er sich nicht das Ansehn an, seine Amtspflichten zu verwalten, ausser nur wenn er von den Kirchen, wo er den öffentlichen Gottesdienst verrichtete, dazu eingeladen war. Die ersten Kirchen hatten keinen Begriff von einem römischen Bischoffe, der sichs herausnehmen könnte, einer Kirchengemeine in Afrika Befehle zu ertheilen. Und doch war nichts gewöhnlicher, als dergleichen freundschaftliche Besuche und Predigten, wie sie damals üblich waren. Die Kirchen hielten dieselben für erbaulich. Im Fall der Bischof krank, oder abwesend war, so pflegte einer von den Diakonen, oder zuweilen auch nur ein

Abschreiber, eine Homilie zu verlesen, die von irgend einem guten Lehrer ehedem geprediget, und vielleicht öffentlich bekannt gemacht war; zuweilen auch eine Homilie, welche der Bischof der Kirche ehedem selbst vorgetragen hatte.„

„Wir haben den ersten Notarien und Schreibern grosse Verbindlichkeit; denn sie legten sich sehr frühzeitig darauf, die Homilien öffentlicher Prediger niederzuschreiben. Zuweilen wurden sie von den Zuhörern, zuweilen von den Predigern dazu gebraucht; manchmal thaten sie es auch aus eignem Triebe. In dieser Absicht nahmen sie mit Wachs überzogne Tafeln, und spitzige eiserne Griffel mit sich in die Versammlung, und stunden rund um den Prediger her, um das, was er sagte, niederzuschreiben. Es war eine Ehre für den Prediger, wenn er viele solche Schreiber um sich hatte; denn die ersten Christen, die in Gewissenssachen keine Höflichkeit gelten liessen, würden sich nicht die Mühe gegeben haben, selbst die Predigten eines Patriarchen niederzuschreiben, wenn ihnen sein Vortrag nicht gefallen hätte. Niemand, sagen sie, werde dem Attikus, einem Patriarchen zu Konstantinopel, nachschreiben; denn wenn er gleich einen grossen Namen hatte, so hielt man ihn doch für einen mittelmäßigen Prediger. Man glaubte, es sey mehr als genug, eine schlechte Predigt Einmal zu hören. Den Arbeiten dieser Männer haben wir manchen grossen Folianten zu danken.„ — — —

„Die Diakonen stellten sich um den Lehrstuhl herum, und ehe die Predigt anfieng, rief

einer

einer von ihnen mit lauter Stimme: Stille! — merkt auf! — oder etwas ähnliches. Dieß wurde oft wiederholt, wenn es nöthig war; vermuthlich bey gewissen Ruhepunkten, wenn der Prediger inne hielt. Ihr Verfahren war von den unsrigen verschieden; aber unstreitig fehlt unserm Verfahren mancher von ihren Gebräuchen. Es wäre nicht undienlich, manche schlaftrunkne Leute alle fünf oder zehn Minuten mit solchem Zurufen zu wecken: Wo sind die Gedanken? — Laßt uns Acht geben — Merkt auf das Wort des Herrn.„

„Einige behaupten, alle die Bischöffe der ersten Kirche hätten in einem langen Gewande, oder in einem Chorrock, oder dergleichen geprediget. Eusebius nennt diese Tracht πεταλον, und sagt, Johannes habe sie als Prediger getragen. Hätte Johannes das πεταλον zu einer guten Predigt nothwendig gehalten, so würde er in seinen Schriften uns einige Anleitung gegeben haben, wie Gott, der es befahl, es gemacht wissen wollte. Mosis Angaben der Kleider Aarons sind so deutlich, daß jeder Schneider bis auf den heutigen Tag darnach arbeiten könnte; was aber das πεταλον des Apostels betrift, so wissen wir nichts davon. Eusebius störte irgendwo ein Stück von einem Briefe eines gewissen Polykrates auf; hier fand er πεταλον, und da mag es stehen bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige gute Prediger vielleicht keine Kleider haben mochten, worinn sie sich füglich konnten sehen lassen, vornehm-

nehmlich die herumreisenden Brüder, dergleichen die Apostel und einige von ihren Nachfolgern waren, die herumzogen, und predigten. Wäre es daher ein Wunder, wenn eine Gemeine irgend eine anständige Kleidung hatte, die alles bedeckte, zum Gebrauch solcher armen Leute, die zu ihr kamen? Der Chorrock wurde von dem jüdischen Gottesdienst entlehnt, und es wurde verordnet, daß alle diejenigen, welche gottesdienstliche Amtsgeschäfte verrichteten, denselben tragen sollten. Dies geschah aber erst in den letzten Jahren dieser Epoche, als die Prediger dem Namen nach Priester, und in der That Fürsten geworden waren.„

Und bald hernach:

„In dieser Periode wurden schöne gottesdienstliche Gebäude aufgeführt. Der alte jüdische Tempel war das Original, die übrigen wurden alle nach dessen Muster errichtet. Wir haben während dieser ganzen Abhandlung die beschwerliche Nothwendigkeit gefühlt, alles ins kurze zu ziehen; hier aber wird es weniger unverständlich seyn, manches wegzulassen, als abzukürzen. Wir bemerken daher nur bloß, daß eine Kathedralkirche eigentlich eine Nachahmung des Tempels, und eine Dorfkirche die Nachahmung einer Synagoge war. Daher die Idee eines geweihten Platzes oder Chors, zu einem Altar und einem Zirkel von Priester, und einer ungeweihten Abtheilung der Kirche für das gemeine Volk. Daher die Abtheilungen, der Kreuzgänge, Chöre, Gitter, und so ferner, die mit den verschiednen

nen Höfen des Tempels übereinstimmten. Der Ambo, oder der Lehrstuhl, stand auf dem Chor. Einige liessen sich von einem Orte zum andern tragen, und waren sehr simpel; andre waren fest gemacht, und giengen vorwärts in die Länge hinaus, so, daß der Priester in ihnen auf und nieder gehen konnte. Einige hatten Sitze und Vorhänge, andre waren mit Gold und Silber verziert, und glichen mehr den Thronen der Fürsten, als Rednerbühnen zum Gebrauch christlicher Lehrer. Dies sagt Eusebius, indem er die Eitelkeit des Paulus von Samosata bestraft. Daher entstanden nun unsre neuern Kathedral- und Pfarrkirchen, unsere Chöre, und Altäre, und Gitter, und Thronen in gottesdienstlichen Gebäuden. Viele von unsern Kirchen und Kapellen sind zum Predigen sehr unbequem. Sie wurden nicht errichtet, um Schulen der Unterweisung zu seyn; sondern um darinn Messe zu lesen, und zu opfern, und da, wo die Kanzel seyn sollte, steht ein alter mit allerley Prunk verzierter Tisch, welcher ein Altar heißt. In manchen Kirchen predigt der Priester, in der Mitte einer Seitenmauer oder eines Pfeilers, den Rücken und Schultern seiner Zuhörer; denn man baute die Gestühlte mit dem Gesichte nach dem Altar, wo ehedem Bruder Mumpsimus allerley Possen spielte, und nicht nach der Kanzel zu, wo itzt ein vernünftiger Prediger steht, und einem Volke predigt, das, wie man aus ihrem Hinblicken nach dem alten Fleck schliessen sollte, seine vormaligen Hirten und Führer wieder aufsucht.

Wie

Wie lange werden wir noch männliche Vortheile kindischen päbstlichen Possen aufopfern?„

„So ausgeartet diese Zeiten auch waren, wenn man sie mit den Tagen der Apostel vergleicht so waren sie doch gülden in Vergleichung mit den Zeiten, die darauf folgten. Einige lehrten die so genannte positive Theologie, das heißt, zusammengestoppelte theologische Meynungen, aus der Schrift, den Kirchenvätern, und den Verordnungen der Concilien gesammelt. Andre giengen in die scholastische Theologie hinein, das heißt, in verworrene und metaphysische Vorträge und Schlüsse, wodurch sie die Lehren der Religion zu erläutern glaubten. Eine dritte Gattung war ganz von Betrachtungen und innern Gefühlen eingenommen, und ihre Theologie war Mysticismus. Selbst diejenigen waren noch besser, als andre, welche die Kategorien des Aristoteles, oder das Leben eines Heiligen statt einer Predigt, vorlasen, und die Kirche, ich will nicht sagen in ein Theater, aber doch in eine Jahrmarktsbude verwandelten. Die Kanzel wurde zur Schaubühne, wo lustige Priester das Gelächter des Pöbels durch die niedrigste Art von schmutzigem Witz erregten, besonders am Weyhnachts- und Osterfeste. Einer von unsern alten Geschichtschreibern sagt: Der Teufel hatte solch ein Gefallen an den Predigern des eilften Jahrhunderts, daß er ihnen ein Danksagungsschreiben aus der Hölle für die Vortheile zusandte, die sein Reich von ihren Kanzeln zog.„

Der

Der Verf. beschreibt hernach den Zustand des Predigtwesens in den durch die Reformation erleuchteten Ländern, lobt die ersten Kirchenverbesserer, und manche puritanische und nonconformistische Prediger ungemein, übergeht aber viele grosse und vortrefliche Geistliche der englischen Kirche, die unstreitig zur Verbesserung des Predigwesens viel beygetragen haben, und beklagt den Einfluß des weltlichen Ansehens auf die Kanzelberedsamkeit auf folgende Art:

„In allen Ländern, wo die Reformation Eingang fand, wurde die Kanzel in Dienst des Staats genommen, und wurde eine Art von Anwald oder Sachwalter, die man zum Besten der Krone beybehielt. Der Beweis hievon liegt in den Artikeln, Kanons, und Verhaltungsbefehlen, welche den Geistlichen in diesen Zeiten aufgebürdet wurden; und wie sehr die Staatsklerisey es eingesehen hat, daß dieß die eigentliche Bestimmung der Kanzel sey, beweisen ihre Predigten zur Gnüge. Die besten Staatsanweisungen für Prediger wurden in dem so genannten Direktorium von einer Versammlung der Geistlichen gegeben; aber auch in diesen herrscht der grosse, schädliche Irrthum, daß man Gottes Wort den menschlichen Gesetzen unterwerfen müsse. Freylich wär' es ein Wunder gewesen, wenn damals, als alle übrigen Einrichtungen in Dienst des Staats genommen wurden, die Kanzel frey durchgegangen wäre; wenn aber die Kanzel eine Bedienung, und der Prediger ein Pensionär ist, was kön-

können wir, ums Himmels willen, von beyden erwarten?„

Von dieser traurigen Einrichtung leiten wir die Leblosigkeit der neuern Predigten her. Der unglückliche Jüngling findet sich, eh ers denkt, in der Nothwendigkeit, die Meynungen einer ganzen Reihe von Predigern vorzutragen, die zweyhundert Jahre früher lebten, als er geboren wurde. Seine Lehrer glaubten ihre eignen Lehrpunkte, und predigten sie daher mit Ernst und Eifer; aber unvernünftig würd' es seyn, einen gleichen Eifer in eben den Lehren von ihm zu erwarten; denn er weiß nicht, was sie sagen wollen, oder, wenn er sie untersucht hat, hält er sie nicht für wahr; und so wird die Unterzeichnung der Glaubensbekenntnisse andrer Leute, der Tod des guten Predigens.„

Schon diese Proben werden hinreichend seyn, die Denkungsart und Wärme des Verf. kennen zu lernen; aber freylich wäre zu wünschen, daß er bey einer so guten Sache, wo ihm das *fortiter in re* gewiß nicht abzusprechen ist, auch ein wenig mehr *leniter in modo* verfahren wäre. Aber vielleicht ist Schonung und Sanftmuth mit dem thätigen und kühnen Geist eines Reformators unverträglich.

XII.

XII.

Sketches from Nature; taken and coloured, in a Journey to Margate. Published from the original Designs. By George Keate, Esq. 2 Vols. Small 8vo. 5 S. Dodsley, 1779.

Skizzen nach der Natur; entworfen und ausgemahlt auf einer Reise nach Margate; nach den Originalzeichnungen herausgegeben, von George Keate, Esq. 2 kl. Oktavbände.

Keiner von den so zahlreichen Nachahmern Yorick's verdient so viel Aufmerksamkeit, keiner hat sein Vorbild so glücklich erreicht, als Hr. Keate in dieser sehr unterhaltenden empfindsamen Reisebeschreibung. Sie ist reich an Abwechselung der Scenen und Leidenschaften, die mit ungemeiner Wahrheit und Natur geschildert werden, und enthält dabey nichts Anstößiges für Sitten und Geschmack; vielmehr kann ihre Lesung sehr viel zur Verfeinerung des guten Gefühls beytragen. Hiedurch wird das reichlich ersetzt, was dieser Reisebeschreibung an Befriedigung der Neugier abgeht.

Der Verf. beschreibt in einem Kapitel, welches er des Lesers Spiegel nennt, die verschiedenen Charaktere der gewöhnlichen Bücherleser, und theilt sie in folgende Klassen:

Der flüchtige Leser,	der wunderliche Leser,
der müßige Leser,	der unpartheyische Leser,
der schläfrige Leser,	der muthmassende Leser.

„Vielleicht, sagt er, komm' ich nicht ungetadelt weg, daß ich den gelehrten Leser ausgelassen habe, an den so manche Vorreden und Zuschriften vormals gerichtet wurden; — das that man aber zu einer Zeit, da nur wenig Leute gelehrt waren. — Zu unsern Zeiten, die durch die Ueberschwemmungen der Pressen so bereichert sind, darf jedweder Schriftsteller voraussetzen, daß alle seine Leser gelehrt sind. — Denn keiner wird gern einem andern ein Vorrecht streitig machen wollen, welches die Gültigkeit seines eignen Rechts zweifelhaft machen kann.„

„Der flüchtige Leser ist einer, der nicht Zeit oder Neigung hat, mehr Kenntnisse einzusammeln, als er sich beym langweiligen Frühstück, oder unter der Zeit erwerben kann, da sein Friseur mit seinem Kopfe beschäftigt ist. — Er begnügt sich mit Auszügen aus Zeitungen, Magazinen, und Journalen — schlüpft leicht über Titelblätter und Register hin, macht sich dann noch mit den erschlichnen Urtheilen derer bekannt, die tiefer in die Bücher gucken, und wird in Gesellschaft und am Theetisch für einen sehr belesenen Herrn gehalten.„

„Der müßige Leser ist gerade das Widerspiel des vorigen. — Er ist ein grosser Durchleser kleiner Bände; aber er liest ohne Methode

oder

oder Zweck, und hat nicht Kenntniß, sondern Zeitvertreib, zur Absicht.„

— „Er ist in gewissem Verstande einer der glücklichsten Leser; denn er ist nicht in Gefahr sich jemals auszulesen, indem täglich so viele Leute geschäftig sind, sein Vergnügen fernerhin zu unterhalten, durch verführerische Erzählungen — kleine Histörchen, wodurch die Geschicklichkeit in Intriguen geläufiger gemacht wird — Geschichten entehrter Frauenzimmer — Anekdoten von Damen, vom Stande — und Lebensbeschreibungen berühmter Strassenräuber.„ —

„Der schläfrige Leser ist allemal ein Mann von einem schlaffen, schwerfälligen Temperament, an Leib und Seele. — Er nimmt ein Buch in die Hand, wenn er sonst nichts zu machen weiß, und sitzt darüber so lange, bis es ihm aus der Hand fällt; — oder, wenn er durch wiederholte Angriffe glücklich bis zum *Finis* eines Buchs kömmt, so hat er dasselbe zwischen Schlaf und Wachen so durchwatet, daß er oft selbst nicht weiß, ob ers überall gelesen hat.„ —

„Keine Werke von Genie sieht man jemals auf seinen Bücherbrettern. Sie sind von allzu reizbarer Art, und würden seine Absicht ganz vereiteln. Aber dafür hat er eine Menge von einschläfernden Abhandlungen, unter den mannichfaltigen Titeln von Journalen, Anmerkungen, Streitschriften, und metaphysischen Untersuchungen.„ —

„Ein alter Anverwandter von mir, der als Märtyrer des Podagra starb, pflegte, wenn er in seinem Studirzimmer las, seine Bücher nicht nach dem Vergnügen, sondern nach dem guten Schlummer zu schätzen, wozu sie ihm verholfen hatten. — Der da, Vetter, sagte er — und wies rund im Zimmer mit seiner Krücke umher — ist ein Besänftiger — jener da ist ein Betäuber — alle zwanzig Seiten dieses herrlichen Schriftstellers sind so kräftig, wie ein Glas voll Mohnsaft. — Ich glaube, ich habe beynahe drey Monate jenen grossen Band durchschlafen; — und dort dem braven kleinen Männchen in der mittlern Reihe hatte ich zwey herrliche Nachtruhen zu danken, als sich ein Kalkstein an meinem Zähen ansetzte. — Doch, mein schätzbarster Freund ist diese Folge von Bänden neben meinem Ruhebette. — Ich nenne sie mein grosses Opiat, und, zum Zeichen einer besondern Distinktion, liegt meine flanellne Nachtmütze gemeiniglich auf ihnen.„ —

„Ich weiß nun freylich wohl, wenn diese Skizzen nach der Natur erscheinen werden, so wird die Hälfte von meinen Lesern äusserst neugierig seyn, zu wissen, was auf dem Rücken der letztgedachten Bücher für ein Titel stand; da ich aber hoffentlich keinen Gran von Bösartigkeit in meiner Natur habe, so erklär' ich öffentlich, daß dies Geheimniß mit mir sterben soll.„ —

„Der wunderliche Leser ist aus lauter Grillen und übler Laune zusammengesetzt — Er meistert

meistert die Zeichnung, das Kolorit, oder die letzte Ausführung jedes Stücks, das ihm zu Gesichte kommt. — Nur wenige haben Verdienst genug, ihm seinen Beyfall abzunöthigen. Er schweigt lieber ganz still, eh er etwas lobt, und findet sein größtes Vergnügen daran, Fehler zu entdecken.„ —

„Ein Mann von diesem Schlage verdient Mitleid; denn bey der unvollkommnen Beschaffenheit menschlicher Arbeiten muß er seine Zeit sehr jämmerlich hinbringen.„

— „Doch, wir wollen ihm seinem traurigen Schicksal, nie zufrieden zu seyn, überlassen! — Um seinem Eigensinn ein Gegengewicht zu geben, laß' ich den unpartheyischen Leser auftreten — Liebenswürdiger Mann! — In dir erblick' ich den Mann von Welt — den Gelehrten — den wahren Kunstrichter — langsam zum Tadel — zum Lobe bereitwillig! — überzeugt, auf welchem schweren Wege man zur Vollkommenheit gelangt, billigt deine edle Denkungsart, jedes Bestreben des Genies, und verwirft ungern, was deine geschmackvolle Beurtheilung nicht gut heissen kann.„ —

„Aber, unpartheyischer Leser! dein Charakter ist schon weit glücklicher von einem längst bewunderten Dichter geschildert; und bey der Anführung seiner hieher gehörigen Verse, kann ich nicht umhin zu sagen, daß sie eben so treu und rich-

tig seinen eignen liebenswürdigen Charakter schildern: *)

Sie, die Geschmack und Redlichkeit beseelt,
Sie tadeln halb so stark nicht, als sie loben,
Bemerken jeden Fehltritt mit Verdruß,
Doch, jede Schönheit mit entzücktem Auge.

„Der muthmassende Leser macht den Beschluß. — Und wenn ich von diesem rede, so merke man wohl, daß ich meine Anmerkungen blos auf muthmassende Kritik einschränke. — Er ist — oder sollt' es doch billig seyn — ein Mann von Talenten, der seinen Scharfsinn an verstorbenen Schriftstellern übt, Stellen aufklärt, die sie, wie er glaubt, dunkel gelassen haben, und sie nach seinen Begriffen auslegt — Schönheiten entdeckt, wo der Verfasser vielleicht an keine dachte, und Meynungen entdeckt, die ihm vielleicht nie in den Sinn kamen.„

„Rudolphus Gander Guytche, **) der berühmte Professor auf der Universität Halle, sagt in seiner Vorrede zu den drey Supplementbänden seiner,

*) Yes, they whom candour and true taste inspire,
Blame not with half the passion they admire;
Each little blemish with regret descry,
But mark the beauties with a raptur'd eye.
POPE.

**) Den Namen dieses uns angedichteten gelehrten Landsmannes findet der Leser vermuthlich in eben dem gelehrten Lexikon, welches von Sterne's grossem Slawkenbergius Nachricht ertheilt. A. d. H.

seiner, zu Leipzig in Folio gedruckten, Kommentarien, er habe es beständig in der Gewohnheit gehabt, bey der Ausarbeitung dieses grossen Werks, in seinem grossen Lehnstuhl so lange über seine Materie nachzugrübeln, bis er unvermerkt einschlief. — „Und ich fand, sagt er, während dieser Zeit allemal, daß meine Gedanken dadurch in Vortrag und Methode gebracht wurden, und beym Erwachen war ich im Stande, meine Arbeit desto glücklicher fortzusetzen.„

„Ich wünsche, das Beyspiel dieses schätzbaren Kunstrichters habe auf neuere Kommentatoren keinen zu starken Einfluß gehabt, von welchen einige des Professors Großvaterstuhl geerbt haben, ohne seine Kunst zu besitzen, mit heiterm Kopf aus demselben aufzustehen, und daher nicht allemal ihren Traum genugsam von ihrer abzuhandelnden Materie getrennt haben.„ —

Man wird finden, daß einige Züge dieser Schilderung mit Sterne's bester Manier viel Aehnlichkeit haben; und eben dies gilt auch von folgenden Empfindungen bey der Fahrt über die Anhöhe Boughton, in der Nähe von Canterbury:

„Es giebt gewisse glückliche Augenblicke im menschlichen Leben, in welchen das Blut weder zu schnell noch zu langsam fließt; in welchem jede Nerve und Ader ihrem Berufe treu ist, und der ganze körperliche Bau so völlig harmonirt, daß jeder angenehme Gegenstand, der alsdann gerade eins von unsern sinnlichen Werkzeugen trift, die Seele zur Freude weckt.„

„Ich war in diesem Augenblick in einer von diesen fröhlichen Launen. — Die Sonne neigte sich mit ihren heitersten Farben zum Untergang; — die Luft war rein und heiter, und die Natur schien vollkommen in Ruhe zu seyn. — Mir zur Rechten hatten Kornfelder, Hopfengärten, und weit ausgebreitete Wiesen verschiedner Art, den vollen Anblick des Ueberflusses und der Sicherheit. — Zu meiner Linken kontrastirte die Insel Shebey, und das reiche Thal von Feversham mit jener Landschaft; und die Oefnung des Kanals, der, so weit als das Gesicht reichen konnte, mit unzähligen Segeln bedeckt war, schaffte uns gleichsam ein Verkehr mit den entlegnen Theilen der Welt, und vollendete dadurch ganz eine Scene, die meine Augen ungern wieder verliessen.„

— „Und hier, sagte ich, und gab der Dame einen kleinen Kniff in die Hand, indem sie sich auf meinen Arm stützte — denn, wie gesagt, ich war ungemein gut aufgeräumt„ — — u. s. f.

Die herrlichen Gegenden um Margate, und die dortigen Seeaussichen, mußten nothwendig dem Verf. viel Anlaß zu schönen Empfindungen und lehrreichen Betrachtungen geben.

Unter diesen wollen wir hier nur folgende Stelle wählen, welche den müßigen und oft ängstlich gesuchten Zeitvertreib, oder das betrift, was bey den Engländern, in einer schon völlig gangbaren Metapher, Zeitmord (*Time-Killing*) heißt:

„Die

„Die Zeit tödten, meine schöne Dame, ist ein ernsthaftes Geschäfte — Jedermann spricht davon, als von einer Sache, die sich leicht thun läßt; wenn Sie mir aber glauben wollen, was ich Ihnen sage, so waren alle die Arbeiten des Herkules ein Flohstich dagegen; — denn die Zeit läßt sich nicht vernichten. Es ist mit ihr gerade so, wie mit den Polypen, die man in die Länge und in die Queer, oben oder unten, oder wo man will durchschneiden kann; und wovon jeder abgeschnittne Theil immer wieder ein vollständiges Ganzes wird, und das ursprüngliche, durchschnittene Thier doch immer noch so vollkommen und ganz bleibt, wie vorhin. Eben so, wenn man sich von der Zeit, von Tagen, Wochen, Monaten und Jahren, los gemacht hat, so schiessen sogleich neue Tage, und Wochen, und Monate, und Jahre, in ihrer Stelle wieder auf; und diese augenblickliche Abwechselung und Folge muß ewig dauren.„

„Hat mein Gleichniß seine Richtigkeit, so ist die Zeit, in Ansehung unser, unsterblich, und folglich nicht zu tödten.„

„Wenn nun aber Jemand von einem gar zu mächtigen Widersacher geplagt wird, den er nicht zu überwältigen weiß; so ist es der Klugheit gemäß, daß man ihn zu seinem Vortheile zu gewinnen suche — Ausserdem, Madame, würde doch gewiß die Zärtlichkeit Ihres Herzens Ihnen nie den Wunsch erlauben, irgend etwas zu vernichten. Sie sind nicht Willens, die Zeit zu

tödten; Sie wünschen bloß, sie zu hindern, daß sie Ihnen nicht zur Last werde; und es giebt tausenderley Wege, wie Sie sich die Zeit zur Freundin machen können. Niemals pflegt sie mit Personen in Feindschaft zu stehen, die sich mit den Geschäften des häuslichen Lebens, oder mit irgend einer Art von bestimmten Berufsarbeiten beschäftigen; bloß die Müßiggänger greift sie an, und die, welche eine wüste Lebensart führen, oder sich durch Unmäßigkeit und Schwelgerey entkräftet haben. Von Natur sind wir alle zur Thätigkeit gemacht; und wenn diejenigen, die das Glück über die Mühseligen, die Bedürfnisse und Drangsale hinausgesetzt hat, welche die meisten Menschen auszustehen bestimmt sind, nur die vielen edeln Geschäfte und Bemühungen unternehmen wollten, die sich ihnen darbieten, so würden sie allemal eigne Unterhaltung genug haben, zu welcher sie in allen ihren müßigen Stunden ihre Zuflucht nehmen könnten, und würden nicht genöthigt seyn, mit langweiligen Gesichtern in der Welt herum zu treiben, und von der jämmerlichen Barmherzigkeit öffentlicher Zeitvertreibe zu leben.„

„Leute, welche in sich selbst mancherley Mittel, sich zu beschäftigen haben, fühlen jene Unabhängigkeit der Seele, wornach Jedermann trachten sollte, und empfinden es nie, daß ihnen die Zeit zur Last würde. Sie sehen sie mit Freuden herbey kommen, und zürnen blos auf die schnelle Eilfertigkeit, mit welcher sie sich von ihnen

nen hinweg zu stehlen scheint. — Wer die meisten solcher Hülfsquellen in sich besitzt, der ist allemal am glücklichsten daran; — Heiterkeit ist eine natürliche Folge der Thätigkeit, und der Mensch ist das einzige uns bekannte Wesen in der Schöpfung, dem die Zeit bisweilen zur Last wird.„ —

„Wie viele Jahrhunderte hindurch liessen die Nachfolger des heil. Petrus alle europäische Potentaten hinter sich reiten! — und trabten mit ihnen bergauf, bergnieder, durch Dick und Dünn, wie es ihnen beliebte den Weg zu wählen; — denn Ihre Heiligkeiten sassen immer auf einem Maulthier, und nahmen einen grossen Theil von der Laune des Thiers an, welches sie trug. — Der englische König Heinrich der Achte war einer von den ersten, der mit diesem Reiterwesen öffentlichen Hader anfieng, und sich vornahm, allein und unabhängig zu reiten; und die Vortheile davon hat seitdem England beständig gefühlt.„ —

„So lange wir im Stande sind, wie der Pabst, voran zu reiten, und die Zeit hinten auf den Sattel zu nehmen, welches der Fall arbeitsamer, nachdenkender und beglückter Leute ist, so können wir mit grösserer Untrieglichkeit, als der römische Stuhl je besaß, behaupten, daß wir die Zeit in unsrer Macht haben, und alles, was uns begegnet, ist dann für uns anziehend und erfreuend. — Sitzen wir aber hinten auf, und müssen der Zeit Gnade leben, so schleppt sie

uns

uns mit sich fort, wohin sie will; — wir haben die Zügel nicht in Händen, und die ganze Wallfahrt des Lebens wird langweilig und beschwerlich." —

"Dies ist blos ein Wink im Vorbeygehn; und meine Leser behalten ihre völlige Freyheit, zu reiten, wie es ihnen beliebt." — —

Folgende Anrede an die See ist vielleicht noch eigentlicher in des Verf. eigner Manier:

"Heil dir, unerschöpfliche Quelle der Bewundrung und Betrachtung! Heil dir, du reiches, vielbefassendes Meer! dessen Wellen eine die andre zu Boden werfen, gleich den Generationen der Menschen, und nach einem augenblicklichen Zwischenraum auf ewig in Vergessenheit versenkt werden! — Deine Wasserwogen waschen die so mannichfaltigen Küsten der Welt, und indem sie Nationen trennen, die eine nähere Vereinigung in ewigen Krieg verwickeln würde, so bringen sie zugleich ihre Künste und ihre Arbeiten in Umlauf, und gewähren den Menschen Gesundheit und Ueberfluß."

"Wie glorreich, wie ehrwürdig sind die Scenen, die du uns eröffnest! — Wir mögen dich sehen, wenn jeder Wind ruhig eingewiegt ist — wenn die Morgensonne, wie itzt, den ebnen Horizont übersilbert — oder wenn ihr Abendpfad mit flammenden Golde bezeichnet ist, und dein glatter Busen den Glanz des umwölbenden Himmels zurückstrahlt! — Oder, wenn wir dich in deinen Schrecknissen erblicken! — wenn das schwarze

Unge-

Ungewitter deinen schwellenden Wogen peitscht, und die aufkochende Welle sich mit den Wolken mischt — wenn Tod auf dem Sturme daherfährt — und die Menschheit eine fruchtlose Thräne um den arbeitenden Seefahrer weint, dessen Herz vor Kleinmuth verzagt! —„

„Und doch, mächtige Tiefe, ist es blos deine Oberfläche, die wir hier sehen! — Wer vermag in die Geheimnisse deines weiten Gebiets einzudringen? — Welch Auge kann deine unermeßlichen Felsen und Höhlen erblicken, die lauter Leben und Befruchtung brüten? — Oder die Myriaden von Gegenständen ausspähen, deren Schönheiten über deine schrecklichen Tiefen verbreitet liegen?„ —

„Dem Verstande schwindelt über die Unermeßlichkeit seiner Vorstellungen — und wenn er die Fluth und Ebbe deiner Gewässer bedenkt, die vom Anbeginn der Welt her nie in Unordnung gerieth, wie schaudert ihm da bey dem Gedanken jener göttlichen Kraft, die ursprünglich deinen Grund so sicher legte, und dessen allmächtiges Wort die Gränzen bestimmt hat, wo deine stolzen Wellen sich legen sollen!„ — —

Von einer andern Art, aber sehr richtig gedacht, sind des Verf. Erinnerungen über die itzt so übliche Einführung des französischen Cotillion in England:

„Ich gestehe, daß ichs ungern wahrnehme, wenn man das Cotillion bey unsern Bällen so gewöhnlich macht. — In wie weit mehr Uebung in diesen Tänzen uns darinn vollkommner machen

wird,

wird, weiß ich freylich nicht; bisher aber hab' ich fast noch niemals die Figuren ohne Unordnung machen sehen. — Ueberdem scheint es uns an jener lustigen Fröhlichkeit, an dem enjouément zu fehlen, welche machte, daß ich diesen Tänzen in Frankreich mit so vielem Vergnügen zusah. — Wer sie auch nur in dem Bois de Boulogne, au saint Esprit, oder in irgend einer Guinguette vor Paris hat tanzen sehen, der muß bemerkt haben, daß dabey die Seele mit dem Körper tanzt, und jeder Gesichtszug es sagt, daß dies geschieht." —

"Ein andres Hinderniß, sie hier allgemein zu machen, liegt darinn, daß sie ungemein viel Platz in einem Zimmer wegnehmen, und nur sehr wenige mittanzen können; so, daß in einer zahlreichen Gesellschaft bey weitem die mehresten blosse Zuschauer abgeben müssen, und die wenigen Tänzer gar sehr in die Augen fallen; da uns hingegen die seltsamen Schritte und hohen Sprünge, die in unserm englischen Cotillion vorkommen, mehr in die Augen fallen lassen, als mancher Dame lieb seyn möchte." —

"— Unsre eignen Countrytänze haben den Vortheil voraus, daß eine sehr grosse Menge von Tänzern daran Theil nehmen kann. — Ich habe sie in den meisten europäischen Ländern tanzen und bewundern sehen; und sie sind, nach meinem Bedünken, unendlich geschickter, jene schöne Leichtigkeit der Bewegung darinn zu zeigen, welche man so eigentlich das Schwimmen im Tanze genannt hat, und die ganz unfehlbar verlohren gehen würde,

de, wenn wir darinn die theatralischen Schritte anbringen wollten, welche die ietzigen Meister des Cotillion lehren.„

„Da das Tanzen ein Zeichen der Fröhlichkeit ist, so glaub' ich überhaupt, daß wir ein zu ernsthaftes Geschäfte daraus machen. — Die Leibesübung bringt das Blut im Umlauf. Auch müssen wir etwas der Belebung der Musik zuschreiben — und noch weit mehr der Belebung des Gefühls, welches natürlicher Weise dadurch erregt wird, daß man in eine so reizende Vertraulichkeit mit dem Geschlechte kömmt, dem wir am meisten zu gefallen wünschen; — und doch sehn wir in fast allen Tanzsälen so manches Paar einen Tanz hinunter reisen, mit so ernsthaften Mienen, als ob sie sich vielmehr durch eine ihnen auferlegte Strafe hindurch arbeiteten, als sich einer selbst gewählten Ergötzlichkeit überliessen!„ —

„Das heißt unstreitig am unrechten Orte philosophisch seyn, wenn man Vergnügen fühlt, ohne es auszudrücken!„ —

„Nichts ist so geschickt dazu, als die Menuet, eine schöne Figur zu ihrem Vortheil sehen zu lassen; — Sie ist die Kunst, sich mit Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen; — aber in dem Grade von Geschmack zu tanzen, daß man sich Bewunderung erwirbt, fodert frühen Unterricht, gute Beurtheilung, und ein feines Gehör, mit vielen persönlichen Talenten verknüpft. — Da es also nur wenigen gelingen kann, sich hierinn vorzüglich hervorzuthun, so kann man sich mit einer mäßigen

gen Kenntniß davon begnügen; indeß wär' es weit besser, wenn manche sich auf diese Tanzart gar nicht einliessen, welche sie versuchen, ohne eins von den dazu nöthigen Erfodernissen zu besitzen.„

„Die Stellungen, diese Bestrebungen der Grazie, sollten billig auch mit Grazie gemacht werden. Und da es eine oder andre Bahn giebt, worauf ein Jeder gut und glücklich fortwandeln kann; so ist es ein trauriger Irrthum, wenn wir uns ohne Noth in solche sichtbare Lagen versetzen, in welchen wir durchaus nicht zu erscheinen geschickt sind.„ —

Wir beschliessen unsern Auszug aus diesem sehr unterhaltenden Buche mit folgender pathetischen, schönen, und frommen Apostrophe des Verf. an die Gesundheit:

„Wie lieblich ist deine Wiederkehr, o Gesundheit! du rosichter Cherub! — Mein Geist hüpft vorwärts, dir zu begegnen, deren wahren Werth blos deine Abwesenheit uns lehren kann! — Wenn du kommst, mit Heilung auf deinen Fittigen, wenn jedes Glied, jede Nerve und Ader ihre Pflicht erfüllen, und wenn diese so zusammengesetzte Maschine so vollkommen harmonirt, daß wir nicht merken, daß wir ein Glied, eine Nerve, oder Ader haben, die uns gehört; wie angenehm ist dann die Seele dazu gestimmt, Freude aus jedem Einlaß der Sinne zu schöpfen!„

„— Gott meines Lebens! der du meine Tage zählst, lehre du mich, mit Dank oder Gelassenheit

senheit das Gute oder Böse annehmen, welches die Fluth der Zeiten mit ihnen herabbringen wird! — aber nie entzeuch mir jene Lebensgeister, welche die wohlthätigen Gefährten meines Daseyns waren, und alles um mich her übergoldet haben! — damit ich noch ferner mit Entzücken das unerschöpfliche Buch der Natur anschaue, das offen vor mir da liegt, und in welchem auf jeder Seite der Eindruck deiner allmächtigen Hand lesbar ist!„ — —

Bey dieser Gelegenheit zeigen wir noch die ehemaligen einzeln herausgekommenen Werke dieses nemlichen Verfassers an: Alps, a Poem. — Netley Abbey, a Poem. — Monument in Arcadia, a dramatic Pastoral. — Temple student, a Poem. — Lady Gray to Lord Dudley, a Poem. — Ferney, an Epistle to Voltaire. — Account of Geneva. — Poem to the Memory of Mrs. Cibber.

XIII.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Vol. LXVII. For the Year, 1778. Part II. 4to. 10 S. 6 d. Davies, 1779.

Philosophische Verhandlungen der königlichen Societät in London, für das Jahr 1778. Zweyter Theil. 4t.

Art. XXVI. Nachricht von der Insel St. Miguel; von Herrn Franz Mason. Es ist eine

von den vornehmsten und fruchtbarsten azorischen Inseln, die ungefehr 80,000 Einwohner enthält. Sie hat heisse und mineralische Quellen, deren heilsame Wirkungen in der Gicht, und andern Krankheiten hier erzählt und gerühmt werden.

XXVII. Nachricht von einem merkwürdigen Fehler des Gesichts; in einem Briefe von Herrn Scott an Herrn Whisson. Der Verf. ist nemlich nicht im Stande, Farben zu unterscheiden; und nicht er allein, auch die meisten Personen in seiner Familie haben diesen Gesichtsfehler. Er kennt kein grün; dunkel und hellblau sind ihm einerley; hochroth und hochgrün ebenfalls. Gelb und blau, ausser wenn es sehr hell ist, kennt er sehr gut; volles Purpur und Dunkelblau vermengt er zuweilen. Andre Gegenstände weiß er sehr gut zu unterscheiden.

XXVIII. Verzeichniß der Getauften, Verheyratheten und Verstorbenen, vierzig Jahre hindurch, des Kirchspiels Blandford Forum, in Dorset; von Dr. Richard Pulteney. Das Verhältniß der Sterbenden zu der Volksmenge ist hier 1 zu 39; ein unstreitiger Beweis von der dortigen gesunden Luft.

XXIX. Ueber die antiseptische Diät der gebohrnen Russen; von Dr. Guthrie, in Petersburg. Die Natur lehrt die rußischen Bauern eben die Diät, von Sauerkraut, Quaß, u. s. f. welche Capit. Cook den englischen Seeleuten so glücklich angerathen hat. Auch ihre Religion kömmt ihrer Lebensordnung zur Hülfe, weil sie häufige Dampfbäder

bäder brauchen. Man weiß daher bey ihnen nichts von faulen Krankheiten.

XXX. Astronomische Wahrnehmungen, angestellt in den österreichischen Niederlanden, in den Jahren 1773, 1774 und 1775; von Nathanael Pigot, Esq. Ob Löwen gleich eine Universität ist, so scheinen doch daselbst sonst noch keine astronomische Beobachtungen gemacht zu seyn. Der Verfasser ist also der erste, der ihre Lage mit einiger Genauigkeit und Gewißheit berechnet hat.

XXXI. Beobachtungen über den Scharbock; von Dr. v. Mertens, in Wien. Ausser dem Sauerkraut empfiehlt dieser Arzt, rohe Grünigkeiten lieber, als gekochte, zu essen, auch Bier, Aepfel, Sallat, und Quaß, oder saures Dünnbier, als sehr wirksame antiskorbutische Mittel; giebt zugleich eine Nachricht von seiner glücklichen Kur der Fündelkinder in Wien von dieser Krankheit; und empfiehlt, saure Rüben auf Seereisen mitzunehmen.

XXXII. Vergleichung zwischen Sir George Shuckburgh's und des Obersten Roy's Regeln zur Ausmessung der Höhen mit dem Barometer; vom Ritter George Shuckburgh. Die Uebereinstimmung beyder Ausmessungen ist in der That auffallend; der Unterschied beträgt kaum einen Drittelgrad. Die Verschiedenheit einiger andern kleinern Umstände kömmt blos von der Ausdehnung des Quecksilbers und der Luft.

XXXIII. Nachricht von den Berechnungen der zu Schehallien in Perthshire angestellten Messun-

sungen, um die mittlere Dichtigkeit der Erde zu bestimmen; von Charles Hunton, Esq. Dieser Aufsatz steht mit der im 46sten Bande der Transaktionen gelieferten Nachricht von eben diesen Wahrnehmungen, in Verbindung. Sie sind in ihrer Art sehr merkwürdig.

XXXIV. Dr. W. Watson's Nachricht von einem grossen blauen Seefische, nebst dessen Abbildung. Linné rechnet ihn, unter dem Namen Squalus glaucus, in die Klasse der Amphibien. Den hier beschriebenen fieng man an der Küste von Devonshire; er ist 6 Fuß 8 Zoll lang, und wog 55 Pfund. Man hat ihn ausgestopft, und im Brittischen Museum aufbewahrt.

XXXV. Beschreibung des Excoetus volitans, oder des fliegenden Fisches, von Thomas Brown, Wundarzt bey Glasgow; mitgetheilt von Dr. Fothergill. Auch von diesem ist eine Abbildung beygefügt. Der innere Bau des Fisches wird umständlich beschrieben.

XXXVI. Ursachen einer abweichenden Meynung von dem Bericht der zur Untersuchung über Hrn. Wilson's Versuche angesetzten Kommißion; nebst Anmerkungen über einige von Hrn. Nairne gemachte Versuche; von Dr. Musgrave. Der durchgängige Gebrauch zugespitzter Wetterableitungen wird hier durch Experimente bestritten, weil sie bey grosser und naher Gefahr keinen Schutz gewähren, sondern blos in entfernten und problematischen Fällen brauchbar sind.

XXXVII. Herrn Edw. Nairne's Versuche über die Elektrizität, um den Vortheil zugespitzter und hoher Blitzableiter zu erweisen. Enthält das Gegentheil des vorhergehenden Aufsatzes.

XXXVIII. Ueber den Gebrauch des Amalgama aus Zink, zur Erregung der elektrischen Materie, von Dr. Bryant Higgins. Es scheint vor dem von Hrn. Canton vorgeschlagenen Amalgama aus Zinn den Vorzug zu verdienen.

XXXIX. Dr. Rich. Watson's chymische Versuche und Beobachtungen über das Bleyerz.

XL. Beschreibung einer sehr wirksamen Methode, Gebäude vor Feuersgefahr zu sichern, erfunden von Charles Vizegraf Mahon. Die Methode ist einfach, leicht und wohlfeil; und die Versuche damit wurden vor zwey Jahren, in Gegenwart der Societät, der Aldermänner, u. s. f. mit glücklichem Erfolg angestellt.

XLI. Franz Maseres, Esq.; Methode, durch Hülfe des neutonischen binomischen Lehrsatzes den nahekommenden Inhalt einer sehr langsam convergirenden Reihe algebraischer Zahlen zu finden, wenn X mit I fast völlig gleich ist.

XLII. Eben desselben Methode, Cardans Regel zur Auflösung eines Falls einer kubischen Gleichung von dieser Formel: $X3^{*} - 9X =$, auf den andern Fall der nemlichen Gleichung anzuwenden, der von Natur nicht zur Auflösung geschickt ist, und daher oft der irreducible Fall genannt wird.

XLIII. Nachricht von den Vortheilen einer neu erfundnen Maschine, die in ihren Wirkungen sehr mannichfach, und sehr brauchbar ist, das vollkommne Verhältniß zwischen verschiednen bewegenden Maschinen zu bestimmen, welche durch Hebel, Rad, und Feder wirken; von Hrn. le Cerf, Uhrmacher in Genf.

XLIV. Neue Versuche mit der Leydner Flasche, in Rücksicht auf die Verfertigung der Enden an den Blitzableitern; von Benjamin Wilson, Esq. — Es sind noch weitre Versuche zur Vertheidigung der Kugel, woran auch Dr. Lind und Hr. Cavallo Theil haben.

XLV. Anmerkungen über die Sonnenfinsterniß, d. 24. Jun. 1778. von Herrn William Wales.

XLVI. Herrn Ludlam's Wahrnehmung der nemlichen Sonnenfinsterniß, zu Leicester.

XLVII. Leichtes Mittel, ein Licht durch einen sehr mäßigen elektrischen Funken anzuzünden, von Dr. Joh. Ingenhouß.

XLVIII. Elektrische Versuche, zu bestimmen, in wie weit sich die Phänomene des Elektrophors aus Dr. Franklin's Theorie der positiven und negativen Elektrizität erklären lassen, von Dr. Ingenhouß.

XLIX. Wahrnehmungen und Versuche zur Bestätigung der Ingenhousischen Theorie des Elektrizitätsträgers, und zum Beweise der Undurchdringlichkeit des Glases für das elektrische Fluidum; von W. Henley.

L. Be-

L. Beschreibung der Fahrt des königlichen armirten Schiffes, der Löwe, von England nach der Davidsstrasse und Labrador, nebst Beobachtungen zur Bestimmung der Meerslänge nach Sonne und Mond, und von den Irrungen der gemeinen Rechnung; auch über die Veränderungen des Kompasses und der Magnetnadel, während der gedachten Reise, im J. 1766; von Lieut. Richard Pickersgill, neulichen Kommandeur dieses Schiffes.

XIV.

The Works of the English Poets. With Prefaces biographical and critical. By Samuel Johnson. Small 8vo. 60 Vols. 7 L. 10 S. half bound. Bathurst, etc. 1779.

Dr. Samuel Johnson's Ausgabe der englischen Dichter, mit biographischen und kritischen Vorreden. 60 Bände, in kl. 8v.

Von der äussern Einrichtung dieser Sammlung der vornehmsten englischen Dichter haben wir unsern Lesern schon im vorigen Bande (S. 290.) Nachricht ertheilt. Sie ist indeß, durch den Fleiß und Ruhm des Herausgebers, eine zu beträchtliche Erscheinung in der Sphäre der brittischen schönen Literatur, als daß wir uns mit jener kurzen Anzeige begnügen, und nicht vielmehr erwarten sollten, daß vielen unsrer Leser mit ei-

ner umständlichen Nachricht von dieser Ausgabe gedient seyn sollte. Und diese geben wir hier um desto lieber, da unsre Auszüge aus Dr. Johnson's Vorreden manche interessante und unterhaltende Anekdoten von den englischen Dichtern, die sie betreffen, und noch mehr scharfsinnige und lehrreiche Bemerkungen, und kritische Würdigungen ihres Charakters enthalten werden.

Von diesen Vorreden sind itzt, wie wir damals schon meldeten, erst vier Bände heraus. Der erste betrift die beyden Dichter, Cowley und Waller; der zweyte, Milton und Butler; der dritte beschäftigt sich ganz mit Dryden; und der vierte mit Dichtern von geringerm Range: Denham, Sprat, Roscommon, Rochester, Yalden, Otway, Ducke, Dorset, Halifax, Stepney, Walsh, Garth, King, Joh. Philips, Smith, Pomfret, und Hughes.

Cowley's Lebensbeschreibung enthält, die Manier der Erzählung abgerechnet, wenig neue historische Umstände; desto reichhaltiger aber ist sie von Seiten der Kritik und der Charakterisirung dieses merkwürdigen Dichters. Den Weg dazu bahnt sich Dr. J. durch eine allgemeine Betrachtung über eine Klasse von englischen Dichtern zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die er mit Recht metaphysische Dichter nennt.

„Diese Dichter waren gelehrte Männer; und ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, war ihr einziges Bestreben; unglücklicherweise aber wollten sie das in Reimen thun; und, anstatt Poesie zu schrei-

schreiben, schrieben sie bloß Verse, und sehr oft Verse, die besser die Probe des Fingers, als des Ohrs, vertrugen; denn ihre Modulation war so fehlerhaft, daß man sie bloß durchs Sylbenzählen für Verse erkannte.„

„Hat der Vater der Kritik die Dichtkunst mit Recht τέχνη μιμητικὴ, eine nachahmende Kunst, genannt; so werden diese Schriftsteller, ohne grosses Unrecht, allen Anspruch auf den Dichternamen verlieren müssen. Denn man kann nicht sagen, daß sie irgend etwas nachgeahmt hätten. Sie kopirten weder Natur noch Leben; schilderten weder die Formen der Materie, noch die Aeusserungen des Verstandes.„

„Indeß pflegen diejenigen, die sie nicht für Dichter gelten lassen, sie doch für witzige Köpfe zu erklären. Dryden gesteht von sich und seinen Zeitgenossen, daß sie in Betracht des Witzes nicht an Donne reichen, ob er gleich behauptet, daß sie ihn an Poesie übertreffen.„

„Wenn Pope den Witz richtig beschreibt, daß er das sey, was man schon oft gedacht, aber noch nie so gut ausgedrückt hat; so haben diese Dichter gewiß den Witz niemals erreicht, noch auch einmal zu erreichen gesucht; denn sie bestrebten sich, in ihren Gedanken sonderbar zu seyn, und waren sorglos in Ansehung ihrer Schreibart. Allein, Pope's Erklärung des Witzes ist ohne Zweifel unrichtig; er setzt ihn unter seine gehörige Würde herab, und schränkt die ihm

eigne Stärke der Gedanken auf glückliche Wahl des Ausdrucks ein.„

„Sieht man hingegen, nach einem edlern und mehr zutreffenden Begriffe, nur das für Witz an, was zugleich natürlich und neu ist, was zwar nicht jedem einfällt, aber doch, gleich indem es entsteht, für richtig erkannt wird; ist der Witz das, wobey sich derjenige, der es nie fand, darüber wundert, daß ers verfehlt hat; *) so haben sich zu dem Witze dieser Art die metaphysischen Dichter selten erhoben. Ihre Gedanken sind oft neu, aber selten natürlich; sie fallen nicht gleich einem jeden ein, aber sie sind auch nicht richtig; und der Leser wundert sich im geringsten nicht darüber, daß er sie verfehlt hat, sondern weit öftrer über den verkehrten Scharfsinn, der sie überall ausfinden konnte.„

„Doch, der Witz, abgesondert von seinen Wirkungen auf den Leser oder Hörer, läßt sich strenger und philosophischer als eine Art von *discordia concors* betrachten; als eine Verknüpfung unähnlicher Bilder, oder als eine Auffindung versteckter Aehnlichkeiten in Dingen, die, dem Anschein nach, ganz unähnlich sind. Vom Witze dieser Art haben sie mehr als genug. Die heterogensten Begriffe werden von ihnen mit aller Ge-

*) Vielleicht ist diese Erklärung des Witzes nicht minder unrichtig. Sie läßt sich wenigstens eben so gut auf ein geometrisches Problem anwenden, und würde allenfalls beweisen, daß Euklid mehr Witz, als Cowley, gehabt hätte.

Gewalt verkettet; Natur und Kunst werden geplündert, um Erläuterungen, Gleichnisse und Anspielungen herzugeben; ihre Gelehrsamkeit unterrichtet, und ihre Spitzfindigkeit setzt in Erstaunen; allein, der Leser muß gemeiniglich seine Belehrung theuer erkaufen; er bewundert zwar zuweilen, aber er ist selten recht zufrieden.„

Daher kömmt es nun auch, wie Dr. J. ferner zeigt, daß sie weder in der Schilderung noch Erregung der Leidenschaften glücklich seyn konnten. Sie befanden sich selbst, bey der Verfertigung ihrer Gedichte, in einem gewissen gleichgültigen Zustande; waren mehr Zuschauer und blosse Betrachter als Theilnehmer, und, gleich den Göttern Epikurs, ohne Interesse und Rührung. Eben so wenig hatten sie wahre Erhabenheit; denn es war ihnen nur immer darum zu thun, etwas neues zu sagen; und das wirklich Grosse muß nothwendig schon öftrer und vormals wahrgenommen seyn. Indeß suchten sie diesen Abgang des Erhabnen durch Uebertreibung zu ersetzen; und ihre Erweitrungssucht hatte keine Gränzen. Hie und da stiessen sie indeß auf manche wichtige, unerwartete Wahrheit; und ihre weit hergeholten Gedanken waren doch zuweilen des Herholens werth.

„Wenn man die Werke dieser Dichter liest, so wird der Verstand allemal entweder durch Zurückerinnerung, oder durch Untersuchung, geübt; man muß entweder etwas, das man schon weiß, wieder durchdencken, oder irgend etwas neues untersu-

tersuchen. Wenn gleich ihre Grösse die Seele selten erhebt, so setzt doch ihr Scharfsinn sie oft in Verwundrung; wenn die Einbildungskraft nicht immer befriedigt wird, so werden doch wenigstens die Kräfte des Nachdenkens und der Vergleichung beschäftigt; und in der Masse von Materialien, welche sinnreiche Ungereimtheit unter einander warf, findet man oft vielleicht ächten Witz und nützliche Kenntniß, begraben unter einem rohen, schwerfälligen Ausdruck, aber denen nützlich, die den Werth davon zu schätzen wissen; und so beschaffen, daß es, mit gehöriger Deutlichkeit und Eleganz eingekleidet, in andern Werken glänzen kann, in denen mehr Geschmack und Zweckmäßigkeit, wenn gleich minder Reichthum der Gedanken, herrscht."

„Diese Art zu schreiben, die man vermuthlich von Marino und seinen Nachahmern entlehnt hatte, wurde durch Donne's Beyspiel empfohlen, eines Mannes von sehr ausgebreiteter und mannigfaltiger Kenntniß; und durch Johnson, dessen Manier mit Donne's Schreibart mehr in der Rauhigkeit seiner Verse, als in der Wendung seiner Gedanken übereinstimmte."

„Zu der Zeit, da sie sehr im Rufe waren, hatten sie ohne Zweifel mehr Nachahmer, als die Zeit aufbehalten hat. Ihre unmittelbaren Nachfolger, deren Andenken noch itzt übrig ist, waren Suckling, Waller, Denham, Cowley, Cleveland, und Milton. Denham und Waller suchten einen andern Weg zum Ruhm, indem sie

die Harmonie der englischen Verse verbesserten. Milton versuchte die metaphysische Schreibart bloß in seinen Versen auf Hobson, den Laufer. Cowley bediente sich ihrer, und übertraf seine Vorgänger, indem er eben so viel Gedanken und Empfindung, und mehr Harmonie hatte. Suckling verbesserte die Versifikation nicht, und zeichnete sich auch nicht sehr durch neue Gedanken aus. Der Modestyl erhielt sich hauptsächlich in Cowley; denn Suckling konnte ihn nicht erreichen, und Milton verschmähte ihn.„

Dr. Johnson erläutert hierauf seine Bemerkungen durch Beyspiele, in deren Wahl er ungemein glücklich ist. Nur eins davon wollen wir hieher setzen; es ist von Dr. Donne, und eine seltsame Probe metaphysischer Galanterie:

„As the sweet sweat of roses in a still,
As that which from chaf'd musk-cat's pores doth trill,
As the almighty balm of th' early East,
Such are the sweet drops of my mistress breast.
And on her neck her skin such lustre sets,
They seem no sweat drops, but pearl coronets;
Rank sweaty froth thy mistress brow defiles.„

d. i. „Gleich dem süssen Schweisse der Rosen in einem Distillirkolben, gleich dem Schweisse, der aus den Poren einer geriebenen Bisamkatze hervordringt, gleich dem allmächtigen Balsam des frühen Morgens, sind die süssen Tropfen auf der Brust meiner Geliebten. Und die Haut ihres Halses giebt solch einen Glanz, daß sie nicht Schweißtropfen, sondern Perlringe zu seyn scheinen.

nen. Häßlicher, schwitziger Schaum aber besudelt die Stirn deiner Geliebten."

Unter Cowley's frühern Gedichten werden von dem Herausgeber vorzüglich das erste, an seine Muse gerichtet, die Ode auf den Verstand, und die Verse auf Crashaw, ausgezeichnet. Ueber seine, und die damals überhaupt sehr gangbaren pindarischen Oden findet man hier manche sehr richtige und gründliche Erinnerungen. Ihre regellose Versifikation machte sie vorzüglich beliebt, und wer sonst nichts konnte, glaubte doch wenigstens pindarisch schreiben zu können. Dieser Pindarismus dauerte in England länger als ein halbes Jahrhundert hindurch, am Ende verlor er sich, und andre Nachahmungsarten traten in seine Stelle.

Cowley's vornehmstes und größtes Gedicht ist bekanntermassen seine Davideis. Beydes, die Wahl des Stoffs, und die Art der Ausführung, sind an der Vergessenheit Schuld, worein dies Gedicht, selbst in England, gerathen ist.

„Von jeher hat man die heilige Geschichte mit unterwürfiger Ehrerbietung, und mit einer durch diese Ehrerbietung im Zaum gehaltnen Einbildungskraft, gelesen. Wir sind dazu gewöhnt, uns mit der nackten, einfachen Gestalt der authentischen Erzählung zu begnügen, und uns auf deren Glaubwürdigkeit mit einem demüthigen Vertrauen zu verlassen, welches alle weitre Neugier unterdrückt. Wir gehn mit dem Geschichtschreiber seinen Gang fort, und stehn mit ihm

still,

still, wenn er stillsteht. Alle Erweiterung ist hier unnütz und vergebens; aller Zusatz zu dem, was zu den Absichten der Religion schon zureichend ist, scheint uns nicht bloß unnütz, sondern auch gewissermassen profan zu seyn.„

„Es geht über die Kräfte des menschlichen Genies hinaus, Begebenheiten noch mehr Würde zu ertheilen, welche durch die sichtbare Einwirkung einer göttlichen Kraft hervorgebracht wurden. Das Wunder der Schöpfung, so reich und fruchtbar es auch an Bildern seyn mag, wird doch am besten, mit geringem Sprachaufwand ausgedrückt: „Er sprach; und es ward.„

Uebrigens urtheilt Dr. J. von diesem Gedicht überhaupt, daß es, gleich den übrigen Arbeiten dieses Dichters, unnütz verschwendeten Witz und Gelehrsamkeit enthalte; daß es der angestrengten Aufmerksamkeit gar keine Erhohlung, der Empfindung keine Nahrung gebe; daß vieles darinn überrasche, und wenig gefalle oder vergnüge. Indeß sey es immer das Werk Cowley's, eines von Natur vielbefassenden, und durch Fleiß sehr genährten Geistes. Sonderbar ist es, daß Hr. Johnson so wenig, als andre Herausgeber von Cowley's auserlesenen Gedichten, eine in der Davideis vorkommende kleine Ode ausgezeichnet haben, die David unter Michals Fenster singt, und worinn er ihr zuerst seine Liebe erklärt. Sie hat ungemein viel Schönheit und Wohlklang; wir haben sie daher in die Anthologie des gegenwärtigen Bandes eingerückt.

Wal-

Waller's moralischer und politischer Charakter wird von Dr. J. auf eine sehr geschickte und scharfsinnige Art entworfen. Die brauchbarsten Maximen der Klugheit, und viele nicht gemeine moralische Bemerkungen findet man in seinem Aufsatz über diesen Dichter; indeß geht seine Absicht darin eigentlich noch weiter, nemlich auf die gelegentliche Erklärung seiner politischen Orthodoxie, die freylich nicht mit den Grundsätzen eines jeden übereinstimmen wird. Wir schränken uns hier nur hauptsächlich auf diejenige Kritik ein, die Waller's geistliche Gedichte betrift, wenn gleich diese keinen so allgemeinen Beyfall, als manche weltliche Gedichte von ihm, erhalten haben. Und dieß ist, wie bekannt, das gewöhnliche Schicksal geistlicher Poesien, wovon Dr. J. die Ursache sehr richtig anzugeben scheint.

„Kein frommes Ohr, sagt er, ärgre sich daran, wenn ich manchen Schriftstellern zuwider, behaupte, daß poetische Andacht nicht oft gefallen kann. Die Lehren der Religion lassen sich freylich in einem Lehrgedichte vertheidigen; und wer die glückliche Gabe besitzt, in Versen zu vernünfteln, wird sie nicht dadurch verlieren, daß sein Subjekt aus der Religion genommen ist. Ein Dichter kann die Schönheit und Grösse der Natur beschreiben, die Blüthen des Frühlings, und die Erndten des Herbstes, die Abwechselungen der Ebbe und Fluth, und die Verändrungen der Atmossphäre, und kann den Schöpfer für seine Werke in Gedichten preisen, die kein Leser auf

die

die Seite legen wird. Der Inhalt des Lehrvortrags ist dann nicht Frömmigkeit, sondern die Bewegungsgründe zur Frömmigkeit; der Inhalt der Beschreibung ist nicht Gott, sondern es sind die Werke Gottes.„

„Betrachtende Frömmigkeit, oder der Umgang zwischen Gott und der menschlichen Seele, kann nicht poetisch seyn. Der Mensch, der zur Anrufung der Erbarmung seines Schöpfers zugelassen wird, und sich auf das Verdienst seines Erlösers berufen darf, ist schon in einem erhabnern Zustande, als wozu ihn die Dichtkunst erheben kann.„

„Das Wesen der Poesie ist Erfindung; und zwar eine Erfindung, die dadurch, daß sie etwas unerwartetes hervorbringt, überrascht und ergötzt. Andächtiger Vorstellungsarten giebt es wenig, und weil ihrer nur wenige sind, so kennt sie Jedermann; und doch, so wenig ihrer sind, lassen sich ihrer nicht mehrere erfinden; die Neuheit des Gedankens kann ihnen keinen Reiz, und die Neuheit des Ausdrucks nur wenig ertheilen.„

„Die Poesie gefällt dadurch, daß sie eine Vorstellung dem Geiste angenehmer macht, als die Dinge selbst sie enthalten. Diese Wirkung entsteht aus der Darlegung derjenigen Theile der Natur, welche die Einbildungskraft auf sich ziehen, und aus der Verbergung derer, welche sie zurückscheuchen. Die Religion aber muß gezeigt werden, wie sie ist; durch Weglassung und Zu-

saß wird sie auf gleiche Art entstellt; und so, wie sie ist, ist sie schon bekannt.„

„Von der Poesie erwartet der Leser mit Recht, und von guter Poesie erhält er allemal, Erweiterung seines Verstandes, und Erhebung seiner Einbildungskraft; dieß läßt sich aber selten von metrischer Andacht für Christen erwarten. Alles, was groß, wünschenswerth, oder furchtbar ist, das wird in dem Namen des höchsten Wesens begriffen. Allmacht läßt sich nicht erhöhen; Unendlichkeit nicht erweitern; Vollkommenheit nicht verschönern.„

„Die Geschäfte des frommen Nachdenkens sind Glaube, Danksagung, Reue, und Anrufung. Der Glaube ist unwandelbar der nämliche, und kann nicht durch die Phantasie mit Verzierungen eingekleidet werden. Danksagung, die froheste aller heiligen Ergiessungen, aber an ein Wesen ohne Leidenschaften gerichtet, ist nur auf einige wenige Arten eingeschränkt, und läßt sich besser fühlen als ausdrücken. Reue, die vor dem Antlitz des Richters bebt, hat nicht Fassung genug, auf Wohlklang und Beywörter zu denken. Anrufung, von Einem Menschen an den andern gerichtet, kann sich in manche Wendungen der Ueberredung einlassen; aber Anrufung Gottes kann nur bloß um Gnade flehen.„

„Allemal ist von bloß religiösen Gedanken und Empfindungen der einfachste Ausdruck der erhabenste. Die Dichtkunst verliert hier ihren Glanz und ihre Stärke, weil sie auf die Verschönerung

nerung eines Gegenstandes gewandt wird, der vortrefflicher ist, als sie selbst. Alles, was Verse hier vermögen, besteht darin, daß sie dem Gedächtniß aufhelfen, und das Ohr ergötzen; und zu dieser Absicht können sie sehr nützlich seyn, aber dem Verstande geben sie weiter keine Nahrung. Die Vorstellungen der christlichen Theologie sind zu simpel für die Beredsamkeit, zu heilig für die Erdichtung, und zu majestätisch für die Ausschmückung. Sie durch Tropen und Figuren empfehlen wollen, wäre eben so viel, als die gestirnte Hemisphäre durch einen Hohlspiegel verherrlichen wollen.„

Wir wollen hier nicht die Richtigkeit dieser Gedanken prüfen, die vielleicht noch mancher Ausnahme und Einschränkung bedürfen möchten; bey dem allen sind sie doch wohl eine bessere Erklärungsart von dem wenigen Beyfall, den Waller's geistliche Gedichte erhielten, als der Grund, den Fenton, sein ehemaliger Herausgeber anführt, die Abnahme seiner Geisteskräfte bey zunehmendem Alter. Waller verfertigte noch viel später Gedichte, die voll poetischen Feuers sind.

„Der allgemeine Charakter seiner Poesie, sagt sein Biograph, ist Eleganz und Heiterkeit. Er ist nie pathetisch, und sehr selten erhaben. Sein Geist scheint weder von Natur sehr groß, noch durch Gelehrsamkeit sehr bereichert gewesen zu seyn. Seine Gedanken sind so beschaffen, wie sie ihm ein edler Umgang, und grosse Weltkenntniß leicht an die Hand geben mußte. Sie

hatten indeß, damals vielleicht, den Reiz der Neuheit, der ihnen izt oft in den Augen derer zu fehlen scheint, die sie in spätern Büchern gefunden haben, und es nicht wissen, oder zu wissen begehren, wer sie zuerst gehabt hat. Dies Urtheil ist ungerecht. Der Originalschriftsteller muß nicht durch seine Nachahmer verlieren.„ —

„Wenn sich aber von Waller's Lobe gleich viel wegnehmen läßt, so wird doch immer noch viel übrig bleiben. Denn es ist nicht zu leugnen, daß er die Schönheit des englischen Ausdrucks sowohl, als die Schicklichkeit der Gedanken, hat verbessern helfen; und es läßt sich auf ihn das anwenden, was Tasso, so sinnreich als richtig, von sich selbst und vom Guarini sagte, indem er, nach Durchlesung des Pastor Fido ausrief: „Hätte er den Aminta nicht gelesen, so hätt' er ihn nicht übertroffen!„

Milton, dessen Leben und Charakter der zweyte Band dieser Vorreden zuerst liefert, konnte freylich, von Seiten seiner republikanischen Gesinnungen, wenig Lob von einem so erklärten Royalisten, wie Dr. Johnson, erhalten. Vielleicht ist dadurch in die Charakterisirung dieses grossen Dichters mancher übertriebne, ungerechte, und partheyische Zug gekommen. Milton's moralischer Charakter wird gar nicht liebenswürdig geschildert; und ist sie wahr, diese Schilderung, so fällt auf ihn der Verdacht einer abscheulichen Niederträchtigkeit, den man billig von keinem

Menschen

Menschen anders, als aus den triftigsten Gründen, hegen sollte.

„Der Empörungsgeist, sagt er unter andern, läßt selten einen Menschen rechtschaffen bleiben, wenn ers auch vorher gewesen ist; und so fällt auch auf Milton der Verdacht, daß er das Buch, Ikon Basilikä, interpolirt habe, dessen Censur ihm von dem Staatsrath, dessen lateinischer Sekretär er itzt wurde, übertragen war. Er schob nemlich ein aus Sidney's Arkadia genommenes Gebet ein, und gab es dem Könige Schuld, dem er, in seinem Ikonoklastes den Gebrauch dieses Gebets als ein schweres Verbrechen aufrückt; u. s. f.„

Man hat wirklich weit mehr Grund, diesen Argwohn aufzugeben, als ihn von einem Manne zu unterhalten, dessen moralischer Charakter, bey allen seinen politischen Irrthümern, den besten Ruf hatte, und der auch zu stolz war, um sich zu solch einer Niederträchtigkeit herabzulassen. Am sträflichsten war wohl ohne Zweifel seine Schmeicheley gegen Cromwell.

Man pflegt gewöhnlich, die anfängliche schlechte Aufnahme und den sparsamen Abgang des verlornen Paradieses, als Proben eines verkannten Verdienstes, und des unsichern literarischen Ruhms, anzuführen. Dr. Johnson hält es dagegen für sehr begreiflich, daß man ein Werk nicht am Hofe und unter den Vornehmen mit Lobsprüchen aufnahm, das von einem Vertheidiger der Königsmörder herrührte; und findet den

Verkauf dieses Gedichts, für die damaligen Zeiten, in denen so wenig gelesen wurde, ansehnlich genug. Begnügte sich doch die Nation ein und vierzig Jahre hindurch, von 1623 bis 1664, mit zwey Ausgaben von Shakspeare's Werken, die sich vermuthlich zusammen nicht auf tausend Exemplare beliefen! Und so war der Absatz von dreyzehnhundert Exemplaren des verlornen Paradieses in der Zeit von zwey Jahren, bey so manchen hinderlichen Umständen, allemal ein ungewöhnliches Beyspiel von der Uebermacht des Genies.

„Man kann sich fast der Vorstellung nicht erwehren, mit welcher Gesinnung Milton vermuthlich den stillen Fortgang seines Gedichts ansah, und wahrnahm, wie sein Ruhm seinen Weg in einer Art von unterirdischem Strom, durch Furcht und Stillschweigen, fortschlich. Ich kann mir ihn nicht anders denken, als ruhig und zuversichtlich, nicht sehr in seiner Erwartung getäuscht, im geringsten nicht niedergeschlagen, wie er sich, mit standhaftem Bewußtseyn, auf seine Verdienste verließ, und, ohne Ungeduld, die Abwechselungen des Geschmacks, und die Unpartheylichkeit einer künftigen Generation erwartete.„

Was von Milton's Religion gesagt wird, ist ohne Zweifel sehr gegründet, und läßt sich auf manche andre anwenden, die nicht seine Frömmigkeit besitzen:

„Er bekannte sich zu keiner besondern Kirche; wir wissen eher, was er nicht war, als was

er war. Er war nicht von der römischen, er war nicht von der englischen Kirche.„

„Von keiner Kirche zu seyn, ist gefährlich. Die Religion, deren Belohnungen entfernt sind, und die bloß durch Glauben und Hofnung belebt wird, verliert sich allmählich aus der Seele, wenn sie nicht durch äusserliche Gebräuche, durch festgesetzte gottesdienstliche Uebungen, und durch den heilsamen Einfluß des Beyspiels gestärkt und erneuert wird. Milton, der, wie es scheint, von der Wahrheit des Christenthums völlig überzeugt war, und die heilige Schrift mit der tiefsten Ehrerbietung ansah, mit keiner besondern ketzrischen Meynung behaftet war, und in einem festen Vertrauen auf die unmittelbare und gelegentliche Einwirkung der Fürsehung lebte, wurde dennoch alt, ohne sichtbaren Gottesdienst. In der Vertheilung seiner Stunden fand sich keine Stunde zum Gebet, weder für sich, noch mit seinen Hausgenossen. Weil er das öffentliche Gebet unterließ, so unterließ er es ganz.„

„Von dieser Unterlassung hat man den Grund in einer Voraussetzung gesucht, die man billig niemals machen sollte, daß ein Jeder nach eignem Gutbefinden lebt, und sein Verhalten vor sich selbst rechtfertigen muß. Das Beten wurde ganz gewiß von dem nicht für überflüßig gehalten, der unsre erste Eltern im Stande der Unschuld, als gottgefällige, und nach ihrem Fall als erhörte Beter schildert. Daß er ohne alles Gebet gelebt habe, läßt sich schwerlich behaupten;

ten; sein Nachdenken und seine Betrachtungen waren ein ihm zur Gewohnheit gewordnes Gebet. Die Versäumung des Gebets in seiner Familie war vermuthlich ein Fehler, den er sich selbst vorwarf, und den er zu verbessern dachte; nur daß ihn der Tod, wie oft geschieht, an seiner Besserung hinderte."

Noch gerechter ist Dr. J. gegen Milton's poetischen Charakter, dem er alles gebührende Verdienst zugesteht. Von seinen lateinischen Gedichten urtheilt er, daß sie bis zur Süßigkeit elegant sind; sie ergötzen aber mehr durch die geschmackvolle Nachahmung der Alten, durch die Reinigkeit der Schreibart, und durch den Wohlklang der Verse, als durch ein vorzügliches Talent der Erfindung, oder durch Stärke der Gedanken. Seine kleinern englischen Gedichte haben schon mehr Originalität; ob sie gleich nicht ausnehmend schön, zuweilen in Wörtern und Redensarten etwas rauh und gezwungen sind. Wie sehr M. in jüngern Jahren an seinen Versen feilte, sieht man aus seinen zu Cambridge aufbewahrten Handschriften. Am wenigsten ist unser Kunstrichter mit dem Gedichte, Lycidas, zufrieden; er vermißt darin wahre Leidenschaft, Natur und Kunst. Desto rühmlicher urtheilt er von dem Allegro und Penseroso, die Jedermann mit Vergnügen liest, und die der Phantasie ihres Dichters Ehre machen. Die Maske, Komus, ist zwar, als Schauspiel genommen, fehlerhaft; man entdeckt aber darin schon die Dämmerung des verlornen Paradieses, sowohl von

Seiten

Seiten des ihm eigenthümlichen poetischen Ausdrucks, als seines Talents zur Beschreibung und Stärke der Gedanken. Nicht leicht findet man ein Gedicht, das im höhern Grade poetisch wäre. Die Sonnette schrieb Milton in verschiednen Perioden seines Lebens, bey mancherley Gelegenheiten; sie verdienen keine besondre Kritik; denn von den besten läßt sich nur sagen, daß sie nicht schlecht sind; und vielleicht verdienen auch im Grunde nur das achte und ein und zwanzigste, dies geringe Lob.

Das verlorne Paradies nennt Dr. Johnson ein Gedicht, welches von Seiten des Plans betrachtet, den ersten, und in Ansehung der Ausführung den zweyten Rang unter den Werken des menschlichen Geistes verdient. Die ganze, sehr lesenswürdige Kritik über dies Gedicht, nimmt hier funfzig Seiten ein. Nur eine Stelle daraus zur Probe:

„Die Gedanken, welche in dieser Epopöe gelegentlich vorkommen, sind so beschaffen, daß sie nur von einer im höchsten Grade feurigen und thätigen Einbildungskraft konnten hervorgebracht werden, der unaufhörlicher Fleiß, und unbeschränkte Wißbegierde beständigen Stof an die Hand gab. Man kann sagen, daß Milton's Geistesfeuer seine Gelehrsamkeit läuterte, um in sein Werk den Geist der Wissenschaft, mit ihren gröbern Theilen unvermischt, hinein zu bringen.„

„Er hatte die Schöpfung in ihrem ganzen Umfange betrachtet; und seine Beschreibungen

sind deswegen gelehrt. Er hatte seine Einbildungskraft an einen ungehaltnen Lauf gewöhnt; und seine Begriffe waren daher ausgebreitet. Die charakteristische Eigenschaft seines Gedichts ist Erhabenheit. Bisweilen läßt er sich zum Schönen herab; aber sein Element ist das Grosse. Er kann sich gelegentlich mit Grazie bekleiden; sein natürlicher Gang aber ist gigantische Hoheit. *) Er kann ergötzen, wenn Ergötzung nöthig ist; allein, seine eigenthümliche Kraft ist, in Erstaunen zu setzen.„

„Er scheint sein Genie selbst sehr gut gekannt, und gewußt zu haben, was es war, das ihm die Natur in milderm Maasse, als andern, zugetheilt hatte; die Gabe nemlich, das Weite und Grosse zu enthüllen, das Glänzende zu erhellen, das Furchtbare eindringend, das Finstre schauderhaft, und das Schreckliche noch auffallender zu machen. Deswegen wählte er ein Subjekt, worüber sich nicht zu viel sagen ließ, worüber er seine Phantasie, ohne Vorwurf der Uebertreibung, ermüden konnte.„

„Die Anblicke der Natur, und die Vorfälle des Lebens, sättigten seine Begierde nach Grösse nicht. Dinge zu schildern, wie sie sind, fodert nur eine genaue Aufmerksamkeit, und beschäftigt mehr das Gedächtniß, als die Einbildungskraft. Milton's Freude war es, in dem weiten Gebiete der Möglichkeit umher zu streifen; Wirklichkeit war

*) Algarotti nennt sie gigantesca sublimità Miltoniana.

war eine zu enge Scene für seinen Geist. Er schickte seine Seelenkräfte auf Entdeckungen aus, in Welten, die nur bloß die Phantasie bereisen kann; und hatte sein Vergnügen daran, ueue Arten von Existenz zu bilden, und höhern Wesen Empfindung und Thätigkeit zu geben, die Rathsversammlungen der Hölle zu beschreiben, oder die Chöre des Himmels zu begleiten.„

„Aber nicht immer konnte er sich in andern Welten aufhalten; er mußte zuweilen die Erde wieder besuchen, und von sichtbaren und bekannten Dingen reden. Wenn er durch die Erhabenheit seines Geistes nicht Bewundrung erregen kann, so verschaft er durch dessen Fruchtbarkeit Vergnügen.„

Ueber die einzelnen Theile und Vorzüge dieses Heldengedichts, über die glückliche Wahl des Inhalts, seine moralische Allgemeinheit, die glückliche Zeichnung der Charaktere, das Wahrscheinliche und Wunderbare, die Maschinen, Episoden, über die Vollständigkeit des Plans, und über das Verdienst der Gedanken und des Ausdrucks, enthält diese Johnsonsche Beurtheilung die feinsten und lehrreichsten Bemerkungen. Auch die Fehler und Mängel in diesem Gedichte werden unpartheyisch entdeckt. Einer von den größten scheint auch unserm Kunstrichter die Allegorisirung des Todes und der Sünde zu seyn. Das wiedererlangte Paradies, glaubt er, hat man bisher zu sehr herabgesetzt, und dagegen den Samson Agonistes zu sehr bewundert. —

„Mil=

„Milton's grosse Werke, sagt er zuletzt, wurden unter niederschlagenden Umständen, und während seiner Blindheit verfertigt; aber alle Schwierigkeiten verschwanden, sobald er sie nur berührte; er war für alles, was schwer ist, geboren; und sein Werk ist bloß darum nicht das größte Heldengedicht, weil es nicht das erste ist.„ —

Von Butler, diesem grossen und berühmten Dichter des Hudibras, sind nur wenige Lebensumstände bekannt; und auch von diesen wenigen sind nicht viele authentisch genug. Die Lebensbeschreibung eines Ungenannten vor der neuesten Ausgabe seiner Gedichte, und eine beyläufig von Wood ertheilte Nachricht von ihm, sind die einzigen Materialien dazu. Natürlich wünscht die Neugier mehr von ihm zu wissen; und doch würde sie schwerlich auf eine erwünschte Art befriedigt werden, wenn sich auch mehreres mit Gewißheit von ihm sagen liesse. Denn sein ganzer Lebenslauf war Kampf des Genies mit Mangel und Unterdrückung, lauter fehlgeschlagne Hofnung, unbelohnte Arbeit, und königlicher Undank.

„Der Hudibras selbst, sagt Dr. J. ist eins von denen Gedichten, worauf eine Nation mit Recht stolz seyn kann. Denn die darin vorkommenden Bilder sind einheimisch, die Gedanken unerborgt und unerwartet, und der ganze Ton der Schreibart original und eigenthümlich. Wir müssen indeß unsern Stolz, den wir als Butler's Landsleute fühlen, der Gerechtigkeit keinen

Eintrag

Eintrag thun lassen, noch uns eine Ehre ganz allein zuschreiben, woran auch andre Nationen Antheil und Anspruch haben. Der Hudibras ist nicht ganz Englisch; die Originalidee dazu findet man in der Geschichte des Don Quixote; einem Buche, dem der ausserordentlichste Geist, ohne sich schämen zu dürfen, etwas verdanken darf.„

Freylich ist vieles von der Laune dieses Gedichts, die im vorigen Jahrhundert mit Entzücken bewundert wurde, für das unsrige verloren. „Denn wir wissen nichts von der mürrischen Feyerlichkeit, von der finstern Grämlichkeit, und den eigensinnigen Bedenklichkeiten der alten Puritaner; oder, wenn wir was davon wissen, so gründet sich alle unsre Kenntniß auf Bücher und Ueberlieferung.„

„Wir sind niemals Zeugen von Feindseligkeiten gewesen, die durch Fleischpasteten und Rosinensuppen veranlaßt wurden; wir haben nie gesehen, wie Leute, welche sie sonst zu jeder Jahrszeit essen konnten, im December ein Gräuel daran hatten. Ein alter Puritaner, der in meiner Kindheit noch lebte, und an einem Festtage von seinem Nachbar zu Gaste gebeten wurde, antwortete ihm, wenn er ihn in einem Wirthshause mit Bier bewirthen wollte, das für alle Zeiten und Tage gebrauet wäre, so würde er seine Einladung annehmen; mit seinen abergläubischen Speisen und Getränken aber möchte er nichts zu thun haben.„

„Einer von den puritanischen Lehrsätzen war die Unerlaubtheit aller Glücksspiele; und wenn man Gataker von den Loosen liest, so kann man sehen, wie viel Gelehrsamkeit und Vernunft einer von den ersten Gelehrten seiner Zeit darauf wandte, um zu beweisen, daß Würfeln, oder Kartenspiel, kein Verbrechen sey.„

Die Gründe, welche Dr. Johnson zum Beweise braucht, daß ein zweyter Butler nicht so grossen Beyfall durch einen zweyten Hudibras finden würde, scheinen sehr richtig zu seyn.

„Das Burleske, sagt er, besteht in einem Verhältnißmangel zwischen der Schreibart und den Gedanken, oder zwischen den Nebengedanken und dem Hauptstofe. Es hat daher, gleich allen aus heterogenen Theilen zusammengesetzten Körpern, eine Anlage zum Verderbniß. Aller Verhältnißmangel ist unnatürlich; und aus dem Unnatürlichen läßt sich bloß das Vergnügen der Neuheit ziehen. Wir bewundern es, so lange es noch etwas seltsames ist; sobald es aber nicht seltsam mehr ist, entdecken wir den Uebelstand und die Unförmlichkeit darin. Es ist eine Art von Kunststück, das sich durch öftre Wiederholung selbst verräth; und da der Leser gar bald erfährt, was er zu erwarten hat, so legt er sein Buch auf die Seite, so, wie sich der Zuschauer wegwendet, wenn man die Künste zum zweytenmal macht, von denen man nur bloß zeigen sollte, daß man sie spielen kann.„

Dry-

Dryden's Leben und Charakter füllt den ganzen dritten Band dieser Johnsonschen Vorreden. Seine Lebensumstände werden mit vieler Ausführlichkeit und Genauigkeit erzählt; sie enthalten viele merkwürdige und interessante Anekdoten, sowohl von ihm selbst, als überhaupt aus der gelehrten Geschichte seiner Zeit. Vorzüglich schätzbar aber ist der kritische Theil dieses Bandes, der den Charakter dieses Dichters und seiner Gedichte betrift. Die Hauptzüge der moralischen Charakterisirung haben wir schon unter den vermischten Aufsätzen des vorigen Bandes unsern Lesern mitgetheilt; hier nur noch einige von den Zügen, mit welchen Dr. J. Dryden als Prosaisten schildert, da man von dieser Seite bisher vielleicht am wenigsten auf ihn geachtet hat:

„Kritik, sowohl belehrende, als vertheidigende, ist fast der durchgängige Inhalt aller seiner Prose, diejenigen Blätter ausgenommen, die er seinen Gönnern gewidmet hat; aber keine von seinen Vorreden hat man je langweilig gefunden. Sie haben nicht die Förmlichkeit einer methodischen Schreibart, worin die erste Hälfte der Periode die andre verräth. Die Schlußfälle sind nie gegen einander abgewogen, noch die Perioden nach einem gewissen Modell geformt; jedes Wort scheint von ungefähr zu fallen, wenn gleich jedes am gehörigen Orte steht. Nichts ist kalt oder matt; das Ganze ist leicht, belebt, und kräftig; was klein ist, das ist munter; was groß ist, das ist glänzend. Vielleicht redet er zu oft von sich

selbst; aber indem er uns die größte Hochachtung abzwingt, können wir ihm seine eigne Achtung gegen sich nicht verübeln. Auch wird alles durch das Spiel der Bilder, und durch die Lebhaftigkeit des Ausdrucks wieder gut gemacht. Alles ist leicht, und doch nichts schwach; alles scheint sorglos hingeworfen, und doch ist nichts rauhes noch hartes in seiner Schreibart; und wenn gleich seine frühern Werke schon vor mehr als hundert Jahren geschrieben sind, so haben sie doch nichts widerliches noch veraltetes an sich.„

„Wer viel schreibt, vermeidet nicht leicht eine gewisse Manier, irgend eine Wiederkehr besondrer Redensarten und Wendungen, die sich leicht bemerken läßt. Dryden ist allezeit ein andrer und der nemliche; er braucht nie zweymal einerley Schönheiten in einerley Form, und scheint weiter keine Kunst angewandt zu haben, als die Kunst, dasjenige deutlich auszudrücken, was er lebhaft dachte. Seine Schreibart ließ sich nicht leicht nachahmen, weder im Ernst noch Scherz; denn sie ist immer gleich und immer abwechselnd, und hat daher keine hervorragende oder abstechende Merkmale. Die Schönheit, die von aller Mißhelligkeit der Theile und Züge völlig frey ist, läßt sich nicht durch eine überladene Aehnlichkeit lächerlich machen.„

Grösser ist freylich das Verdienst und der Ruhm, welcher Dryden als Dichter gebührt. Jeder Verehrer der englischen Literatur nennt ihn in dieser Rücksicht mit Verehrung; denn seine

Ver-

Verbesserung der Sprache, der Gedanken, und des Wohlklangs in der Poesie macht in der Geschichte derselben Epoche.

„Nach ungefähr einem halben Jahrhunderte gezwungner Gedanken und harter Verse, hatten schon Waller und Denham zur Einführung der Natur und Harmonie einige Schritte gethan. Sie hatten gezeigt, daß lange gereimte Reden angenehmer würden, wenn man sie in Couplets abtheilte, und daß der Vers nicht bloß in der Anzahl, sondern auch in der Anordnung und Stellung der Sylben bestünde.„

„Aber, wenn sie gleich viel thaten, wer kann leugnen, daß sie noch viel zu thun übrig liessen? Ihre Werke waren nicht zahlreich; auch hatten sie keine vielbefassende Genies. Man brauchte mehrere Beyspiele von mehrern Gattungen der Schreibart, um Regelmäßigkeit, um Schicklichkeit in Worten und Gedanken, einzuführen.„

„Jede Sprache einer aufgeklärten Nation theilt sich natürlicher Weise in die gelehrte und Volkssprache, die feyerliche und gewöhnliche, die feinere und gröbere; und aus einer genauen Absonderung dieser verschiednen Spracharten, entsteht ein grosser Theil von der Schönheit der Schreibart. Wenn wir aber einige wenige, von der Natur vorzüglich begünstigte, Köpfe ausnehmen, bey denen ihr ursprünglicher Hang zur Richtigkeit die Stelle der Regeln vertrat, so wußten damals die englischen Schriftsteller sehr wenig von diesem Unterschiede; die Sprache lag vor ihnen in einem ver-

worrnen Haufen da, und Jedermann nahm dabey zu jeder Absicht, was ihm der Zufall in die Hände brachte.„

„Es gab also vor Dryden's Zeiten keine poetische Sprache, kein Vorrath von Wörtern, die zugleich von der Niedrigkeit des gemeinen Gebrauchs gereinigt, und frey von der Härte derjenigen Ausdrücke waren, die für besondre Künste gehören. Allzu gewöhnliche oder allzu entlegne Wörter vereiteln die Absicht eines Dichters. Von denen Tönen, welche wir bey geringfügigen oder niedrigen Gelegenheiten hören, erhalten wir nicht leicht starke Eindrücke, oder reizende Bilder; und Wörter, die uns beynahe völlig fremd sind, ziehen, so oft sie vorkommen, diejenige Aufmerksamkeit auf sich selbst, welche sie für die Sachen erregen sollten.„

„Jene glücklichen Wortverbindungen, welche die Poesie von der Prose unterscheiden, hatte man damals noch selten versucht. Wir hatten wenig Schönheiten oder Blumen der Rede; die Rosen waren vom Dornstrauche noch nicht gepflückt; man hatte noch keine verschiedne Farben verbunden, um einander gegenseitig zu beleben.„

„Es ist noch die Frage, ob Waller und Denham die Vorurtheile hätten verdrängen können, die schon so lange herrschten, und die selbst damals durch Cowley's Schutz gesichert waren. Die so genannte neue Versifikation wurde eigentlich von Dryden zuerst eingeführt; und es ist ausgemacht, daß von seiner Zeit an die englische Poesie keinen

Hang

Hang gehabt hat, in ihre vormalige Wildheit wieder zurück zu fallen.„

Am Schlusse dieses Bandes theilt Dr. J. einen bisher ungedruckten Brief von Dryden an seine Söhne in Italien mit, wodurch die Anekdote seiner vorigen Biographen bestätigt wird, daß er viel auf Sterndeuterey gehalten hat. Weder Witz noch Klugheit sind allemal sichre Verwahrungsmittel wider die Täuschungen des Aberglaubens.

Die Vorreden, welche der vierte Band enthält, betreffen sechzehn minder beträchtliche Dichter, deren Namen wir schon neulich in der vorläufigen Anzeige dieser Dichtersammlung genannt haben. Wir wollen nur von einigen darunter ganz kurz einige charakteristische Züge anführen:

„Sprat sah Cowley als Muster an, und glaubte, man nähere sich um so mehr der Vollkommenheit, je mehr man ihm nachahmte. Man hatte daher nichts weiter, als pindarische Freyheit, von ihm zu erwarten. In seinen wenigen Gedichten fehlt es nicht an Gedanken, die er für vortreflich hielt; und von ihrer Beschaffenheit läßt sich schon gleich aus dem ersten Gedanken urtheilen, den er in seinem Lobgedicht auf Cromwell hat, wo er sagt: „Cromwell's Ruhm werde, gleich dem Menschen, weiß (d.i. untadelhaft) werden, je älter er werden wird.„

„Unter den in dieser Sammlung mitzutheilenden Gedichten von Otway ist das längste: des Dichters Klagen an seine Muse, das ich zum Theil nicht verstehe; und in dem, was darinn

minder dunkel ist, finde ich wenig lobenswürdiges. Die Sprache ist oft gemein, und die Verse sind hart.„

„In Duke's Review, ob es gleich unvollendet ist, kommen einige starke Verse vor. Seine Gedichte sind nicht unter dem Mittelmäßigen; doch habe ich auch nicht viel in ihnen gefunden, das gelobt zu werden verdiente.„

„Ein Dichter, der zu den monatlichen poetischen Lieferungen Beyträge liefert, würde sichs itzt für keine Ehre rechnen, wenn man von ihm sagte, er singe wie Halifax.„

„Stepney gab sich offenbar selbst für einen Dichter aus, und setzte seinen Namen unter die Namen andrer witzigen Köpfe in der Uebersetzung vom Juvenal. Er ist aber ein sehr freyer Uebersetzer, und ersetzt die Vernachläßigung seines Originals durch keine eigenthümliche Schönheiten. In seinen eignen Gedichten findet man vielleicht hie und da eine glückliche Zeile; und hie und da ein kurzes gefälliges Stück. Im Ganzen aber hat er sehr wenig Anmuth des Witzes, oder Stärke der Natur.„

Manchen der kleinern englischen Dichter scheint der Herausgeber durch ihre Aufnahme in diese Sammlung fast zu viel Ehre gethan zu haben, zumal da er manche bessere, z. B. Sedley, Marvel, und vornehmlich den unsterblichen Spenser, von dieser Aufnahme ausgeschlossen hat. Eine beträchtliche Menge von den hier gelieferten Dichtern,

tern, und unter diesen einige der vorzüglichsten, erwarten nun noch den biographischen und kritischen Fleiß dieses verdienstvollen Herausgebers; und, wie es heißt, soll die Fortsetzung seiner Vorreden schon unter der Presse seyn.

Und nun sind wir unsern Lesern noch einige nähere Nachricht von dieser poetischen Sammlung selbst, und ihrer äussern sowohl als innern Einrichtung schuldig. Der Druck ist sehr sauber, gleichförmig, und korrekt. Die Bildnisse der Dichter, besonders die von Bartolozzi gestochnen, sind ungemein sauber. Ueberall bemerkt man Sorgfalt und kritische Genauigkeit des Herausgebers. Von Cowley werden die sämtlichen Gedichte geliefert; auch seine schönen Versuche in Prose und Versen, die so genau zusammenhangen, daß sich die letztern unmöglich trennen liessen. — Milton's poetische Werke sind noch nie so korrekt und sorgfältig gedruckt worden. Auch sind hier einige neue Stücke hinzugekommen, z. B. eine Uebersetzung der Verse an die Königinn Christina von Schweden, und ein Fragment aus dem Italiänischen. Ungern vermißt man in dieser Ausgabe den, wiewohl prosaischen, kleinen Aufsatz über die Erziehung. — Butler's Hudibras ist ungemein sauber und richtig abgedruckt; und der ächte Nachlaß seiner Gedichte, der so oft verfälscht worden, ist gleichfalls aufbehalten. Aus Grey's und Thyer's Anmerkungen sind die wichtigsten gewählt, wozu noch einige von dem itzigen Herausgeber beygefügt sind. — Waller's Gedichte machen nur Einen Band aus, der

aber alles enthält, was in Fenton's Quartausgabe steht, mit dem Zusatz einiger kleinern dort nicht befindlichen Stücke. — Auch unter Denham's Gedichten finden sich zwey bisher ungedruckte. — Von Dr. Sprat ist wenig neues hinzugekommen. — Vom Lord Roscommon findet man hier seinen bekannten Versuch über die poetische Uebersetzungskunst, den über die Poesie, und seine kleinern Gedichte. — Bey Rochester's Gedichten war Auswahl nöthig, und diese ist von Dr. J. hier noch strenger, als von dem verstorbnen Buchhändler Tonson, angestellt. — Dr. Yalden's Gedichte waren bisher noch in keine besondre Sammlung gebracht; die gegenwärtige hätte sich noch mit manchen einzeln bekannten Stücken erweitern lassen. — Otway's vermischte Gedichte haben zwar bey weitem nicht den Werth seiner bekannten dramatischen, vornehmlich tragischen Arbeiten; indeß machte sie schon sein Name der Aufbewahrung würdig. — Der poetischen Stücke von Duke sind nicht viele; sie verdienten aber denen von seinem unmittelbar vorhergehenden Freunde zur Seite gesetzt zu werden. — Dorset's Poesien sind voller Witz, Munterkeit und Leichtigkeit; und haben hier einige kleine Zusätze erhalten. — Der zwölfte Band enthält die sämtlichen poetischen Werke von Halifax, Stepney, und Walsh, die hier richtiger, als bisher, geordnet und abgedruckt sind. — Dryden's Originalgedichte hätten wohl, ihrer häufigen Anspielungen wegen, einige Erläuterungen des Herausgebers verdient. Die im vierzehnten Bande befindliche

Fami-

Familiar Epistle to Julian, ist nicht von Dryden, sondern von dem Herzoge von Buckingham. Die fünf folgenden Bände enthalten Dryden's Erzählungen; seine Uebersetzungen aus dem Boccaz, Ovid, Homer, Theokrit, Lukrez und Horaz; und seinen ganzen übersetzten Virgil. — Samuel Garth's Gedichte sind noch nie so vollständig erschienen; auch werden hier die Aenderungen in seiner Armenapotheke mit der sorgfältigsten Genauigkeit bemerkt. — Die launichten Gedichte von Dr. King sind hier nach der vor drey Jahren von Nichols gelieferten Ausgabe seiner Werke abgedruckt, und mit einigen andern Lustigkeiten vermehrt. — Von Joh. Philips wird nichts neues geliefert; nur bemerkt Dr. J. daß die in Westmünster befindliche Denkschrift auf ihn nicht, wie man immer glaubte, von Dr. Freind, sondern von Dr. Atterbury verfertigt sey. — Von Edmund Smith ist hier mit Recht Phädra und Hippolytus als Gedicht aufgenommen, ob es gleich dramatisch ist. Uebrigens sind seiner Poesien nur wenige, aber alle von ausgezeichnetem Werth. — Pomfret ist, nach des Herausgebers Urtheil, ein Liebling solcher Leser, die, ohne Eitelkeit oder Kritik, bloß zu ihrem Vergnügen lesen. The Choice ist, wie bekannt, sein vornehmstes Gedicht. — Der Abdruck von Hughes's poetischen Werken ist nach der Ausgabe gemacht, die sein Schwager, W. Duncombe, im Jahr 1735. davon lieferte; doch findet man hier beträchtliche Vermehrungen. — Addison erscheint hier zum erstenmal als förmlicher Dichter; seine Originalgedichte und Ueber-

setzungen machen einen ganz ansehnlichen Band aus. Unter jenen befindet sich auch der Cato. Recht sehr wäre eine gute Ausgabe von allen Schriften dieses schätzbaren Mannes zu wünschen; denn die bisherigen Abdrücke seiner so genannten Werke sind äusserst mangelhaft. — Vom Sir Richard Blackmore ist mit Rechts nichts weiter aufgenommen, als sein treffliches Lehrgedicht über die Schöpfung. — Buckingham und Lansdowne sind sehr schicklich neben einander gestellt. Ihre poetischen Werke, die hier manche Zusätze erhalten haben, füllen den 26sten Band. — So vereint der folgende Band die Gedichte von Rowe und Tickell, und liefert von beyden manches neues. — In den beyden folgenden Bänden steht Rowe's Uebersetzung von Lukan's Pharsalia, mit Weglassung der Anmerkungen, die doch vielleicht eine Auswahl verdient hätten. — Prior's Gedichte nehmen zwey Bände ein, und haben gleichfalls an Vollständigkeit gewonnen. — Die mit Pope's Gedichten von dem Herausgeber getroffene Anordnung verdient allen Beyfall. Die von dem Dichter selbst gemachten Aenderungen, vornehmlich in den Schäfergedichten und dem Versuch über die Kritik, werden hier genauer, als bisher bemerkt. Aus den vor einigen Jahren erschienenen Additions to Pope ist nur das beste und wichtigste gewählt. Vier Bände dieser Sammlung enthalten einen sehr korrekten Abdruck von Pope's Iliade und Odyssee. — Swift's Gedichte waren bisher in seinen so zahlreichen Werken zerstreut; hier sind sie beysammen, und in eine chronologische Folge gebracht.

Auch

Auch bey den übrigen, in dieser Sammlung befindlichen, Dichtern, deren Namen schon neulich, bey ihrer vorläufigen Anzeige, sämtlich angeführt sind, hat der Herausgeber seine bekannten Verdienste, Fleiß, Auswahl und kritischen Geschmack, sehr glücklich angewandt.

XV.

Ancient Metaphysics; or, the Science of Universals. With an Appendix, containing an Examination of the Principles of *Sir Isaac Newton's* Philosophy. Vol. I. 4to. 15 S. Edinburgh, printed; for Cadell, etc. 1779.

Alte Metaphysik; oder die Wissenschaft des Allgemeinen; nebst einem Anhange, welcher eine Prüfung der newtonischen philosophischen Grundsätze enthält. B. I. 4t.

Lord Monboddo ist allgemein als Verfasser dieses Werks bekannt, und sagt davon in der Vorrede, er habe es anfänglich bloß zu seinem eignen Gebrauch verfertigt. Denn das gegenwärtige Zeitalter ist ihm viel zu unwichtig, um dasselbe der Mittheilung oder der gehörigen Würdigung seiner metaphysischen Einsichten fähig zu halten; ihre Bekanntmachung ist, seiner öftern Aeusserung zufolge, hauptsächlich für eine aufgeklärtere Nachwelt bestimmt. Und doch sind die Kunstrichter unsers Zeitalters unstreitig zur Prüfung und Beur-

theilung dieses Werks berechtigt; immerhin mag dann der Verfasser auch von ihrem Urtheil an die Nachwelt appelliren.

Was in diesem Werke eigentlich dem Titel desselben entspricht, was darinn wirklich metaphysisch ist, hat wenig Verdienst der hier so nöthigen Genauigkeit und Verbindung, wenig neues, oder vorzügliches vor dem, was man in jedem irgend erträglichen Lehrbuche der Metaphysik antrifft. Die grosse, eigenthümliche Idee des Lord, daß Steine und Erdarten eine Seele haben, scheint gleich beym ersten Anblick allzu lächerlich, und eine ernsthafte Prüfung zu verdienen. Wenn man aber das durchgelesen hat, was er auf einigen hundert Quartseiten zur Bestätigung dieses seltsamen Satzes vorbringt; so sieht man am Ende, daß es ihm bloß darum zu thun ist, eine neue Art des Ausdrucks einzuführen, die den Alten und Neuern gleich fremd ist. Denn die Seele, oder der Geist, welcher die Felsen von Gibraltar, und die Spitze des Teneriffs beseelt, hat weder Verstand noch Bewußtseyn, noch irgend eine von den vornehmsten Eigenschaften, die man der Seele gemeiniglich beylegt, und bedeutet am Ende nichts weiter, als die Eigenschaften der Schwere, der körperlichen Anziehung, u. s. f. von denen wir durch Erfahrung wissen, daß sie der Materie eigen sind. Damit man uns nicht vorwerfe, daß wir den Verfasser hierinn unrecht verstehen, welches, bey seiner nachläßigen und unkorrekten Art des Vortrags gar leicht geschehen könnte; so wollen wir die hie-

her

her gehörige Stelle mit seinen eignen Worten hieher setzen:

„Da ich bisher von der Seele überhaupt, und von der menschlichen Seele insbesondere geredet habe; so will ich itzt, in dem gegenwärtigen Abschnitte, den Unterschied genauer erläutern, der sich, nach meiner Einsicht, zwischen den verschiednen gedachten Arten der Seele findet, und den Anfang mit der geringsten Art derselben machen, die aber doch nothwendig dazu erfodert wird, die Wirksamkeit der Natur zu befördern, und selbst das Daseyn der materiellen Welt zu erhalten.„

„Und zwar ist es, erstlich, diese so mächtige Grundkraft, welche alle die mancherley Körper vereinigt und zusammenhält, dergestalt, daß es ohne sie keinen Körper in der Welt geben würde. Sie ist folglich der Grund der Vereinigung im Körper; und da es bloß die Seele ist, welche vereinigt, oder sich auf irgend eine Art thätig beweist; so muß sie, wie ich glaube, schon aus dieser Ursache, wenn es auch keine andre gäbe, zur Seele gerechnet werden. Durch diese Grundkraft werden die Körper von einander unterschieden, und bekommen mancherley Benennungen; als, Erde, Stein, Holz, u.s.f. Denn ohne diese Grundkraft könnte nichts mit einem Namen belegt werden, sondern man würde, zufolge der Philosophie des Anaxagoras, ohne sie alles mit allem vermengen.„

„Zweytens ist es diese Grundkraft, welche dem Körper die mancherley Bewegungen mittheilt, wodurch sich von ihm sagen läßt, er lebe, und sey beseelt.

beseelt. Von diesen Bewegungen macht Aristoteles eine allgemeine Eintheilung, die ich für hinreichend und vollständig halte, in solche, die sich in gerader Linie, in solche, die sich in einer krummen, in sich selbst rückgängigen Linie bewegen, und in solche, deren Bewegung von beyderley Art ist; oder vielmehr, wie ichs lieber ausdrücken möchte, die weder eins noch das andre thun. Ich will sie aber noch umständlicher einzutheilen suchen, und bey denen anfangen, die sich in gerader Linie bewegen.„

„Erstlich, ist jene Bewegung unter dem Namen der Schwerkraft bekannt genug, wodurch Körper hienieden sich gegen den Mittelpunkt der Erde bewegen. Diese Bewegung läßt sich, wie ich bemerkt habe, aus keinem körperlichen Antrieb erklären. Es kann nicht, wie ich gezeigt zu haben glaube, die Materie selbst seyn, die sich selbst bewegt; und folglich bleibt nichts weiter übrig, als, daß die Seele diese Bewegung hervorbringen muß. Und, da die Schwerkraft nicht in Verhältniß zu der Oberfläche der Körper wirkt, sondern in Verhältniß zu ihrer Masse, oder ihren festen Bestandtheilen, so läßt sichs unmöglich denken, wie dieselbe durch irgend eine körperliche oder materielle Kraft könne hervorgebracht werden, da Materie bloß auf die Oberfläche der Materie wirkt. *) Es fragt sich also nur noch, ob

*) „Man sehe diesen Beweisgrund sehr gut erörtert von Dr. Clarke, in seinem Beweise vom Daseyn Gottes, S. 83.„

ob die Seele hier äusserlich auf den Körper wirke, oder innerlich, das ist, dadurch, daß sie in dem Körper wohnt, und ihn beseelt? Und ich finde, daß hierüber zu Plato's Zeiten, in Ansehung der Bewegung der Himmelskörper, ein Zweifel entstanden war. Denn, wenn gleich alle die damaligen Philosophen, die keine Atheisten waren, dafür hielten, daß die Bewegung dieser Körper durch einen Geist oder eine Seele verursacht würde; so glaubten doch einige von ihnen, sie entstünde durch eine Seele, die äusserlich auf sie wirke, und sie gleichsam anregte, da hingegen andre glaubten, es sey ein innrer Geist, der sie beseele und bewege, so, wie unsre Seelen unsre Körper in Bewegung setzen.*) Und unter den neuern Philosophen finde ich einen, der ein vortrefliches Buch über die menschliche Seele geschrieben hat, nämlich Hrn. Baxter, der diese Bewegung der Schwerkraft sowohl, als jedwede andre natürliche Bewegung des Körpers, der unmittelbaren Einwirkung Gottes zuschreibt. Ob ich aber gleich ungern von einem Schriftsteller abgehe, den ich für einen der vollkommensten Theisten

*) Plato, im zehnten Buche von den Gesetzen (p. 954. edit. *Ficini*,) bringt dreyerley Meynungen über diese Sache vor. Zwey darunter sind die oben angeführten; die dritte geht dahin, daß der sich ausser dem Himmelskörper befindende Geist ihn nicht unmittelbar bewege, und anrege, sondern vermittelst eines andern Körpers von Feuer oder Luft, den er selbst annehme, und so Körper durch Körper in Bewegung setze."

sten halte, die in diesem Jahrhunderte geschrieben haben; so kann ich doch nicht umhin, es der Analogie der Natur gemässer zu finden, daß die Bewegungskräfte dieser Körper innerlich sind. Unstreitig verhält es sich so bey unsern Körpern; und ein jeder Philosoph, in England wenigstens, glaubt, daß es sich auch bey den Körpern der unvernünftigen Thiere so verhalte. Auch sehe ich nicht, daß man guten Grund habe, hievon bey den Pflanzen eine Ausnahme zu machen, da zwischen ihnen und den unvernünftigen Thieren weiter kein Unterschied ist, als, den Empfindung und fortschreitende Bewegung machen. So weit giengen offenbar Aristoteles, und alle die alten Weltweisen, die nicht Atheisten waren. Und Aristoteles macht es zur Grundlage seiner Naturlehre, daß es eine innerliche Kraft der Bewegung in allen physischen Körpern gebe; wenn er sie gleich nicht ψυχη, oder Seele, nennt; und bloß sagt, sie sey seelenähnlich. Plato aber ist hierüber ausführlicher, und sagt ausdrücklich, es sey die Seele, die bewegt, und der Körper, der bewegt wird. Und die spätern Platoniker, vornehmlich Proklus, drücken sich hierüber noch deutlicher aus; denn er tadelt den Aristoteles deswegen, weil er die himmlischen Sphären beseelt, und sie unter die Lenkung und Aufsicht eines Geistes versetzt, alle die niedrigern Elemente aber todt und unbeseelt läßt. *) Und eben dieß scheint auch

*) *Proclus* in *Timaeum*, p. 286. 287. S. auch *Cudworth's* Intellectual System; p. 236. 237.

auch die Meynung des ältesten griechischen Weltweisen, des Thales, gewesen zu seyn, die er ohne Zweifel mit sich aus Aegypten herüberbrachte; denn er sagte, die ganze Natur sey voll von Göttern, d. i. von Seelen; und insbesondre sagte er, es sey die Seele im Magneten, die das Eisen anziehe.„

„Ich glaube auch, daß meine Hypothese nicht bloß mit der alten Philosophie, sondern auch mit der Religion übereinstimmt. Denn die Schrift sagt uns, Gott bediene sich, in seinen Unterhandlungen mit den Menschen, untergeordneter Geister oder Engel, seinen Befehl auszurichten. Und ich sehe nicht, warum wir nicht annehmen sollten, daß er durch gleiche Werkzeuge die Verändrungen in der Natur bewirke; und dieß giebt uns doch wohl einen weit höhern Begrif von dem vollkommensten Geiste, als wenn wir annehmen, er verrichte alle die natürlichen Operationen, z. B. die Bildung der Pflanzen und Thiere in ihren auf einander folgenden Generationen, und die Bewegung jedes noch so kleinen Körpers, oder die Konkretion der Materie, durch seine unmittelbare Einwirkung, und, so zu reden, mit eigner Hand. *) Hat es, wie ich glaube, seine Richtigkeit, daß in der Welt eine eben so grosse Mannichfaltigkeit unter den Seelen,

*) S. das Buch *de Mundo*, welches dem Aristoteles beygelegt wird, Cap. 7; und *Cudworth's* Intell. Syst. p. 149. wo diese Materie sehr gut abgehandelt ist.

len, wie unter den Körpern ist; so ists offenbar, daß in dem Falle, wenn alle Wirkungen der Natur das unmittelbare Werk des höchsten Geistes wären, diejenigen geringern Geister, welche, wie ich annehme, dem höchsten in einer endlosen Stufenfolge untergeordnet sind, und auf diese Weise die Leiter der Natur füllen, ohne Beschäftigung, und für die ganze übrige Schöpfung unnütz seyn würden. — Ferner, ist auch die Fortschreitung, sowohl in der Zeugung als Auflösung aller Dinge hienieden, sehr langsam; denn die Natur geht Schritt vor Schritt, von Einem Zustande des Dinges zum andern fort. Nun aber scheint es der göttlichen Majestät weit würdiger zu seyn, wenn man annimmt, dieser mühsame Fortgang werde durch geringere Wesen von eingeschränkter Kraft veranstaltet, denen es vorgeschrieben ist, bloß auf eine gewisse Art zu handeln, als daß es das unmittelbare Werk der Allmacht seyn sollte, die das alles auf einmal, und durch Ein „Es werde„ thun könnte, ohne erst so viel Umwege zu nehmen. — Und endlich, läßt sichs aus dieser Hypothese erklären, daß die Natur bisweilen ihres Endzwecks verfehlt, und unvollkommne, verpfuschte Arbeit hervorbringt. Dieß geschieht vielleicht wegen der Unschicklichkeit und Widerspenstigkeit der Materie, welche der Kraft eines geringern wirkenden Wesens nicht nachgeben will; es könnte aber nie geschehen, wenn dieß wirkende Wesen allmächtig wäre.„ —

Ein beträchtlicher Theil dieses Werks beschäfftigt sich mit Widerlegung der neuern Welt-

wei-

weisen, die seit der Zeit, da Locke und Newton es wagten, vom Aristoteles abzugehen, nach des Verf. Meynung die Sitten und den Verstand der Menschen verdorben haben. Lord M. bezeugt durchgehends die äusserste Verachtung gegen Locke's Versuch über den menschlichen Verstand. Von Newton sagt er, S. 271: „Ich fürchte, Sir Isaak wäre zur Zeit des Alterthums, so lange die Philosophie blühte, nicht einmal mit dem Namen eines Philosophen beehrt worden.„ — Uebrigens geruht der Lord nicht, die blinden Anhänger dieser blinden Führer umständlich zu widerlegen; sondern er glaubt, sein Buch enthalte Grundsätze, die hinreichend genug sind, ihnen allen zu antworten. Auch war ihm, wie er selbst gesteht, ihre Schreibart zu unphilosophisch, um sie, mit der zur Widerlegung nöthigen Aufmerksamkeit, durchzulesen; und zudem wollte er ein Werk, das mehr für die Nachwelt als für das itzige Zeitalter bestimmt ist, nicht durch Widerlegungen solcher Leute entehren, die, seiner Vorhersehung nach, in wenig Jahren schon vergessen seyn werden.

Von diesen zahllosen Insekten Eines Tages sondert indeß doch Lord Monboddo ein einziges aus, und würdigt, der Nachwelt in seinem unsterblichen Werke den vergänglichen Namen Hume's aufzubewahren, des Verfassers der Geschichte von England, der Versuche, u. s. f. „die sich bey gewissen Personen ein Ansehen erworben haben.„ Der Lord läßt es nicht bloß

bey Angriffen der allgemein anerkannten Werke des armen Hume bewenden; sondern er schreibt ihm auch ganz zuversichtlich einige anonymische Schriften zu, die nach seinem Tode herausgekommen, und von seinen Freunden für unächt erklärt sind. Dennoch glaubt Lord M. daß sie von Hume herrühren, „nicht nur wegen der Ruchlosigkeit des Inhalts, sondern auch wegen der Schreibart, welche trocken,„ unbelebt, und ohne das mindeste Kolorit klassischer Gelehrsamkeit ist.„ Ein Schlüssel zu diesem so befremdenden Urtheile ist die bekannte persönliche Feindschaft, die zwischen Hume und Lord Monboddo herrschte. Hätte doch der letztere von den frommen Alten — dieses Beywort giebt er ihnen oft — auch die Ehrerbietung gegen die Asche eines verstorbenen Gegners gelernt!

Wir haben für unsre Leser zu viel Achtung, um ihnen mit einer Prüfung der newtonschen Principien von einem Manne beschwerlich zu fallen, der selbst gesteht, er wisse von der Mathematik weiter nichts, als die blossen Anfangsgründe. Eben darum wollen wir sie auch mit des Lords Grundsätzen in der Philosophie und Religion verschonen. Er entdeckt in der alten Metaphysik neue Beweise für die Lehre von der Dreyeinigkeit; und doch streitet er aus allen Kräften für den ungereimten und gewiß nicht frommen Lehrsatz von der Ewigkeit der Welt.

Was bey allem dem an diesem Werke immer rühmlich ist, und dem Verfasser desselben

Ehre

Ehre macht, ist die Bewunderung und der Enthusiasmus, die er überall gegen die griechische Sprache und Literatur äussert. Unstreitig sind die Griechen fast in allen nützlichen und schönen Kenntnissen unsre Meister. Ihre Werke der Poesie und Beredsamkeit sind noch immer ohne Gleichen; aber ihre philosophischen Untersuchungen, sowohl über Seele als Körper, haben doch durch die Bemühungen und durch den Scharfsinn der neuern Zeiten ungemein gewonnen. Lord M. giebt indeß diesen Unterschied nicht zu; und da seine Bewunderung der alten Metaphysik, die doch wohl gerade der unwichtigste Theil griechischer Literatur ist, bis zur Ausschweifung und Ungereimtheit geht, so ist zu fürchten, daß er leicht die gute Sache verderben kann, die er zu vertheidigen sucht. Zum Beweise davon wollen wir hier eine Stelle anführen, von der man kaum wird glauben können, daß sie in einem durch die Entdeckungen der neuern Philosophie aufgeklärten Lande geschrieben ist:

„Was ich im vorhergehenden Abschnitt über die Verbindung des Prädikats oder Attributs mit dem Subjekt in solchen Sätzen gesagt habe, worin beyde Hauptbegriffe allgemein sind, das wird dem Leser unverständlich seyn, der den Unterschied zwischen Vernunft und Empfindung, zwischen dem Allgemeinen und Besondern, der Gattung und Art, der Eigenschaft und Substanz, nicht kennt. Denn, (ich muß es noch einmal wiederhohlen, wenn man mirs auch gleich verü-

beln wird;) es mag sich einer schmeicheln, so viel er will, und von seinem Genie und seinen Naturgaben noch so hohe Begriffe haben; so bin ich doch so frey, ihm zu sagen, daß er, ohne Kenntniß dieser ersten logischen Grundsätze, niemals so gründlich, als ein Philosoph billig sollte, die Philosophie der Seele, und die Natur der Wahrheit und Wissenschaft, einsehen kann. Diese Grundsätze muß man aus den Kategorien des Aristoteles lernen, mit Hülfe der Einleitung des Porphyrius in dieses Buch, und der Auslegung des Ammonius sowohl über die Einleitung, als über das Buch selbst. Ohne Zweifel giebt es auch einige französische und englische Logiken, die dem Leser nützlich seyn können; ich bin aber mit diesen wenig bekannt, und wünsche auch nicht, damit bekannter zu seyn, weil ich mich lieber zur Quelle selbst wende, und sie schon genug kenne, um zu wissen, daß alles, was sie nicht aus dieser Quelle geschöpft haben, von sehr geringem Werth ist. Zwar halte ich es nicht, selbst bey der itzt gewöhnlichen Erziehung und Lebensart, für durchaus unmöglich, daß unsre Zeiten ein grosses Genie in der Philosophie hervorbringen sollten; ich sage aber nur, solch ein Genie muß unterrichtet werden, und zwar von guten Lehrmeistern; und ohne dergleichen Hülfe ist es jedem Sterblichen unmöglich, ein ganzes wissenschaftliches System zu erfinden. Ohne irgend einen neuern Philosophen zu beleidigen, glaube ich sagen zu können, daß Aristoteles ein eben so durchdringendes und er-

fin-

findrisches Genie in der Philosophie gehabt hat, als einer von ihnen; und doch wage ichs zu behaupten: wenn er nicht von Sokrates und Plato wäre unterrichtet worden, wenn er nicht, wie er augenscheinlich that, die Schriften der ältern Philosophen aus der ionischen und eleatischen, und aus einer noch grössern Schule als beyde, aus der pythagorischen, studirt hätte, von welcher letztern er sein Buch der Kategorien, die Grundlage seines ganzen Systems, hernahm; so hätte er niemals den Vernunftschluß erfinden können, wenn dieser anders wirklich seine Erfindung ist, noch jenes vollständige System der Logik, welches man in seinen Kategorien, seinen ersten und zweyten Analytischen Büchern, seiner Topik, und seiner Abhandlung vom Sophisma findet, wozu die Bemühungen aller nachherigen Jahrhunderte nichts beträchtliches hinzugethan haben. Vor ihm philosophirten unstreitig einige Weltweise sehr gut, und machten grosse Entdekkungen; aber sie philosophirten so, wie die Weiber und Kinder redeten; denn, wenn gleich Weiber und Kinder, die gut erzogen sind, zuweilen ganz gut reden, so thun sie es doch nur aus blosser Gewohnheit, ohne daß sie sagen können, wie sie es thun. Die Ursache davon ist, daß sie die Sprache nicht in ihre Elemente auflösen, noch erklären können, wie diese Elemente in der Rede zusammengesetzt werden; denn Auflösung, oder Analyse, ist das Werk der Kunst, oder Wissenschaft. Eben so konnten auch die Philosophen vor dem Aristoteles sehr gut philosophiren, da

sie aber die Gründe davon nicht angeben und analysiren konnten; so wußten sie nicht zu sagen, warum der eine Beweis gültig, der andre ungültig war; sondern daß sie es waren, wußten sie bloß durch den gemeinen Menschenverstand, das ist, durch blosses natürliches Gefühl, ohne wissenschaftlichen Unterricht.„ —

Man muß in der That diese, und sehr viele ähnliche Stellen, wovon beynahe das ganze Buch voll ist, als zudringliche Unbilligkeiten gegen die Aufklärung unsers itzigen Zeitalters ansehen. Es ist, als ob der Verf. glaubte, Gott habe den Menschen nur Arm und Beine gegeben, und Aristoteles habe sie allererst zu vernünftigen Geschöpfen gemacht. Man weiß, wie viel Nachtheil die aristotelischen Schriften, freylich oft durch Mißbrauch und Mißdeutung, meistens aber doch durch ihre abergläubische Verehrung, in den finstern Zeiten der Literatur, so viele Jahrhunderte hindurch, für die Philosophie bewirkt haben. Aristoteles selbst macht von seinem Organon, d. i. von allen seinen logischen Schriften, in seiner Poetik, Ethik, Politik, und Naturgeschichte, keinen Gebrauch; und diese letztern Schriften sind es vornehmlich, die dem Geiste des Stagiriten Ehre machen, und es weit mehr, als das Organon, verdienen, von Gelehrten unsrer Zeit erklärt und erläutert zu werden. Auch haben sie wirklich die ihnen gebührende Aufmerksamkeit auf sich gezogen; und dieser Umstand sowohl, als mehrere neuere Uebersetzungen griechischer Dich-

ter

ter und Redner, giebt uns Recht zu glauben, die griechische Literatur werde sobald nicht in Vergessenheit oder Verachtung gerathen, wenn gleich Lobsprüche von der Art, wie sie Lord. M. ertheilt, eher dazu beytragen, als es verhüten könnten.

XVI.

Archaeologia; or Miscellaneous Tracts, read at the Society of Antiquaries. Vol. V. 4to 1 L. 1 S. 1779.

Archäologie; oder vermischte Abhandlungen, die in der Gesellschaft der Alterthumsforscher verlesen sind. Fünfter Band. 4to.

Wenn gleich diese Sammlung nicht so regelmäßig und oft fortgesetzt wird, als die Transaktionen der königlichen Societät; so ist doch der mit jedem Bande steigende Werth der darin befindlichen Abhandlungen eine hinlängliche Entschuldigung und Schadloshaltung für diesen Verzug. Von dem Inhalt des gegenwärtigen Bandes geben wir hier nur eine summarische Anzeige.

1. Hr. Pegge liefert sehr gelehrte und umständliche Bemerkungen über die Legende vom heil. Georg, worin er vorzüglich die Träume eines alten Chronikschreibers und den Witz eines höchst mittelmäßigen alten Poetasters bestrei-

tet. — 2. Hr. Strange, über römische und andre Alterthümer in Monmouthshire, mit der ihm gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Einsicht. — 3. Barrington, über die cornische Sprache. Meistens nur etymologische, und zum Theil polemische Untersuchungen über einzelne Wörter derselben. — 4. Watson's Beschreibung einiger bisher unbemerkt gebliebener Ueberreste alter Festungswerke. — 5. Pegge über das pyramidische steinerne Denkmal zu Rudston. — 6. West, von einigen Alterthümern zu Lancaster, welche Spuren von dem dortigen Aufenthalt der Römer haben. — 7. Pegge über das Croyland Boundary; eine Vertheidigung der alten Lesart gegen Pownal's, an sich sinnreiche, Konjektur. — 8. Lort's Nachricht von verschiednen celtischen Alterthümern, die er für Opfergeräth erklärt. — 9. Von dem Verfasser der „Anmerkungen über die alten englischen Statuten„ steht hier eine Anzeige der von ihm gesammelten Bemerkungen über die Sitten und Verfassungen des patriarchalischen Zeitalters. — 10. Eben dieses Verf. Erläuterung über ein altes Grabmal in Anglesea. — 11. Hr. Drake sucht einen doppelten Wohnsitz der Römer in Essex gewiß zu machen. — 12. King's Beschreibung eines alten Geschützes, das eine Kammer hieß, für dessen Besitzer er den König Alphonsus von Portugall annimmt. — 13. Pegge's Untersuchung der mißverstandnen Meynung, daß es in Thanet und Irland keine Schlangen gebe, aus der Lage und dem Boden dieser Gegenden hergeleitet. — 14. Ueber die

Ent-

Entdeckung der Namen von einigen hundert Edelleuten Edwarts des Dritten, in den Ruinen des Schlosses zu Fenwick. — 15. Stramge's Nachricht von sehr vielen Inschriften, welche der Abt Fortis auf seiner Reise nach Dalmatien und Istrien entdeckt hat. Man findet in der bekannten Reisebeschreibung des Abts weitläuftigere Nachrichten darüber. — 16. Ueber eine Inschrift zu Corbridge, verschiedne Erklärungen und Vermuthungen. — 17. Brooke's Erklärung einer merkwürdigen angelsächsischen Inschrift, mit vieler genealogischer Kenntniß aufgesetzt. — 18. Major Rooke beschreibt zwey neu entdeckte alte Lagerplätze in Gloucestershire, und liefert ihre Zeichnung. — 19. Hr. Brooke beschreibt ein sehr merkwürdiges silbernes Siegel von Robert Fitz-Walter, vom J. 1249. — 20. Beschreibung eines piktischen Hauses oder Schlosses, Dornadilla's Tower genannt, am äussersten Ende des nördlichen Schottlands, von dem dortigen Prediger, Hrn. Pope. — 21. Pegge's Untersuchung über den Ursprung und Gebrauch steinerner Särge in England. — 22. Kurze Nachricht von einigen in Mersey Island gefundnen alten Ziegeln, und einigen bey Colchester entdeckten alten Flasche. — 23. Brooke's Nachrichten von der Königinn Katharine Parr, nebst einer Beschreibung ihres bisher noch unbeschriebenen grossen Siegels. — 24. Grose's Beschreibung einer alten Befestigung zu Hants. — 25. Eine sehr lesenswürdige Nachricht von verschiednen Alterthümern in Schottland, von dem

durch seine ökonomischen Schriften bekannten Hrn. Jak. Anderson. — 26. Bowle's Untersuchungen über den Ursprung der Romane, deren Benennung er aus der lateinischen oder römischen Sprache herleitet. — 27. Pegge's Verbesserung und Erklärung einer Stelle im Gildas, wo *Tethica*, oder, wie man billig lesen sollte, *Scithica* vallis, die irländische See bedeutet. — 28. Brereton's Beschreibung eines noch nicht bekannten Siegels der Königinn Henriette Marie. — 29. Eine sehr wahrscheinliche Muthmassung von Hrn. Pownall, daß eine Insel mit einer Manufaktur von römischer irdner Arbeit, itzt eine versenkte Klippe bey Whitstable Bay sey. — 30. Nachricht des Präsidenten der Gesellschaft von dem römischen Münzwesen unter den Kaisern Honorius und Arkadius, auf Veranlassung einiger, im J. 1777, im Tower zu London gefundnen alten Münzen. — 31. 40. Zwey lesenswürdige Aufsätze von Hrn. Drake, über die englische Sprache, worin er ihren gothischen Ursprung zu beweisen sucht. — 32. Pownall über ein von Mosquito herüber gebrachtes steinernes Gefäß, das eben so leicht indianische, als europäische Arbeit seyn kann. — 33. Beschreibung und Grundriß eines zu Dover von Hrn. Lyon entdeckten römischen Bades. — 34. Bartlett, von den bischöflichen Münzen zu Durham, und den klösterlichen Münzen zu Reading, die unter der Regierung der drey ersten Edwarde geschlagen sind. — 35. Cole's Erweis, daß das Horn, welches Heinrich I. der

Abtey

Abtey zu Carlisle schenkte, von denen sehr verschieden sey, die Bischof Lyttelton im dritten Bande, S. 22, beschreibt. — 36. Pegge's Erörterung der Schwierigkeiten über die Formen verschiedner klösterlicher Siegel. — 37. Wyndham's Bemerkungen über ein verfallnes Gebäude zu Wamford in Hampshire, welches er für eine sächsische Kirche aus dem siebenten Jahrhundert hält. — 38. Nachricht von einem bisher noch unbeschriebenen Siegel der Maria von Este, zweyter Gemahlinn Jakobs des Zweyten, von Hrn. Brooke, ein schätzbarer Beytrag zum Sandford, dessen neue Ausgabe und Fortsetzung von diesem geschickten und fleißigen Alterthumsforscher sehr zu wünschen wäre. — 39. Pegge's Beschreibung einer in Derbyshire gefundnen Bleymasse. — 41. Eben desselben Anmerkungen über eine alte englische Münze Roberts, Herzogs von der Normandie; sie enthalten viel unterrichtendes über das damalige Münzwesen überhaupt. — 42. Barrington, über den Ursprung und das Alterthum der Uhren und Glokken in England. — 43. Beschreibung und Inventarium des Nonsuch House, und der dabey befindlichen Thiergärten, im J. 1650. — 44. Ueber eine kleine Krone, die man bey Verfertigung des neuen Pflasters im Tower entdeckte, von dem Vorsteher der Gesellschaft.

XVII.

A medical Commentary on fixed Air. by *Matthew Dobson* M. D. F. R. S. 8vo. London. Cadell, 1779.

Dobson's medicinische Abhandlung über die fixe Luft. 8v.

Doktor Makbride war wohl der erste, welcher die fixe Luft als eines der wichtigsten Heilungsmittel in der Arzneykunst einführte. Irrete er auch darinn, daß er sie mit Hales Hallern und andern, für ein Vereinigungsmittel oder Cement der kleinsten Theilchen des Körpers ansah, so ist dennoch der Nutzen der von ihm bey scorbutischen Krankheiten vorgeschlagnen fixen Luft ganz ausserordentlich. Er glaubte, daß diese fürchterlichen Krankheiten besonders von dem Mangel eines der Fäulniß widerstehenden Principium herrührten; daher schloß er, daß Malz und andere frische Vegetabilien, welche eine vorzügliche Menge fixer Luft enthalten, am bequemsten diesen Mangel ersetzen würden. Die frische Infusion von Malz, die eingekochte Würze, Maisch, auch bis zu einem Syrop eingekochtes Bier, ist daher, mit dem besten Erfolg auf der englischen Flotte eingeführt, und hat, wie man sich davon besonders durch Cooks Reisen überzeugen kann, ganz vortrefliche Dienste gegen den Scorbut geleistet.

Nach-

Nachmals ward die Methode erfunden, das Wasser mit fixer Luft zu schwängern; und da entdeckte man erst den viel allgemeinern Nutzen dieses Mittels. Es dient nicht nur gegen alle Arten von Krankheiten, die durch Fäulniß entstehen, sondern Percival Poit, Saunders und andere, wandten es sogar nicht ohne Vortheil gegen die Gicht und den Stein an.

Herr Dobson verdient daher Dank, daß er uns hier wichtige Resultate für die Sicherheit dieses neuen Hülfsmittels in vielen Arten von Krankheiten giebt.

Die verschiedenen Methoden, wodurch die fixe Luft bey Krankheiten oder auch in andern Fällen, dargestellt und gereichet werden kann, sind hauptsächlich folgende:

1) Mineral-Wasser, z. B. die von Spa, Pyrmont, Selze; worin sie von selbst in großer Menge angetroffen wird.

2) Gewöhnliches Wasser, das auf künstliche Art mit fixer Luft geschwängert ist. Priestley, Nooth, der Herzog von Chaulnes, und andere, haben hiezu verschiedene Wege gezeigt.

3) Auflösung mit dem alcalischen Salze, aus welchem die fixe Luft durch Säuren entwickelt wird. So giebt Dr. Hulme Weinsteinsalz und ein wenig Vitriolöl mit Wasser vermischt; dann entwickelt sich die fixe Luft erst in dem Magen.

4) Wür-

4) Würze, Infusion von Malz oder andern Vegetabilien, aus welchen sich die fixe Luft gleichfalls in den ersten Wegen erzeuget.

5) Auflösung alkalischer Salze, welche vorher neutralisirt (zu Mittelsalze gemacht) sind mit fixer Luft oder mit einer mephitischen Säure übersättiget; nach der Angabe des Herrn Bewly. Man gibt sie entweder so, daß der Magen sie von selbst auflösen muß; oder man läßt hinterher Säuren nehmen, welche denn desto eher die darin enthaltene fixe Luft entwickeln.

6) Clystiere von dieser Luft, wie Priestley sie anempfohlen hat.

7) Die fixe Luft äußerlich angewandt, z. B. auf die Lunge, durchs Einathmen, oder auf andere kranke Theile vermöge eines eigenen Apparats, dessen sich Dr. Hey, Warren, Rotheram und Percival Pott bedient haben.

Zuerst giebt Herr Dobson eigene Versuche an, wodurch er sich von der Quantität der im Kalk und volatilischen Alkali enthaltenen fixen Luft versicherte. Er fand, daß zwey Drachmen Weinstein-Salz 28 Gran fixer Luft enthielten; zwey Drachmen vom volatilischen Salmiac enthielten 48 Gran; eine gleiche Quantität Kalk aber 42 Gran dieser Luft.

Dann erzählt der Verfasser genau, ohne Vorurtheil für irgend eine Hypothese, die Art und den Nutzen, womit er und seine Correspondenten sich der fixen Luft bey Faulfiebern, bößartigen

Blat-

Blattern und Masern, Krebsschäden, verschwornen Hälsen, Scorbut, und dem Stein, bedient haben. Bey Faulfiebern hat er jederzeit große Vortheile davon gehabt.

In dem vierten hier davon beygebrachten Fall, ward eine faulartige Diarrhoe nebst andern sehr schlimmen Symptomen binnen dreißig Stunden lediglich dadurch gehoben, daß der Patient Weinsteinsalz mit Citronensäure während des Aufbrausens, nahm.

Auch in bößartigen Blattern, in Krebsschäden und faulartigen bösen Hälsen, half die fixe Luft; besonders that sie im letzten Falle, durch Inspiration beygebracht, trefliche Dienste.

Dr. Haygarth zeigt, daß wenn man starke Würze, als ein Antisepticum gebrauchen will, man alsdenn beym Fermentiren einen Theelöffel voll Gest zu einem Quartier Würze zu thun, und es eine Stunde, ehe es gereicht wird, beym Feuer stellen sollte; sonst gehet die Würze in Säure über, und man erhält zu wenig fixe Luft.

Die Schwindsucht hat Herr Dobson niemals durch diese Luft geheilet gesehen.

Die wichtigen Dienste der fixen Luft beym Scorbut, zeigt der Verf. nicht nur aus seiner Erfahrung an den Matrosen zu Liverpool; sondern er führet auch zwey merkwürdige Nachrichten des Dr. Dawsons an, da ein mephitischer Julep, oder fixes Alcali durch mephitische Säure neutralisirt gute Dienste geleistet hat. Hier folget eine schriftliche Nachricht des Herrn Makbride selbst, an den

Ver-

Verfasser. Herr Makbride bestätigt durch die Tagebücher der Schiffe Jason, Intrepid und Resolution die großen Vortheile seiner Erfindung. Eine nicht wenig befremdende Stelle dieses Briefes ist die, wo Herr M. Dr. Linds Meynung beybringt, vermöge welcher Dr. Lind die Makbridische wichtige Erfindung für unbedeutend, für blos speculativisch ansieht.

Wie in aller Welt, kann ein würklich sonst geschickter Mann wie Dr. Lind, gerade zu sagen, es werde nie ein Mittel gegen den Scorbut durch eine durch Vorurtheil entstandene Hypothese nemlich durch die Makbridische oder durch speculativische Köpfe in der Studierstube ausfindig gemacht werden, da tausendfache Erfahrungen auf Macbride's Seite sind.

Schade, daß dieser schätzbare Mann nicht mehr im Stande ist, seine, dem menschlichen Geschlechte so vortheilhafte Hypothese durch noch anderweitige Erfahrung bestätiget zu sehen, wovon wir uns nicht enthalten können, etwas hier zu anticipiren.

In dem jetzt eben fertig gewordenen Theil der Philosophischen Transactionen findet sich nemlich ein Artikel von Dr. Guthrir; dieser zeigt warum die Russen, ohnerachtet der in Rußland zu scorbutischen und andern fäulichten Krankheiten bestimmenden Ursachen, dennoch vermöge ihrer ihnen eigenen antiseptischen Diät, davon befreyet bleiben. Unstreitig trägt ihre so genante Quaß oder Infusion auf Getreide und dergleichen, sehr dazu bey.

Herr

Herr Dobson giebt weiter Nachricht von der Wirkung der fixen Luft, bey bößartigen Geschwüren. Wirkliche Krebsschäden hat er nie dadurch geheilt; aber wohl die Schmerzen gemildert, alten Geschwüren hingegen war die fixe Luft sehr vortheilhaft; oft wurden sie selbst völlig dadurch geheilt.

Bey dem Nierenstein, bemerkt er, verdiene diese Heilungsmethode wenigstens die Aufmerksamkeit aller Aerzte. Vollführe sie auch nicht die völlige Cur, so mildere sie dennoch den schmerzhaften Zustand des Patienten sehr. Er soll täglich eine Unze des Bewlischen, oben angeführten, mephitischalkalischen Wassers trinken, welches mit etwas Honig versetzt ist; zum Nachtrinken, Limonade, worin eine halbe Unze Zitronensaft. Würze mit Honig versüßt sey, wenn es irgend der Magen leidet, das gewöhnliche Getränk. Dadurch wird der Urin noch bequemer und mit mehrerer fixer Luft geschwängert, als wenn mephitisches Wasser in die Harnröhre gespritzt wird. Man thut indeß wohl, etwas von dem abgegangenen Steine des Patienten, vor Anfang der Cur, chymisch zu untersuchen, um auf die Wahrscheinlichkeit der Auflösung durch erwähnte Curart zu schließen. Sind die Steine so sehr schleimig, daß sie unaufgelöset bleiben, so kann man, dem Rath des Dr. Saunders zu folge, caustisches Alkali und fixe Luft wechselsweise reichen.

Zuletzt vergleicht der V. verschiedene Theile Englands in Rücksicht auf ihre Disposition, den

Stein zu erzeugen. Mit Recht wünscht man eine baldige gute Uebersetzung dieses in allem Betracht schätzbaren Buches.

XVIII.

A Discourse delivered to the Students of the Royal Academy, on the Distribution of the Prizes, Dec. 10, 1778. By the President. 4to. 3 S. Cadell, 1779.

Herrn Reynolds's Rede an die Schüler der Königlichen Mahlerakademie, bey Vertheilung der Preise, d. 10 Dec. 1778. 4.

In der gegenwärtigen Rede sucht Herr Reynolds die ursprünglichen Grundregeln festzusetzen, worauf die Regeln der Mahlerey gegründet sind, dem jungen Künstler eine ausgebreitete, freye Uebersicht seiner Studien zu geben, und ihm die Kenntniß der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen zu empfehlen, aus welchen alle Regeln entspringen, und auf welche sie am Ende wieder zurück zu führen sind. Der Verf. gesteht, daß die Poesie einen größeren und ausgebreitetern Einfluß auf das menschliche Herz habe, als die ihr verschwisterte Mahlerey.

„Die Poesie wirkt auf uns dadurch, daß sie unsre Neugier rege macht, die Seele allmählig dahin bringt, an einer Begebenheit Antheil zu nehmen, den Ausgang dieser Begebenheit noch eine Zeitlang ungewiß bleiben läßt, und uns am

Ende

Ende durch eine unerwartete Glücksveränderung überrascht.„

Des Mahlers Kunst ist beschränkter, und hat nichts, womit sie jene Kraft und jenen Vorzug ersetzen oder aufwiegen könnte, die Seele so lange allmählig weiter zu führen, bis man sich ihrer ganzen Aufmerksamkeit bemächtigt hat. Die Mahlerey wirkt alles auf einmal; die Neugier erhält auf einmal alle die Befriedigung, die sie nur immer erhalten kann. Es giebt indes andre Geisteskräfte und Fähigkeiten, auf welche der Mahler eben so stark wirken, die er eben so vollkommen befriedigen kann, als der Dichter; dahin gehört unsre Liebe zum Neuen, Mannichfaltigen, und Kontrastirenden. Man wird finden, daß diese Eigenschaften eine gewisse Thätigkeit und Rastlosigkeit zum Grunde haben; die Kunst befriedigt also bloß diese Bedürfnisse und Wünsche des Geistes.

Der Verf. erklärt es umständlicher, auf welche Art Neuheit, Abwechselung, und Kontrast der Seele angenehm sind, und wie fern sie in den Werken der Kunst müssen angebracht werden. So, wie es im Menschen einen Grundtrieb der Thätigkeit giebt, so hat er auch einen gewissen Hang zur Unthätigkeit, der sich vor jeder übertriebnen Anstrengung scheut. Dieser Hang, auf den der Mahler gleichfalls Rücksicht zu nehmen hat, muß die Gränzen jener thätigen Grundtriebe einschränken. Der Mahler muß nicht aus übertriebner Liebe zur Neuheit, das Vergnügen aus der Acht lassen, welches aus dem Anblicke dessen entsteht, was alten

Sitten und Gebräuchen gemäß ist; die Mannichfaltigkeit muß nicht das Vergnügen vernichten, welches Einförmigkeit und Wiederhohlung gewährt; und der Kontrast muß nicht so sehr in die Länge gezogen werden, daß er die Sinne, durch gewaltsame und immerwährende Gegensätze ermüdet.

Die Bemerkungen des Präsidenten über diese abstrackte, aber wichtige Materie sind richtig und scharfsinnig; nur erlaubten ihm die Gränzen seiner Rede nicht, ihr die gehörige Ausführung zu geben. Zur Erläuterung beruft er sich indeß auf das Verhalten zwey vorzüglich grosser Künstler:

„Es fallen mir zwey Beyspiele von zwey Mahlern, Rembrandt und Poussin, ein, deren Charaktere einander in aller Absicht völlig entgegen gesetzt sind, in keinem Stücke aber so sehr, als in der Art ihrer Zusammensetzung und ihrer Vertheilung des Lichts und Schattens. Rembrandts Manier ist durchgängige Einheit; er hat oft nur eine einzige Gruppe, und selten mehr als einen Fleck Licht mitten in einer grossen Menge von Schatten; und hat er auch eine zweyte Masse, so steht diese doch mit der Hauptmasse in keinem Verhältniß.„

„Poussin hingegen hat überall kaum eine einzige Hauptmasse von Licht. und seine Figuren sind oft zu sehr zerstreut, ohne daß er genug darauf geachtet hätte, sie gehörig zu gruppiren.„

„Das Verhalten dieser beyden Mahler ist völlig das Gegentheil von dem, was man überhaupt von ihrem Stil und Character erwarten

sollte;

sollte; denn Pouissin's Arbeiten unterscheiden sich eben so sehr durch Einfachheit, als Rembrandts Gemählde durch Zusammensetzung. Selbst dieß Verfahren Poussin's entstand vielleicht aus einem allzu grossen Hange zur Einfachheit von einer andern Art; von einer zu grossen Begierde, jene Prahlerey der Kunst mit Schatten und Licht zu vermeiden, worauf Rembrandt so sehr die Aufmerksamkeit zu ziehen wünschte. Indessen verfielen beyde auf ganz entgegenstehende Uebertreibungen; und es läßt sich schwerlich bestimmen, wer am meisten zu tadeln ist, da beyde sich gleich weit von den Fodrungen der Natur, und von den Absichten der Kunst entfernen.„

Der Verf. bemerkt, „es sey die Kenntniß dieser Kräfte und Fähigkeiten unsrer Natur, auf welche die Kunst gerichtet ist, wodurch der Künstler in den Stand gesetzt wird, diejenigen Regeln zu unterscheiden, die strenge Befolgung erfodern, und die, welche minder erheblich sind, und allenfalls überschritten werden können.„ Dieß wird hinlänglich durch Beyspiele der grösten Mahler erläutert. Eins darunter ist folgendes:

„Du Fresnoy macht es zur Regel: daß die Hauptfigur eines historischen Gemähldes in der Mitte, und im Hauptlichte, erscheinen muß, um sie von den übrigen zu unterscheiden. Ein Mahler, der sich ganz strenge an diese Regel binden wollte, würde sich selbst Schwierigkeiten ohne Noth machen, er würde sich auf eine grosse Einförmigkeit der Zusammensetzung einschränken, und viele Schönheiten aufgeben müssen, die sich mit

der Befolgung jener Regel nicht vertragen. Ihre Meynung erstreckt sich eigentlich, oder sollte sich doch auf weiter nichts erstrecken, als auf folgendes: daß die Hauptfigur billig sogleich auf den ersten Blick in die Augen fallen muß; dabey ist aber nicht nothwendig, daß das vornehmste Licht allemal auf die Hauptfigur falle, oder daß die Hauptfigur immer in der Mitte des Gemähldes befindlich sey. Es ist schon genug, wenn sie sich durch ihren Platz, oder durch die Aufmerksamkeit auf andre Figuren, die den Zuschauer auf sie hinweisen, unterscheidet. Und jene Regel ist so wenig nothwendig und verbindlich, daß sie sehr selten in Acht genommen wird, weil ihr gemeiniglich andre Umstände von grösserer Erheblichkeit im Wege stehen. Beyspiele, welche dieser Regel zuwider laufen, findet man in den Kartons von Raphael, in Christi Befehl an Petrus, in der Predigt Pauli, und in dem Gemählde von Elimas, dem Zaubrer, der unstreitig der Hauptgegenstand dieses Gemähldes ist. In keinem darunter steht die Hauptfigur in der Mitte des Gemähldes. In der herrlichen Komposition des Gezeltes des Darius, von le Brun, ist Alexander nicht in der Mitte des Gemähldes befindlich, auch steht er nicht im Hauptlichte; sondern die auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit aller übrigen unterscheidet ihn sogleich, und unterscheidet ihn auf eine weit bessere Art; das stärkste Licht fällt auf die Tochter des Darius, die sich in der Mitte des Gemähldes befindet, wo das Hauptlicht nothwendiger hin gehört."

Auch

Auch die beyläufigen Bemerkungen, die Hr. R. in einigen Digressionen seiner Rede macht, enthalten viel lehrreiches. So sagt er unter andern: „wenn es gleich hier meine Absicht nicht ist, unsre Kunst vollständig zu zergliedern, so muß ich doch bey dieser Gelegenheit eins von denen Mitteln erwähnen, wodurch jene grosse Wirkung hervorgebracht wird, die wir in den Arbeiten der venezianischen Mahler bemerken, weil ich glaube, daß dieß Mittel nicht allgemein bekannt oder bemerkt ist. Man sollte, dünkt mich, billig allemal dahin sehen, daß die Lichtmassen auf einem Gemählde immer eine warme, markige Farbe haben, gelb, roth, oder gelblich weiß; und daß die blaue, die graue, oder die grünen Farben fast gänzlich aus diesen Massen wegbleiben, und blos dazu gebraucht werden, jene wärmern Farben zu unterstützen, und sie hervorstechender zu machen; und zu dieser Absicht wird ein kleiner Vorrath von kältern Farben hinreichend seyn.„

„Sobald man umgekehrt verfährt, sobald das Licht kalt ist, und die rings umher befindlichen Farben warm sind, wie das oft in den Arbeiten der römischen und florentinischen Mahler der Fall zu seyn pflegt, so ist die Kunst, selbst unter den Händen eines Rubens oder Titian, nicht im Stande, ein Gemählde glänzend oder harmonisch zu machen.„

„Le Brun und Carlo Maratti waren zwey Mahler von grossen, besonders akademischen Ver-

diensten; sie fehlten aber beyde in dieser Behandlung der Farben; die Verabsäumung dieser Regel ist eine von den Ursachen jener schwerfälligen Wirkung, die in ihren Arbeiten so sichtbar ist. Das vornehmste Licht, in dem eben erwähnten Gemählde des Le Brun, fällt auf die Statira, die sehr ungeschickt in ein blaßblaues Gewand gekleidet ist. Freylich hat der Künstler dieß Blau durch Gold gehoben; aber das ist nicht genug; das ganze Gemählde hat ein schwerfälliges Ansehen, und stimmt im geringsten nicht mit der durch den Kupferstich erregten Erwartung überein. Poussin machte oft einen Fleck von blauer Drapperie, wenn die herrschende Farbe des Gemähldes etwas ins Braune oder Gelbe fiel; und dieß beweißt zur Gnüge, daß Harmonie des Kolorits kein Theil der Kunst war, der die Aufmerksamkeit dieses grossen Mahlers sehr beschäftigte.„

Titian's Verfahren in dem Gemählde, Bacchus und Ariadne, hat man mit Recht wegen der Harmonie der Farbengebung sehr bewundert. Ariadnen wurde, sagen die Kunstrichter, eine rothe Schärpe gegeben, um die Figur von der See abstechend zu machen, die hinter ihr ist. Aber das ist die Ursache nicht, sondern eine andre von grösserer Wichtigkeit, nämlich, um dem Gemählde im Ganzen mehr Harmonie und Wirkung zu ertheilen. Ariadnens Figur ist von der grossen Gruppe abgesondert, und blau gekleidet, welches mit der Farbe des Meeres zusammengenommen, die Menge von kalter Farbe ausmacht, welche

Titian

Titian für nöthig hielt, um die grosse Gruppe dadurch zu heben und glänzender zu machen; und diese Gruppe ist fast durchgängig aus markigen Farben zusammengesetzt. Da nun aber das Gemählde auf diese Art in zwey abgesonderte Theile zerfallen würde, wovon der eine halb kalt, und der andere warm gewesen wäre, so war es nöthig, einige von den markigen Farben der grossen Gruppe zu dem kältern Theile des Gemähldes, und einige von den kältern zu der grossen Gruppe herüber zu nehmen; daher gab Titian der Ariadne eine rothe Schärpe, und einer von den Bacchantinnen ein blaues Gewand.„

„Man muß es Hrn. R. Dank wissen, daß er sich dergleichen Digressionen erlaubt hat, weil eine zu genaue Beobachtung strenger Ordnung die Liebhaber der Kunst um die dadurch veranlaßten feinen und geschmackvollen Beobachtungen gebracht haben würde. Vielleicht wäre indeß eine etwas ordentlichere Stellung und Folge dieser Rede vortheilhafter gewesen. Denn zuweilen ist Mangel an Genauigkeit eine Folge jener versäumten Ordnung geworden.

Kürzere Anzeigen.

Julius bis December, 1779.

I.

Theologie.

Considerations on the present State of the church Establishment, in Letters to the Right Reverend the Lord Bishop of London. By JOHN STURGES, M. A. Prebendary of Winchester, etc. 8vo. 3S. Cadell, 1779.

In diesen aller Empfehlung würdigen Briefen untersucht Hr. Sturges, in wie weit die itzige englische Kirchenverfassung, sowohl in Ansehung der Religion, als der Societät, zweckmässig und ersprießlich ist; in wie fern die Mitglieder der englischen Geistlichkeit würdige Diener der Religion, und nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft sind. Die einzelnen Gegenstände, worauf ihn diese Untersuchung nothwendig führen mußte, sind: die Grundsätze jener Verfassung; der Duldungsgeist der englischen Kirche gegen andre christliche Religionspartheyen; die der englischen Kirche, nach den dortigen Rechten, zukommende Gerichtsbarkeit; die Versorgung der Geistlichen; ihre Gelehrsamkeit und Denkungsfreyheit; die von ihnen zu verwaltenden gottesdienstlichen Geschäfte;

te; ihre Pflichten, und ihr sittliches Betragen. Nicht alle diese Punkte werden gleich umständlich vorgenommen; manche darunter werden vielmehr nur ganz leicht und sanft berührt; und doch kann man die Redlichkeit, Freymüthigkeit und Mäßigung des Verf. nicht verkennen, die auch selbst denen, die in manchen Stücken anders denken, schätzbar seyn müssen. In ihrer Form hält er die englische Kirchenverfassung allerdings mancher Verbesserungen fähig, wodurch sie sich der Vollkommenheit näher bringen liesse; besonders würde die Liturgie bey einer sorgfältigen und mit Einsicht angestellten Durchsicht und Verbesserung sehr gewinnen.

The Church of England vindicated; or, a Defence of the visible church of Christ, as establiſhed by the legiſlative authority of this Realm. In Anſwer to all objections, which have been offered by Diſſidents of every denomination. — — 8vo 5 S. Wallis 1779.

Ganz verschieden von dem Geiste des eben angeführten Buchs sind die Gesinnungen, welche aus dieser Schrift hervorleuchten, deren Verf. gleichfalls ein Vertheidiger der englischen Kirche ist, aber gewiß nicht mit Kaltblütigkeit und Duldung für sie eifert. Vielmehr blickt überall Eingenommenheit und Intoleranz hervor. Ohne alle Schonung thut er heftige Ausfälle gegen die protestantischen Andersgesinnten, gegen den Verfasser des Confes-

sional, gegen Dr. Priestley, Dr. Price, Herrn Lindsey, und viele andre, die nicht mit blinder Anhänglichkeit alle bisherigen Kirchenmeynungen zu den ihrigen machen. Voran steht eine 87 Seiten lange Anrede an die Prälaten von Großbritannien und Irland, die vermuthlich alle darinn eins seyn werden, daß solch ein Vertheidiger der von ihm verfochtenen Sache wenig Ehre macht. Denn unter andern spricht er seinen Gegnern geradezu allen Menschenverstand ab, weiß die Lehre von der Dreyeinigkeit ganz natürlich und leicht aus der Vernunft, und aus der Natur der Dinge herzuleiten; und anstatt, daß der sanftmüthige Jortin von manchen gelehrten und einsichtsvollen Andersgesinnten sagte: Cum tales sint, utinam essent nostri! hält er es vielmehr für Pflicht, zu sagen: Cum tales sint, gaudeo non esse nostros.

An Inquiry into the Belief of the Christians of the first three centuries, respecting the one Godhead of the Father, Son, and Holy Ghost. Being a Sequel to a Scriptural Confutation of the Rev. Mr. *Lindsey's* late Apology. By William Burgh, Esq. 8vo. 6 S. 6 d. Nicoll, 1778.

Diese Schrift gehört mit zu den trinitarischen Streitigkeiten, die in England durch Dr. Clarke's bekannten Lehrbegriff der H. S. über die Dreyeinigkeit veranlaßt, und noch bis in die letzten Jahre ziemlich lebhaft fortgeführt sind. Auch hatte

hatte Hr. B. schon vorher eine Widerlegung des Hrn. Lindsey, eines der bekanntesten neuern Unitarier, herausgegeben, wovon die gegenwärtige bloß die Fortsetzung ist. Schon in jener verrieth er sehr mäßigen Scharfsinn, und noch mäßigere patristische Kenntnisse; und durch diesen letztern Mangel wird diese Schrift vollends unwichtig, da ihr Hauptzweck dahin geht, den Lehrbegriff der Kirchenväter aus den drey ersten Jahrhunderten von der Dreyeinigkeit darzulegen. Die aus ihnen angeführten Stellen sind fast durchgehends entweder aus dem Zusammenhange gerissen, oder verkehrt gedeutet und angewandt; und wer irgend Kenntniß der Kirchengeschichte besitzt, oder nur Clarke's und Whitby's Erörterungen dieses Punkts gelesen hat, wird sich gar sehr wundern, wenn Hr. B. zu behaupten wagt, es habe unter jenen ersten Kirchenlehrern keinen einzigen Unitarier gegeben, selbst den Origenes und Eusebius nicht ausgenommen. Uebrigens findet man hier, wie gemeiniglich in des Verf. Schriften, verworrne Ideen, übel zusammenhangende Beweise, und harte, unfreundliche Ausdrücke. Dazu kömmt, daß er überall die unitarischen Lehrsätze mit den socinianischen vermengt, und allen, die jene annehmen, den Namen der Christen völlig abspricht. Sonderbar ist es daher, wenn sich Hr. B. über die Bitterkeit und Heftigkeit seiner Gegner beschwert, da er sie daran so sehr übertrifft, und überhaupt seine Sache nicht sowohl mit ruhiger, gründlicher Prüfung, als mit Partheylichkeit und Vorurtheilen zu vertheidigen sucht. Indeß hat ihm sein ortho-

thodoxer Eifer doch von der Universität Oxford die Ertheilung der Doktorwürde verschafft; und Bischof Hare hatte daher wohl recht, wenn er einem jungen Geistlichen den Rath ertheilte, vor allen Dingen orthodox zu seyn. Denn, sagte er, Orthodoxie bedeckt eine Menge von Sünden; dagegen aber vermag eine ganze Wolke von Tugenden nicht den kleinsten Mangel des geringsten Punkts von Orthodoxie zu bedecken.

Letters to the Rev. *Thomas Randolph*, D. D. —— containing a Defence of Remarks on the Layman's Scriptural Confutation. By A. Temple, M. A. With an Appendix, in which the Tendency and Merits of *Dr. Burgh's* Publications are more particularly considered. 8vo. 3 S. 6 d. Cadell, etc.

Auch diese Briefe gehören zu den Aktenstücken des Streites über die athanasische Lehre von der Trinität. Ihr Verfasser hatte schon ehedem in dieser Sache geschrieben, und vertheidigt seine damaligen Sätze und Behauptungen gegen Dr. Randolph's vermeynte Widerlegung, die größtentheils lieblose Verdrehung war. In dem Anhange wird auch Hr. Burgh abgefertigt, und vornehmlich dreyer offenbarer Grundirrthümer überwiesen. Auch in seiner eben angezeigten Schrift werden arge Blössen aufgedeckt; und der Verf. führt eine Menge von Stellen aus den Kirchenlehrern der ersten

drey

drey Jahrhunderte an, die sich mit der athanasischen Dreyeinigkeitslehre durchaus nicht reimen lassen. Auffallend ist es dabey, daß einige von diesen Stellen gerade die nämlichen sind, die Herr B. in seinem übereilten Eifer als Beweise braucht, daß jene Kirchenlehrer keine Unitarier gewesen wären.

Biographica Evangelica; or, on historical Account of the Lives and Deaths of the most eminent and evangelical Authors or Preachers, both British and Foreign, in the several Denominations of Protestants, from the Beginning of the Reformation, to the present Time; — — By the Rev. ERASMUS MIDDLETON, Lecturer of St. Bennet's, etc. 8vo. Hogg. 1779.

In der rühmlichen Absicht, den immer mehr erkaltenden Geist der Religion durch Beyspiele frommer Männer zu beleben und zu erwärmen, hat der Verf. dieser Lebensbeschreibungen aus mehrern biographischen Sammlungen die Geschichte vieler verdienten und berühmten Theologen der protestantischen Kirche, von der Reformation, bis auf unsre Zeiten, zusammengetragen, und dabey durchgehends Unterricht und Erbauung seiner Leser zum Augenmerk genommen. Ohne Partheylichkeit hat er aus allen Sekten der Protestanten wirklich grosse und fromme Männer aufgestellt, und ihre Bildnisse beygefügt. In dem gegenwärtigen ersten Bande findet man die Lebensumstände folgender

Perso-

Personen: Wicklef, Huß, Hieronymus von Prag, Joh. de Wesalia, Hamilton, Geldenhauer, Oekolampadius, Zwingli, Bilney, Frith, Tindale, Lambert, Rhegius, Kapito, Simon Grynäus, Leo Judä, Brühl, Luther, Wishart, F. Mycon, Diay, Cruciger, Fagius, Bucer, Münster, Hedio, Georg Prinz von Anhalt, Rogers, Saunders, Hooper, Taylor, Ferrar, Bradford, Jonas, Latimer, Ridley, Philpot, Cranmer, Ponet, Melanchthon, Joh. a Lasco, Petrus Martyr, Th. Grynäus, und Vergerio.

An Enquiry into the Design of the Christian Sabbath, and the Manner in which it should be observed, to answer its important End. 8vo. 1 S. Dilly.

Nicht bloß die fromme Absicht, sondern vornehmlich die vorzüglich gute Ausführung dieser kleinen Schrift machen sie einer besondern Auszeichnung würdig. Sie entstand aus inniger Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Sonntagsfeyer, und aus edlem Kummer über ihre immer allgemeiner werdende Vernachläßigung. Der Verf. erläutert zuvörderst den Zweck von der Anordnung des Sabbaths, entwirft zugleich eine kurze Geschichte derselben, und giebt dann eine eindringende Anweisung zu den Mitteln, wodurch jener Zweck auf die beste Art kann befördert werden.

Herr

Herr Woide in London veranstaltet itzt folgendes Werk, welches auf Kosten und mit den Schriften der Oxfordischen Universität gedruckt wird: Fragmenta N. T. juxta Interpretationem Dialecti superioris Aegypti, quæ *Thebaidica*, seu *Sahidica* appellatur, e Mss. Oxoniensibus descripta, quæ latine reddet, et simul etiam de Antiquitate et variis lectionibus hujus Interpretationis differet CAROLUS GODOFREDUS WOIDE. Diese Fragmente enthalten ungefähr den dritten Theil des N. T. und sind bisher noch nie gedruckt. Sie sind gänzlich von der Uebersetzung im koptischen, oder niederägyptischen, Dialekt verschieden, welche Wilkins im Jahr 1716. zu Oxford herausgab, und stimmen in den meisten Lesarten mit den ältesten noch übrigen Handschriften, mit der Alexandrinischen des Beza, und der Claromontanischen, überein. Hr. W. wird zeigen, daß diese ägyptische Dollmetschung des N. T. schon im zweyten Jahrhundert vorhanden gewesen ist. Man vergl. das rühmliche Urtheil, welches Jablonsky darüber fällt, im Thes. Epist. La Cro[illegible]. T. I. p. 191. Das ganze Werk wird aus Einem Bande bestehen, und, so viel sich im Voraus bestimmen läßt, ungefähr eine Guinee kosten. Man unterzeichnet darauf, ohne Vorauszahlung, in folgenden Städten Deutschlands: in Berlin, bey Hrn. Pred. Bamberger; in Bremen, bey Hrn. Dr. Hemessen und Dr. Oelrichs; in Braunschweig, beym Hrn. Vicepr. Jerusalem; zu Danzig, beym Freyh. v. Zorn, und Past. Jenin;

nin; zu Glogow, bey Hrn. Hofpred. Zimmermann; zu Göttingen, beym Hrn. Prof. Kulenkamp; in Halle, bey Hrn. Dr. Mursinna; in Hamburg, bey Hrn. Dr. und Past. Gerling; in Helmstädt, beym Hrn. Abt Velthusen; in Heidelberg, beym Hrn. Dr. Mieg; in Jena, beym Hrn. Dr. Griesbach; in Kiel, beym Hrn. Prokanzler Cramer; in Leipzig, beym Hrn. Prof. Ludwig; in Rinteln, beym Hrn. Prof. Hassenkamp; in Tübingen, beym Hrn. Prof. Schnurrer; in Breslau, beym Hrn. Consist. Rath Loß; und in Wien, bey dem kayserl. Bibliothekar. — Aus einem Briefe des Hrn. W. zeigen wir nur noch an, daß auch das scolidische Lexikon zu Oxford gedruckt werden soll; und daß Kennicott's Bibelwerk itzt vollendet sey, und schon die Prolegomena gedruckt werden.

A Journal of the Life, Travels, and Labours in the Work of the Ministry of JOHN GRIFFITH. 8vo. 4 S. Phillips.

Der ehrliche Griffith war ein herumziehender Prediger unter den Quakern, und der eifrigste Vertheidiger dieser Sekte. Er wurde im Jahr 1713. in Radnorshire, in Südwallis, geboren; und er erzählt hier selbst alle, auch die kleinsten Umstände seines Lebenslaufs, mit häufig eingemischten, fast durchaus sehr schwärmerischen, Betrachtungen. In der Geschichte seiner Jugend kommen viel

viel Erweckungen, Ueberzeugungen, Rückfälle, Schauder, Genesungen, u. s. f. vor, bis zuletzt seine völlige Bekehrung erfolgte. Auf seinen Reisen, und in dem während derselben geführten Lehramte, war er sehr oft in Fährlichkeit zu Lande und zu Wasser, in Fährlichkeit unter den falschen Brüdern, in Fährlichkeit des Fleisches und des Geistes. Auch in Neuengland besuchte er seine Glaubensbrüder und Schwestern; zum Unglück aber ward er von einem Kaper genommen, und nach Frankreich gebracht. Hier hatte er Umgang mit Nonnen, und Streitigkeiten mit den Mönchen. Aus Frankreich kam er mit seinen Reisegefährten nach Spanien, wo es ihm noch weniger, als in Frankreich, behagte. Endlich kam er wieder nach Irland zurück.

2.

Rechtsgelehrsamkeit.

Reports of Cases upon Appeals and Writs of Error in the High Court of Parliament, from the Year 1701, to the Year 1779. With Tables, Notes, and References. By Josia Brown, Esq. Barrister at Law. Folio. 2 Vols. 4 L. 4 S. Uriel, 1779.

Der Herausgeber dieser vorzüglich für englische Rechtskundige sehr brauchbaren Kompilation rühmt mit vielem Dank die Unterstützung und die wichtigen Beyträge, die er dazu von verschiede-

nen angesehenen Männern erhielt; vorzüglich thaten ihm die Sammlungen des verstorbenen Lordkanzlers York, und des Lord Oberrichters Raymond, grosse Dienste. Auch ist das Verdienst des Herausgebers in gehöriger Anordnung und Vertheilung dieser Materialien, wodurch sie erst wahre Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit erhalten, gewiß nicht geringe.

A Dictionary of the Norman, or Old French Language; collected from such acts of Parliament, Parliament Rolls, Journals, acts of State, Records, Law Books, ancient Historians, and Manuscripts, as relate to this Nation. To which are added the Laws of William the Conqueror, with Notes and References. By Robert Kelham of Lincoln's Inn. 8vo. 6 S. Brooke, 1779.

Sowohl seiner eigentlichen Bestimmung, als des beygefügten Anhangs wegen, zeigen wir dieß Wörterbuch unter dieser Rubrik an. Die rauhe und veraltete Mundart, worin die englischen Staatsschriften und Dokumente vor den Zeiten Edwards des Dritten geschrieben sind, hat sich unter den englischen Rechtsgelehrten, wie bey uns Deutschen der Kanzleystil, noch immer, wenigstens bis vor etwa hundert Jahren, erhalten. Wenn diese Schreibart nun gleich itzt abgekommen ist, so braucht doch der Rechtsgelehrte die Kenntniß ihrer Phraseologie. Der Verf. zeigt

indeß,

indeß, daß diese Kenntniß unter den Juristen Englands ziemlich selten sey. Seine in der Alterthumskunde schon bekannten Verdienste erwekken für gegenwärtige Arbeit ein günstiges Vorurtheil; auch dem Alterthumsforscher und Sprachgelehrten kann sie nicht anders als brauchbar und willkommen seyn. Die Gesetze Wilhelms des Eroberers sind in der normännisch-französischen Sprache abgedruckt, mit einer lateinischen und englischen Uebersetzung.

The Practising Attorney; or, New King's Bench Guide. 8vo. 4S. Uriel.

Ein höchst mittelmäßiges Buch, das weder dem Sachwalter in England zum Leitfaden, noch dem ausländischen Rechtsgelehrten zum Unterricht von dem dortigen gerichtlichen Verfahren dienen kann.

The House of Peeresses; or, Female Oratory Containing the Debates of several Peeresses on the Bishop of Llandaff's Bill for the more effectual Discouragement of the Crime of Adultery. 4to. 2 S. 6 d. Kearsly.

Eigentlich eine Satire, wozu die Menge von Ehescheidungen, die seit einiger Zeit unter den vornehmsten englischen Familien, Ehebruchs wegen, vorgefallen sind, Gelegenheit gab. Die

Debatten in diesem weiblichen Parlament über die Bill des Bischofs von Llandaff sind sehr glücklich angelegt und ausgeführt. Vielleicht macht dieser Spott auf die Gemüther der Grossen mehr Eindruck, als ernstliche, noch so dringende Vorstellung.

3.

Arzneykunde.

A Treatise on the malignant Angina, or putrid and ulcerous Sore Throat; to which are added some Remarks on the Angina Trachealis. By I. Johnstone, M. D. Physician at Worcester. 8vo. 1 S. 6 d. Becket.

Der Hauptinhalt dieser Schrift wurde von dem Verf. schon vor fünf Jahren zu Edinburg, als akademische Streitschrift bekannt gemacht, und mit Beyfall aufgenommen. Sie enthält eine einsichtsvolle historische, systematische, und zugleich praktische Nachricht von der bösartigen Bräune. Der Verf. tadelt dabey mit Recht alle Ausleerungen, besonders die Aderlässe, die ehedem so sehr dabey empfohlen, und erst durch Dr. Fothergill's bekannte Abhandlung verdächtig wurden. Desto dringender empfiehlt er die antiseptische Heilungsart, die er durch häufige Erfahrungen bewährt fand. Nichts ist wider diese Krankheit so wirksam, als die Chinarinde.

Guar-

Guardian of Health. Vol. I. In three Parts — — By N. D. Falck, M. D. 12mo. 3 S. Law.

Von den drey Theilen dieses ersten Bandes enthält der erste eine anatomische und physiologische Beschreibung des menschlichen Körpers, der zweyte handelt von der thierischen Oekonomie, und der dritte von der Lebensordnung. Man findet hier übrigens lauter bekannte Sachen; und die Absicht des Verf. diese Kenntnisse gemeinnütziger zu machen, ist zwar an sich ganz gut; nur wird sie schwerlich durch die Art seines oft unverständlichen und allzu kunstmäßigen Vortrags erreicht werden.

The Medical Register for the Year, 1779. 8vo. 4 S. Murray.

Man findet hier ein Verzeichniß von allen Mitgliedern jedes medicinischen Kollegii in England, von den Aerzten und Wundärzten, die bey Hofe, bey der Flotte, bey der Armee und den Hospitälern in Diensten stehen; von den medicinischen Professoren, und sogar von allen ausübenden Aerzten in Großbrittannien. Bey denen, die zugleich Schriftsteller sind, findet man ihre Werke genannt. Ausserdem liefert dieß Register auch Nachrichten von den irländischen, und den berühmtesten auswärtigen Aerzten, von medicinischen Büchern, Neuigkeit, und dergl. Es

soll jährlich fortgesetzt, berichtigt und vermehrt werden.

A Treatise upon the Inflammation in the Breasts, peculiar to lying in Women; and also upon Diseases attending them, which are the consequences of Neglect or Maltreatment. By I. Clubbe, Surgeon, of Ipswich. 8vo. 2 S. 6 d. Longman.

Den Anfang dieses Buchs macht eine anatomische Beschreibung von der Struktur der Brüste und des Mutterleibes, besonders von ihrer Verbindung durch die Blutgefässe, woraus der Verf. die Folge zieht, daß die Brüste als Anhängsel zum Uterus gehören, und mit demselben alle Verändrungen gemeinschaftlich leiden. Auf diese Voraussetzung gründet er nun alle seine Vorschläge über die Verfahrungsart bey Entzündungen in den Brüsten. Seine Methode ist sehr einfach, und besteht hauptsächlich in Ausleerung der Brustarterien durch innre Mittel, und in Erweiterung der Mündungen an den Milchröhren durch äusserliche Mittel. Zum Umschlage empfiehlt er blossen Brodt- und Milchbrey, mit Oel erweicht.

Observations on the Blood. By William Hey, F. R. S. Surgeon etc. — 8vo. 1 S. 6 d. Wallis.

Nach

Nach der gewöhnlichen Meynung der Aerzte wird durch die vermehrte Thätigkeit der Blutgefässe in Entzündungskrankheiten auch der Trieb zur Konkretion im gerinnenden Blute vermehrt. Hr. Hewson trug zuerst die entgegengesetzte Meynung vor, daß nämlich die Entzündung den Trieb des Bluts zum Gerinnen nicht vermehre, sondern schwäche, und es nicht verdicke, sondern verdünne. Auch Hr. Hey giebt so viel zu, daß die Oberfläche des Bluts, welche eine Kruste formirt, weit länger flüßig bleibt, als in andern Umständen; nur darin gehn beyde von einander ab, daß Hr. Hewson behauptet, das, was auf der Oberfläche solches Bluts schwimmt, geronnene Lympha sey, verdünnt durch den verstärkten Trieb der Blutgefässe; da Hr. Hey hingegen der Meynung ist, es sey die geronnene Lympha, mit Serum diluirt. Vielleicht läuft alles am Ende nur auf Wortstreit hinaus, und wenn gleich die Ursache verschiedentlich angegeben wird, so ist doch die Wirkung am Ende die nämliche. Uebrigens enthält diese Schrift manche einzelne nützliche Beobachtungen, z. E. über die veränderte Farbe und Beschaffenheit des Bluts, das in mehrern Graden der Entzündung gelassen wurde; über die Verschiedenheiten des Bluts von Einem Aderlaß, und deren Ursachen; über die Wirkungen des Verbandes, der Schwangerschaft, u. s. f. Schade, daß der Vortrag nicht mehr Ordnung, und der Ausdruck so wenig Genauigkeit und Bestimmtheit hat!

Reports of the Humane Society, for the Recovery of Persons apparently drowned. For the Year, 1778. 8vo. 1 S. Rivington, etc. 1779.

Man kennt auch ausser England schon die Verdienste und heilsamen Anstalten dieses für die Menschheit so wichtigen und wohlthätigen Instituts. Der gegenwärtige Aufsatz bestätigt dieselben aufs neue. Denn, im Jahre 1778. hatten 106 Fälle, von 159, einen glücklichen Erfolg. Freylich gab es unter jenen einige, wobey es keiner Hülfe des Arztes brauchte, und andre, in welchen die schon allgemein bekannten Hülfsmittel schleunige Wirkung thaten; indeß leidet es doch keinen Zweifel, daß die Ermunterung der Gesellschaft, und die ausgesetzte Belohnung für die früheste Hülfe zur Rettung so vieler Menschen, die sonst umgekommen wären, beförderlich war.

A Letter to *I. C. Lettsom*, M. D. —— occasioned by Baron *Dimsdale's* Remarks on *Dr. Lettsom's* Letter upon General Inoculation. By an uninterested Spectator of the Controversy between Baron *Dimsdale* and Dr. *Watkinson*, on the above mentioned subject. 8vo. 1 S. Murray, 1779.

Unter den vielen seit einiger Zeit in England erschienenen Streitschriften über die Blatterimpfung, ist die gegenwärtige eine der gründlichsten. Sein vornehmster Grund für die Inokulation ist der,

daß in London die Blattern schon, durch natürliche Ansteckung, fast so sehr, als möglich, im Schwange sind, und daß folglich eine lokale Verbreitung der Ansteckung durch die Impfung keine schädliche Folgen haben könne, weil dadurch der unvermeidliche Fortgang der Epidemie nur um etwas weniges beschleunigt werde. Man kann daher jeden eingeimpften Patienten als einen Menschen ansehen, welcher der ihm drohenden Gefahr einer sehr mißlichen Krankheit entrissen ist; und die von ihm angesteckten laufen doch nur die allgemeine Gefahr, der sie auch ausserdem nicht würden entgangen seyn. Den Beweis hievon leitet der Verf. aus der Anzahl derer her, die jährlich, den Todtenlisten zufolge, an den Kinderpocken sterben, verglichen mit der jährlichen Anzahl der Gebohrnen, wobey freylich auf die jährlich vom Lande aus nach London kommenden Einwohner, und auf die Kinder, die vor dem zweyten Jahr an andern Krankheiten sterben, gehörige Rücksicht genommen wird. Bey aller Willkühr und Unbestimmtheit dieser Berechnungen, scheint es doch mit den Gründen des Verf. an sich schon seine Richtigkeit zu haben.

Advice to lying-in Women, chiefly respecting the custom of drawing the Breasts, by C. Crutwell, Surgeon, at Bath. 8vo. Dilly, 1779.

Die bloß durch Vorurtheil begünstigte Gewohnheit

wohnheit der Mütter, ihre erste Milch nicht den Kindern zu reichen, sondern sich ihrer durchs Ziehen der Brüste zu entledigen, verwirft der Verf. dieses kleinen Aufsatzes als unnatürlich, unreinlich, schmerzhaft, und gefährlich, da man hingegen durch die Erfahrung gefunden hat, daß ihre Unterlassung heilsam, sicher, natürlich, und leicht ist.

A ſucceſsful Method of treating the Gout by Bliſtering. With an Introduction, conſiſting of miſcellaneous matter. By William Stevenson, Phyſician at Wells. 8vo. 2 S. Dilly, 1779.

Die Einleitung besteht fast ganz aus heftigen Ausfällen wider andre Aerzte, und ihre Heilungsmethode. Die Abhandlung selbst besteht aus zwey Abschnitten, der eine von der Natur, der andre von der Ursache, des Podagra. Ueberhaupt ist der Verf. mit Dr. Cadogan, dessen Art zu schreiben und zu denken er nachzuahmen scheint, darin gleicher Meynung, daß er den erblichen Hang zu dieser Krankheit leugnet. Allen Unterschied zwischen der Gicht und dem Rheumatismus sieht er für bloß willkührlich und hypothetisch an; beyde leitet er von der Anhäufung scharfer Materie, und diese vom Uebermaaß der Nahrungsmittel, her. Das Podagra ist daher, seiner Meynung nach, die einfachste Krankheit von der Welt. Es ist ein Bestreben der Natur, eine Oefnung oder Wunde hervorzubringen. Da sie das

das selbst nicht vermag, so kömmt ihr die Kunst zu Hülfe, und befördert durch ihr untriegliches Blasenpflaster diesen grossen Zweck. Ob übrigens hiedurch die Heilung aus dem Grunde geschehe, oder ob nicht vielmehr die böse und scharfe Materie im Körper zurück bleibe, und sich hernach auf andre Art, und in andern Krankheiten äussere, ist eine andre Frage. Als Palliativ kann dieß Mittel allenfalls eher gelten. Von den beyden angehängten Krankengeschichten betrift die erste den Verfasser selbst.

First Lines of the Practice of Physic, for the Use of Students in the University of Edinburgh. By William Cullen, M. D. and P. Vol. IId. 8vo. 6 S. Murray, 1779.

Der zweyte Band dieses sehr brauchbaren Werks ist in drey Bücher eingetheilt, wovon das erste die Exanthemata, oder ausbrechenden Fieber, das zweyte die Hämorrhagien, und das letzte die Profluvia, oder Flüsse mit Pyrexie, abhandelt. Die deutlichen und genauen Beschreibungen der dahin gehörigen Krankheiten, die scharfsinnigen Bemerkungen über ihre Natur nnd Heilart, welche hier überall vorkommen, müssen nothwendig für den Arzneybeflissenen sehr lehrreich seyn, der hier in einem kleinen Bezirk die gesundesten theoretischen und praktischen Grund sätze seiner Kunst beysammen findet.

4.

Naturkunde und Oekonomie.

Descriptions and Figures of Petrifications, found in the Quarries, Gravel-Pits, etc. near Bath. Collected and drawn by JOHN WALLCOTT, Esq. 8vo.

In der Gegend um Bath finden sich häufige Versteinerungen, wovon der Verf. einige der merkwürdigsten hier beschreibt, und zugleich auf sechzehn Kupfertafeln eine Abbildung liefert. Es giebt indeß nicht viele darunter, die für den Naturforscher neu oder sehr erheblich wären; beydes ist auch eben nicht das Verdienst des Kommentars, worin der Verf. viele bekannte Dinge wiederhohlt, und den Schluß von diesen Versteinerungen auf eine ehemalige allgemeine Ueberschwemmung mit allem Nachdruck geltend zu machen sucht.

The Advancement of Arts, Manufactures and Commerce; or, Descriptions of the useful Machines and Models contained in the Repository of the Society for the Encouragement of Arts, Manufactures, and Commerce, illustrated by Designs on fifty Copper-plates. By ALEXANDER MABYN BAILEY. Vol. II. folio. 2 L. 12 S. 6 d. Walter, etc.

Die seit fünf und zwanzig Jahren zu London errich-

errichtete Gesellschaft zur Beförderung der Künste, der Handlung und Gewerbe hat schon sehr viel zur Aufnahme der Künste in England beygetragen. Ihre ersten Absichten giengen nur auf die Beförderung der schönen Künste, der Mahlerey, Baukunst, Bildhauerey, und Kupferstecherkunst; und ihre ausgesetzten Preise belebten den Wetteifer der englischen Künstler auf die wirksamste Art. In der Folge verbreitete sich diese wohlthätige Aufmunterung auf alle Arten mechanischer Arbeiten, Manufakturen, und ökonomische Erfindungen. Auch hiedurch ist schon sehr viel Gutes bewirkt worden. Hr. Bailey gab schon im J. 1772. eine Beschreibung vieler solcher Bemühungen und Erfindungen heraus, die vielen Beyfall erhielt. Dieser zweyte Band enthält die Fortsetzung davon, und hat vor dem ersten den Vorzug, daß die Kupfer mit den besondern Farben der verschiedenen Theile an den Maschinen abgedruckt sind, welches zum richtigen Verständniß oft mehr thut, als alle Beschreibung. Uebrigens ist auch diese so genau abgefaßt, und mit Bestimmung der Ausmessungen so sorgfältig versehen, daß es auch dem mittelmäßigen mechanischen Künstler leicht seyn wird, darnach zu arbeiten.

Experiments and Observations concerning Agriculture and the Weather. By Mr. Marshall, Author of the „Minutes of Agriculture„ 4to. 7 S. 6 d. Dodsley, 1779.

Abermals ein schätzbarer Beytrag zur Haushaltungswissenschaft von einem in dieser Gattung von Kenntnissen schon rühmlich bekannten Schriftsteller. Er liefert hier verschiedne, den Ackerbau betreffende Versuche, mit lehrreichen Anmerkungen begleitet, die zum Muster in der besten Art dienen können, dergleichen Versuche anzustellen und aufzuzeichnen. Voran geht ein Entwurf von dem Meyerhofe des Verf. und dessen verschiednen Feldern, wobey auch von der Natur des Bodens, und andern dahin gehörigen Umständen hinlängliche Nachricht gegeben wird. Auch das gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er den wenigen Versuchen, die er über manche wirthschaftliche Vortheile angestellt hat, nicht das Gewicht beylegt, daß man nun, bey aller Verschiedenheit eintretender Umstände, allgemeine Verhaltungsregeln darauf gründen könne. Die Wetterbeobachtungen enthalten gleichfalls viele scharfsinnige Bemerkungen und nützliche Winke; minder zureichend und sicher ist vielleicht die Angabe der meteorologischen Werkzeuge von des Verf. eigner Erfindung, zumal, da sie nicht so eingerichtet sind, daß sie mit andern bereits bekannten und eingeführten Instrumenten verglichen, und nach ihnen beurtheilt werden können.

5.
Mathematik.

A Proposal for Uniformity of Weights and Measures in Scotland by execution of the Laws now in force. With Tables of the English and Scotch Standards, etc. — — 8vo. 3 S. Elliot, Edinburgh. Cadell, London, 1779.

Der Inhalt und die Bestimmung dieses Buchs geht zwar hauptsächlich den Rechtsgelehrten an; auch ist es an die Sheriffs und die Stewarts-Kommission zunächst gerichtet; indeß beruht darin alles auf genau angestellten Berechnungen und Tafeln, welche die Verschiedenheit der Maassen und Gewichte, und ihre Verhältnisse gegen einander sehr geordnet und faßlich darstellen. In der Einleitung findet man eine kurze Geschichte der Abänderungen, welche die Festsetzung des Gewichts und Maasses in England erfahren hat. Freylich muß alles durch öffentliche Parlamentsschlüsse und Verordnungen entschieden werden, ehe hierin eine für die gute Polizey so wünschenswürdige Gleichförmigkeit zu erwarten steht; indeß sucht der Verf. dieser Schrift zu zeigen, daß sich schon sehr viel, nach den bisher gemachten Verordnungen dabey thun läßt; und vielleicht wird dadurch zu einer neuen und vollständigen Parlamentsakte, wo nicht für Großbrittannien überhaupt, doch für Schottland wenigstens, der Weg gebahnt. Der größte Theil dieses Buchs

besteht, wie gesagt, aus Tabellen zur Reduktion der verschiednen in Schottland üblichen Maasse und Gewichte auf Eine gemeinschaftliche Richtschnur. Der erste Theil enthält allgemeine Tafeln dieser Art, und der zweyte besondre, welche die Abweichungen einzelner Provinzen in diesem Stück enthalten. Unstreitig kann diese, mit vieler Einsicht ausgeführte, Arbeit, grossen und mannichfaltigen Nutzen haben.

A Plan of the navigable Canals made, and now making, in England. — Lowndes.

Das Resultat wirklicher Besichtigungen, die von Hrn. Hugh Henshall, Ingenieur, und Nachfolger des bekannten Brindley, angestellt, und aufgenommen sind, deren Bekanntmachung daher alle Aufmerksamkeit verdient. Unstreitig gehört die Anlage und der Bau schiffbarer Kanäle zu den wohlthätigsten und gemeinnützigsten Unternehmungen der englischen Nation, deren Nutzen vorzüglich für Handel und Manufakturen so sehr beträchtlich ist. — Mit diesem Plan zugleich ist eine neue Ausgabe von der *History of Inland Navigations* erschienen, die eine vollständige Sammlung von Urkunden aller in Ansehung der englischen Kanäle gemachten, und zum Theil ausgeführten, Entwürfe enthält.

6.
Geschichte und Politik.

A complete History of all the religious Houses in the Counties of Devon and Cornwall, before the Dissolution. Extracted from the most authentic and original Records now extant. By the Rev. WILLIAM JONES, A. B. 8vo. 2 S. 6 d. Smerdon and Underhill.

Ein trocknes, und, im Ganzen, unerhebliches Namenverzeichniß, wobey äusserst wenig von der Geschichte und den Stiftern der Abteyen und Prioreyen in Devon und Cornwall vorkömmt. Der Name einer vollständigen Geschichte ist daher zu viel Ehre für dieß Buch; die einzige Vollständigkeit, die es hat, liegt vielleicht in der Angabe der Namen, der Jahrszahlen und andrer noch geringfügigern Umstände. Eher hätte sich der Titel eines Registers dafür geschickt. Das einzige, was noch historisches Ansehen hat, ist die sehr erbauliche Nachricht, die der Verf. zuweilen von den Bewegungsgründen giebt, wodurch die frommen Stifter der Klöster zu ihrer Errichtung angetrieben wurden; aber freylich sind diese Antriebe oft nichts weiter, als gehabte Träume oder Erscheinungen. Uebrigens hat der Verf. entweder aus Bescheidenheit oder aus Unwissenheit, alle orthographische Fehler seiner Quellen treulich beybehalten; so, daß oft selbst die Einwohner derer Gegenden, deren Klöster er beschreibt, die

Namen ihrer eignen Oerter nicht verstehen werden.

The History of *Cheshire*, containing *King's Vall Royal* entire, together with considerable Extracts from *Sir P. Leycester's* Antiquities of Cheshire, and observations of later Writers, etc. — —. The Whole forming a complete Description of that County, — — Chester, 2 Vols. 8vo. 10S. 6d. Evans, London.

Nichts, als blosse Kompilation fremder Nachrichten, gut und unbedeutend durch einander, ohne Auswahl und Anordnung. Selbst die lange vorausgeschickte Einleitung ist stillschweigend ganz buchstäblich aus Hume's Geschichte von England ausgeschrieben; und zur Dankbarkeit wird dieser treffliche Geschichtschreiber hernach aufs härtste getadelt. King's altes Buch, *vale Royal*, konnte freylich, und mußte benutzt werden; aber wer kann zu unsern Zeiten seine Sprache und Manier verdauen? Vermuthlich ist alles, was leicht aufzutreiben war, von dem Buchdrucker Poole in Chester selbst zusammengerafft; und das so eilig, daß nicht einmal an eine Karte von dieser Grafschaft gedacht wurde.

The History of the Town of Thetford, in the Counties of Norfolk and Suffolk, from the earliest Accounts to the present Time. By the late Mr. THOMAS MARTIN, of Palgrave, Suffolk, F. A. S. 4to. 1 L. 4 S. Payne, etc.

Der unlängst verstorbne ehrwürdige Greis, Thomas Martin, war lange Jahre hindurch ein sehr rühmliches, und das älteste, Mitglied der antiquarischen Societät. Unter seinen Papieren fanden sich häufige Proben seines unermüdeten Forschungsgeistes; und die gegenwärtigen Untersuchungen sind daraus zusammengetragen. Thetford ist für sich so merkwürdig nicht, als durch seine bischöflichen und klösterlichen Gebäude, durch seinen Antheil an einigen Revolutionen in der ältern englischen Geschichte, durch seine uralte Münzgerechtigkeit, durch sein mineralisches Wasser, und durch verschiedne, dort gebohrne, Schriftsteller. Am Schluß dieser historischen Beschreibung dieser Stadt findet man einen Anhang von Originaldokumenten in ihrer unveränderten alten Sprache. Auch sind zur Erläuterung zehn Kupfertafeln beygefügt, wovon mehr als die Hälfte von Basire und Godfrey, nach Zeichnungen von Grose, verfertigt sind. Der Herausgeber hat alles gethan, was man nur von ihm fodern konnte, und war durch seine eignen Einsichten zu dieser Unternehmung berechtigt. Er soll auch die ansehnlichen Sammlungen des sel. Martin's zu einer Geschichte von St. Edmund

Bury in Händen haben, die aber noch weniger geordnet und bearbeitet sind.

A new Hiſtory of Glouceſterſhire; compriſing the Topography, Antiquities, Curioſities, Produce, Trade and Manufactures of that County — — — Illuſtrated with a Map of the County, Views of Gentlemen's Seats, etc. etc. Folio. 3 L. 3 S. Rudder, Glouceſter; Crowder, London.

Unter den itzt häufiger, als jemals, erſcheinenden hiſtoriſchen Beſchreibungen und Nachrichten von den verſchiednen Grafſchaften des Königreichs England, unterſcheidet ſich die gegenwärtige Geſchichte von Glouceſterſhire nicht bloß durch gröſſere Ausführlichkeit, ſondern auch durch vorzüglichen Werth des Inhalts, der viel Fleiß, Genauigkeit und Kenntniß verräth. Man ſieht aus der Zuſchrift und Vorrede, daß der Verleger und Drucker, Herr Rudder zu Glouceſter, auch Verfaſſer dieſes Werks iſt. Seine ſehr umſtändlichen Nachrichten betreffen, wie der Titel angiebt, die Topographie, die Alterthümer, Merkwürdigkeiten, Produkte, Gewerbe und Manufakturen dieſer Grafſchaft; die Stiftung, Privilegien und Schenkungen, der Abteyen und andrer Klöſter, des Bißthums, u. ſ. f. Auch liefert der Verf. kurze biographiſche Nachrichten von den Biſchöfen und Dechanten, und von dem Ertrage der geiſtlichen Einkünfte. Er beſchreibt die vornehm-

nehmsten Rittersitze, die Genealogie der adlichen Geschlechter, ihre Wappen, Denkmäler, u. s. w. Hernach liefert er eine kirchliche, bürgerliche, und kriegerische Geschichte der Stadt Gloucester, von ihrer Erbauung an. Das Statutenbuch von Gloucestershire ist hier zuerst in der Sprache und Manier des Originals abgedruckt.

The History and Antiquities of Shrewsbury; from its first Foundation to the present Time. — — With Plates. By T. Phillips. 4to. 10 S. 6 d. Shrewsbury, T. Wood; London, Robinson.

Weitläuftig genug; aber minder interessant als die eben angezeigte Provinzialgeschichte. Die Form ist chronickmäßig, und eine Erzählung der seit mehr als zwölfhundert Jahren merkwürdigen Vorfälle in der Grafschaft Shropshire, deren Schlösser, Klöster, u. s. f. in einem besondern Anhange beschrieben werden. Für den Naturkundigen und Alterthumsforscher kommen hier einige nicht unwichtige Dinge vor.

Guatimozin's Letters on the present State of Ireland, and the Right of binding it by British Acts of Parliament, etc. 8vo. 1 S. 6 d. E. Johnson, 1779.

Diese Briefe sind mit vielem Geist und Nach-

druck geschrieben, und enthalten eine ernstliche, oder vielmehr heftige Vermahnung an die Irländer, bey ihrem neuen System, in Ansehung des alleinigen Verbrauchs ihrer inländischen Manufakturarbeiten, zu beharren, um sich dadurch ihre Nationalbeschwerden einigermassen zu erleichtern, denen doch England, wie der Verf. glaubt, nie abhelfen wird. Der Erfolg hat indeß nun dieß Mißtrauen widerlegt. Uebrigens untersucht der Verf. dieser Briefe die grosse Frage von Englands unbeschränktem Regierungsrecht über Irland, und leugnet es völlig. Gegen die Engländer ist er sehr verbittert, und wirft ihnen Härte, Ungerechtigkeit, und Tyranney wider die Irländer vor. Auch die Schottländer gehn nicht leer aus. Indeß ist der Verf. offenbar zu unbillig gegen sie; und seine Vorstellungen sind nichts weniger, als kaltblütig und überlegt. Sein angenommener Name, Guatimozin, ist eine Anspielung auf den letzten Kaiser in Mexiko, der diesen Namen führte, und sein Vaterland mit grosser Tapferkeit wider die Spanier bis aufs äusserste vertheidigte.

A Political Mirror; or a summary Review of the present Reign. With Notes, explanatory and historical, and an authentic List of the Ships and Vessels of War, taken and destroyed, since

since the Commencement of Hostilities. 8vo, 1 S. 6 d. Fielding and Walker.

Von der beym Anfange dieses Journals gemachten Ausschliessung aller die amerikanischen Angelegenheiten betreffenden Bücheranzeigen glauben wir itzt abgehen zu müssen, da die denselben besonders gewidmeten Zeitschriften nicht mehr fortgesetzt werden. Da uns indeß der Raum fehlt, sie umständlich zu recensiren, so wollen wir die wichtigsten darunter nur bloß anzeigen. — Das oben gedachte Pamphlet ist völlig antiministerialisch, und enthält zwar sehr heftige, aber wenig neue Anklagen der Regierung, und grosse Beschwerden über die gegenwärtige Lage der brittischen Nation.

The Canadian Freeholder; in three Dialogues between an Englishman and a Frenchman, settled in Canada. — — 8vo. Vol. II. 5 S. White, 1779.

In diesem zweyten Bande wird die im ersten nur bloß berührte Materie näher untersucht, nämlich die ausschliessende gesetzgebende Gewalt des Königs über Länder, die durch brittische Waffen erobert, und der brittischen Krone anheim gefallen sind. Die Erörterung dieses wichtigen und streitigen Punkts ist größtentheils historisch und juristisch; und man findet hier manches, was der Titel so wenig, als der erste Band, erwar-

ten läßt, z. B. eine sehr gründliche und meisterhafte Widerlegung gewisser Sätze, die Lord Mansfield, als Lord Oberrichter, in Ansehung der Auflagen auf die Insel Granada, behauptet hatte.

A short History of the Opposition, during the last Session of Parliament. 8vo. 1 S. Cadell, 1779.

Mehr Gemählde, als Geschichte; und nicht selten Karikaturgemählde, worin die antiministerialische Parthey eine schlechte, verzerrte Figur macht. Das beste daran sind die am Schluß befindlichen Bemerkungen über Englands gegenwärtige Hülfsquellen zur Vertheidigung gegen alle dawider vereinte Macht. — Hr. Prof. Schlözer hat im XXXI. Hefte seines Briefwechsels eine Uebersetzung dieser ganzen Schrift mitgetheilt. Wider sie erschienen:

Observations on a Pamphlet, entitled, „A short History of Opposition.„ — — By a Member of Parliament. 8vo. 2 S. 6 d. Davis, 1779.

Diese Anmerkungen sind durch eine vorausgeschickte Zuschrift an die Herren Wedderburn, Gibbon, und Macpherson gerichtet. Diesen dreyen schrieben verschiedne Gerüchte, die Verfertigung der eben angezeigten Geschichte der Opposition zu; der

der Verf. dieser Anmerkungen aber nimmt Herrn Macpharson, den berühmten Herausgeber Ossian's, mit Gewißheit dafür an. Seine Widerlegung ist mit vieler Heftigkeit geschrieben; wenigstens sind die Ausfälle wider die, gewiß vorzüglich gute, Einkleidung jener Geschichte übertrieben und ungegründet; die Vorwürfe unedler Motiven und sichtbarer Partheylichkeit sind es vielleicht weniger. Uebrigens ist auch diese Gegenschrift von partheyischer Animosität nicht ganz frey, und ausserdem sehr ermüdend geschrieben. Besser ist:

A ſhort Defence of the Oppoſition; in Anſwer to a Pamphlet, entitled, „A ſhort Hiſtory of the Oppoſition.„ 8vo. 1 S. 6 d. Almon.

Nicht so lebhaft und anziehend geschrieben, als die kurze Geschichte selbst; aber gewiß gründlicher und unpartheyischer. Vornemlich ist das lesenswürdig, was hier über die Freyheit der Parlaments-Verhandlungen, und wider das gemeine Vorurtheil gesagt wird, daß die Opposition zur Unterhaltung der Rebellion in Amerika beförderlich gewesen sey.

Letters to a Nobleman, on the Conduct of the War in the Middle Colonies. 8vo. 2 S. Wilkie, 1779.

Man hatte im Unterhause folgende Sätze zu behaupten gesucht: daß die kriegführenden Kolonien durch die Natur ihres Landes zu stark, und da-

her

her nicht zu bezwingen, daß ihre Einwohner fast insgesammt wider die brittische Regierung eingenommen, und daß die nach Amerika, zur Unterdrückung der Rebellion, gesandten Kriegsvölker zu dieser Absicht bey weiten nicht hinreichend wären. Das Gegentheil dieser drey Behauptungen zu erweisen, ist die Absicht dieser drey Briefe, deren jeder eine davon besonders vornimmt und zu widerlegen sucht. Als ein Anhang sind einige amerikanische Staatsschriften beygedruckt. Die Briefe selbst sind mit Einsicht und Wärme geschrieben, obgleich durchgehends die Absicht daraus hervorblickt, auf die englische Regierung nicht die mindeste Schuld kommen zu lassen.

Considerations on the American Inquiry. 8vo. 1 S. Wilkie, 1779.

Von ähnlichem Zweck und Inhalt mit den itzt eben angezeigten Briefen. Die Untersuchung, deren der Titel gedenkt, ist die neuliche, im Parlament angestellte, Prüfung des Betragens der englischen Armee in Amerika, unter Anführung des General Howe. Bey dieser Gelegenheit behaupteten viele die Unbezwinglichkeit der Kolonien; die Falschheit dieser Behauptung sucht der Verf. dieser Betrachtungen sehr nachdrücklich darzuthun. Zuweilen läßt er sich von seinem Eifer für die Ministerialparthey bis zur Unbilligkeit wider die Gegner derselben hinreissen.

Poli-

Political Arithmetic. Part II. Containing Considerations on the Means of raising the Supplies within the Year. Occasioned by Mr. *Pulteney's* Pamphlet on that Subject. By ARTHUR YOUNG, Esq; F. R. S. 8vo. 1 S. 6 d. Cadell, 1779.

Eben die rasche Eilfertigkeit, mit welcher dieser Schriftsteller in seinen oekonomischen Aufsätzen alles nur summarisch berührt, und den Leser von Einem Gegenstande zum andern mit sich fortreißt, ist auch seinen politischen Berechnungen eigen. Seine Vorschläge betreffen größtentheils die dienlichsten Mittel zur Unterhaltung und Bestreitung der Armenanstalten; ihre Ausführung möchte aber wohl überall grosse Schwierigkeiten finden, und am Ende vielleicht mehr zur Vergrösserung des Elendes und Mißvergnügens, als zur Steurung desselben, beytragen.

7.

Philologie und Kritik.

Sacrorum Evangelicorum Versio Syriaca Philoxeniana, ex Codd. MSS. Ridleianis, in Bibl. Coll. Nov. Oxon. repositis, nunc primum edita; cum interpretatione et annotationibus JOSEPHI WHITE, A. M. Coll. Wadh. Socii, et Ling. Arab. Prof. Laudiani. *Tomus Primus.* Oxonii, ex Typ. Clarend, 1778. 4to. 2 L. 2 S. Rivington, etc.

Es giebt mehrere syrische Uebersetzungen des neuen Testaments, worunter aber die alte buchstäbliche, Peschito genannt, und die gegenwärtige philoxenische, die vornehmsten sind. Die erstere, die auch unter dem Namen *Versio syriaca simplex* bekannt ist, enthält das ganze N. T. ausser der zweyten Epistel Petri, den beyden letzten Briefen Johannis, der Epistel Judä, und der Offenbarung, die entweder zu der Zeit, als diese Uebersetzung gemacht wurde, noch nicht bekannt waren, oder nicht für kanonisch gehalten wurden. Denn diese alte syrische Version ist höchst wahrscheinlich aus dem ersten Jahrhundert; und vermuthlich von einem Juden verfertigt. Die zweyte, hier abgedruckte, Uebersetzung wurde zu Anfange des sechsten Jahrhunderts nach den besten, damals vorhandnen, griechischen Handschriften gemacht, deren verschiedne Lesarten man mit einander verglich. Jene Handschriften giengen in der Folge verloren; und dieser Umstand giebt der aus ihnen genommenen syrischen Version einen desto grössern Werth. Man ist daher der oxfordischen Universität nicht geringen Dank schuldig, daß sie gegenwärtigen korreckten und schönen Abdruck davon veranstaltet hat. Und glücklicherweise fiel auch die Besorgung dieser Ausgabe in sehr geschickte Hände. Herr White giebt zuerst, in einer lateinischen Vorrede, von den Schicksalen des syrischen Manuscripts in England Nachricht, nach welcher die Evangelien hier abgedruckt sind. Sie wurde zuerst an den verstorbnen Dr. Ridley zum Geschenk

von

von seinem Freunde, Herrn Palmer, überschickt, der sie zu Amida, oder Diarbecker, in Mesopotamien, kaufte. Dr. K. gab sich selbst sehr viel Mühe, sie bekannter zu machen, verfertigte eine Abschrift davon, und schenkte sie, noch bey seinem Leben, an die Universität zu Oxford. Dr. Lowth schlug Herrn White zum Herausgeber vor, der aber, vieler Schwierigkeiten wegen, viel später, als er dachte, mit der Ausgabe zu Stande kam. In dem Verfolge der Vorrede giebt er davon sowohl, als von der ganzen Beschaffenheit dieser Uebersetzung, genauen und vollständigen Bericht. Wir bemerken nur noch, daß er die beygefügte lateinische Uebersetzung so buchstäblich, als möglich, gemacht hat, ohne dabey auf schöne Schreibart zu sehen. Auch seine Anmerkungen sind nur kurz, ob er ihrer gleich weit mehrere zu Papier gebracht hatte, und selbst gesteht, daß diese Dollmetschung eines Kommentars bedürfe, der fast eben so stark, als sie selbst, seyn müßte. Im zweyten Bande verspricht er deren eine grössere Anzahl zu liefern. In dem Anhange dieses ersten Bandes findet man noch verschiedne Zusätze kritischer Art.

Selecta quædam *Theocriti* Idyllia. Recensuit, variorum Notas adjecit, suasque animadversiones, partim latine, partim anglice scriptas, immiscuit THOMAS EDWARDS, S. T. P. 8vo. 5 S. *Cambridge printed, and sold by* Woodyer, 1779.

Liebha-

Liebhabern der griechischen Literatur, und besonders vertrauten Kennern Theokrits, muß diese kritische Arbeit über seine vornehmsten Idyllen sehr erwünscht seyn. Dr. Edwards besitzt die gründlichste Kenntniß der griechischen Sprache, und hat seinen Dichter mit dem größten Fleisse studirt. Der griechische Text beträgt nur etwa 350 Verse; und die Anmerkungen dazu nehmen an die 250 Seiten ein, wozu noch Zusätze, Verbesserungen, Kollationen, u. dergl. kommen. Sowohl die Mannichfaltigkeit der Materie in diesen Noten als ihre nächste Bestimmung für die akademische Jugend, entschuldigt diese Weitläuftigkeit. Das Sonderbare, daß sie zum Theil englisch, zum Theil lateinisch geschrieben sind, entstand daher, weil sie der Verf. in seinen Nebenstunden einzeln entwarf, und dazu, wie es kam, bald die eine, bald die andere Sprache wählte. Besser und gemeinnütziger wär' es unstreitig gewesen, wenn Herr E. sie alle lateinisch eingekleidet hätte. Wie, wenn Reiske, Heinsius, Skaliger, u. a. es eben so gemacht hätten? Wären ihre Bemühungen nicht dadurch selbst vielleicht für Herrn E. zum Theil unbrauchbar geworden? Dazu kömmt, daß der Ausdruck in den englischen Noten grossentheils sehr vernachläßigt ist. In dem letzten der beyden Anhänge giebt Herr E. einige Winke von seinem neuen prosodischem System in Ansehung der Skansion griechischer und lateinischer Hexameter, und erklärt die gewöhnliche Methode für fehlerhaft. Die weitre Ausführung dieses Systems werden seine *Miscellanea critica* liefern.

8.
Schöne Literatur.

Danebury; or the Power of Friendſhip. A Tale. With two Odes. *By a Young Lady* 4to. 1 S. 6d. Johnſon.

Die Scene dieſer rührenden kleinen Erzählung iſt Daneburyhill, ein altes Lager, nahe bey Stockbridge in Hampſhire, wo, einer alten Sage zufolge, ehedem zwiſchen den Dänen und Weſtſachſen eine Schlacht geliefert ward, und die erſtern geſchlagen wurden. Während der Schlacht bekömmt Elfride, deren Beſorgniß für das Schickſal ihres Vaters ſie angetrieben hatte, ihm zu folgen, eine Wunde von einem vergifteten Pfeil. Sie iſt ſchon dem Tode nah, als ihre Freundinn, Emma, das Gift aus der Wunde ſaugt, und ihr Leben rettet, nun aber ſelbſt vergiftet wird, und ihre Freundinn flieht, um ſie durch ihren Tod nicht zu kränken. Indem ſie ſterben will, erſcheint ihr ein ehrwürdiger Greis, bekannt mit der Heilungskraft der Kräuter, und gibt ihr ein Gegengift, wodurch ſie geneſet. Und nun ſchließt ſich das Gedicht mit folgenden ſchönen und harmoniſchen Verſen:

The moving tale ſoon reach'd Elfrida's ear,
The moving tale ſtole many a rapturous tear.
Ah! who can paint the feelings of her mind?
Love, wonder, gratitude, and joy combin'd!

Or the calm bliſs that beam'd in Egbert's eye,
Mild as the radiance of the evening ſky!
From every heart enraptur'd praiſe aſcends,
And Heaven approving ſmiles on Virtue's friends.

And now return'd in peace, the warior-train
With ſhouts of victory gladden all the plain.
Th' invading Danes before their valour yield,
And preſs, in ſlaughter'd heaps, th' enſanguin'd field.

Though Time, with rapid wing, has ſwept away
Forgotten ages, ſince that well-fought day,
Ev'n now the precinct of their camp remains,
And DANEBURY HILL the name it ſtill retains.

O'er thoſe romantic mounds whene'er I ſtray,
And the rude veſtiges of war ſurvey,
Fair gratitude ſhall mark, with ſmile ſerene,
The alter'd aſpect of the pleaſing ſcene.
There, where the crouded camp ſpread terror round,
See! waving harveſts clothe the fertile ground!
See! ſmiling villages adorn the plain,
Where deſolation ſtretch'd her iron reign!
How fair the meads, where winding waters flow,
And never fading verdure ſtill beſtow!
While ſtretch'd beyond, wide cultur'd fields extend,
And wood-crown'd hills thoſe cultur'd fields defend.

But ah! too faint my numbers, to diſplay
The various charms that riſe in rich array!
One peaceful ſpot detains my longing ſight,
There, Fancy dwells with ever fond delight.
Recalls the ſcenes of childhood to her view,
And lives thoſe pleaſing moments o'er anew.

Auch

Auch die beyden Oden, welche diesem erzählenden Gedichte beygefügt sind, haben gleiches Verdienst edler Gesinnungen, schöner Bilder, und korreckten Ausdrucks.

Letters supposed to have been written by Yorick and Eliza. 2 Vols. 12mo. 6 S. Bew, 1779.

Man sieht schon aus der Ueberschrift, daß diese Briefe nicht für ächt ausgegeben werden, sondern nur den beyden genannten Personen von dem Verfasser in die Feder gelegt sind, der sie, wie er sagt, bloß zu seinem und einiger Freunde Vergnügen aufsetzte, und sie nun herausgibt, weil Abschriften davon herumgiengen, und diese leicht für ächter Briefe Yorick's undseiner Elise hätten gehalten werden können, wie das mit einigen darunter wirklich schon geschehen war. Allerdings ist in einigen dieser Briefe Sterne's Manier und Briefstyl ganz gut getroffen, vornehmlich die Manier, die er, aus Sonderbarkeit oder Schwäche, in seinen verliebt- empfindsamen Briefen an Mrs. Draper annahm. Aber dazu gehörte auch nur ein geringes Maaß von Talenten, Gefühl und Phantasie. Umsonst erwartet man dagegen in dieser Kopie das, wodurch sich das Original sonst so sehr auszeichnet, jene bezaubernde Wildheit der Imagination, jenen originalen Witz und Humour, jene blühenden, lebhafte Beschreibungen, jenes herrliche Pathos, oder den scharfsinnigen Beobachtungsgeist, die im Tristram Shandy und der empfindsamen

Reise überall hervorstechen. Aller Geist ist hier verflogen, und lauter schales Phlegma zurückgeblieben.

The Sorrows of Werter, a German Story founded on Fact. 2 Vols. 8vo. Dodsley, 1779.

So viel sich aus der Vergleichung einzelner Stellen urtheilen läßt, ist diese Uebersetzung von den Leiden des jungen Werthers des Originals nicht unwürdig. Richtigkeit haben wir bey dieser Vergleichung selten vermißt; auch ist mehrentheils der leidenschaftliche Ausdruck glücklich getroffen, und das Kolorit des Urbildes nicht ganz verloren gegangen. Manche Eigenheiten unsrer Sprache, manche wirkungsvolle Inversionen, manche kraftvolle Redensarten und Wortfügungen waren freylich wohl nicht ganz zu retten; indeß hat der Uebersetzer mehrentheils mit Glück und Einsicht etwas ähnliches substituirt. Hier ist eine Probe. Man sehe das Original, S. 185.

„— — It is all over — — Charlotte, I am resolved to die; I tell it you deliberately and coolly, without any romantic passion, the morning of that day, on which I am to see you for the last time. At the very moment, when you read these lines, oh! best of women! a cold grave holds the inanimate remains of that agitated unhappy man, who in the last moments of his life knew no pleasure so great as that of conversing with you. I have passed a dread-

a dreadful night — — — or rather let me call it a propitious one; for it has determined me, it has fixed my purpofe; I am refolved to die. When I tore myfelf from you yefterday, my fenfes were in the greateft tumult and diforder; my heart was oppreffed; hope and every ray of pleafure were fled for ever from me; and a petrifying cold feemed to furround my wretched being — — I could fcarcely reach my room — — I threw myfelf on my knees — — — Heaven for the laft time granted me the confolation of fhedding tears. My troubled foul was agitated by a thoufand ideas, a thoufand different fchemes! At length one took poffeffion of me, and is now fixed in my heart — — — I will die! — — — It is not defpair, it is conviction that I have filled up the meafure of my fufferings, that I have reached the term, and that I facrifice myfelf for you. Yes, Charlotte, why fhould I not fay it? It is neceffary for one of us three to depart — — it fhall be Werter. Oh! my dear Charlotte! this heart, governed by rage and fury, has often conceived the horrid idea of murdering your hufband — — you — — myfelf. — — I muft then depart. — — When in the fine evenings of fummer, you walk towards the mountains, think of me; recollect the times you have fo often feen me come up from the valley; raife your eyes to the church-yard which contains my grave; and by the light of the departing fun, fee how

the evening-breeze waves the high grass, which grows over me! — — I was calm when I began my letter; but the recollection of these scenes makes me cry like a child.

Pictures of Men, Manners, and the Times; interspersed with Descriptions of the Country, and rural Enjoyments. Written in the year 1777. 2 Vols. 8vo. Boosey, 1779.

Freylich hätte ein geübterer Pinsel die Züge dieser Gemählde schöner ausgemahlt, das Kolorit einnehmender gemacht, Licht und Schatten besser gemischt und vertheilt; indeß muß man wenigstens dem guten Willen dieses, wie es scheint, noch jugendlichen, Schriftstellers Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn auch in diesen seinen Bestrebungen und Versuchen entdeckt man Talent und Geschicklichkeit. Sein Buch enthält abgesonderte Darstellungen menschlicher Sitten in verschiednen Verhältnissen und Scenen des Lebens, und Schilderungen mannigfaltiger Characktere. In der Schreibart des Verf. ist noch zu wenig Konsistenz: manche Stellen sind weder Poesie noch Prose: in andern ist der Ausdruck allzu sehr vernachlässigt. Auch vermißt man in einigen, allzu niedrigen und oft ekelhaften Schilderungen, Geschmack und Delikatesse.

The

The English Garden; a Poem. *Book the Third.* By W. Mason, A. M. 4to. 2 S. Dodsley, 1779.

Den Anfang dieses dritten Buchs machen sehr glückliche und rührende Verse, die dem Andenken des Dichters Gray gewidmet sind, der, wie bekannt, ein vertrauter Freund des Verf. war. Der Unterricht dieses Buchs selbst betrift zuerst die Beschattung der Gärten, und Bedeckung der Mauern, und die dabey zu beobachtende Eleganz und Regelmäßigkeit. Der Dichter warnt vor dem zuhäufigen Pflanzen ausländischer Bäume, die leicht ausgehen, und empfiehlt dafür die Wahl einheimischer Beschattungen. Hernach ist die Wässerung des Gartens, und die verschiedne Art, fliessendes Wasser, Teiche, Springbrunnen, u. s. f. anzubringen, der Gegenstand dieses Buchs. Die meiste Poesie ist in der Stelle, wo der Dichter von dem Strome redet, der sein eignes Landgut wässert, und von der Najade desselben, die er Ligea nennt, die er so, wie ihre Schwester, von Jugend auf lieb gewann:

— — — Yes, let me own,
To these, or classic deities like these,
From very childhood was I wont to pay
Harmless idolatry. My infant eyes
First open'd on that bleak and boist'rous shore,
Where Humber weds the Nymphs of Trent and Ouse,
To his and Ocean's Tritons. — — —
— — — — — — —

Here, though in warbling whisper oft I breath'd
The lay, were wanting, what young Fancy deems
The life-springs of her being, rocks and caves,
And bubbling brooks, and torrent-falls divine.
In quest of these, at Summer's vacant hour,
Pleas'd would I stray, when in a northern vale
(So chance ordain'd) a Naiad sad I found,
Robb'd of her silver vase. I sooth'd the Nymph
With song of sympathy, and curst the fiend
Who stole the gift of Thetis. Hence the cause
Why, favour'd by the blue-ey'd sisterhood,
They sooth with songs my solitary ear.

Den Schluß dieses Buchs macht ein Lob des Wassers, den ersten irdischen Elements, und eine moralische Warnung vor Geitz, Ehrsucht, Trägheit, und sklavischer Denkungsart. Mit dem vierten Buche wird dieß schöne Lehrgedicht geschlossen werden.

The World as it goes, a Poem *By the Author of the Diaboliad.* Dedicated to one of the best Men in his Majesty's Dominions, etc. 4to. 2S. 6d. Bew, 1779.

So, wie dieser Dichter seine Diaboliade dem schlechtesten Menschen in ganz England zugeschrieben hatte, so eignet er gegenwärtiges, gleichfalls satirisches Gedicht, einem der besten Männer in des Königs Gebiete zu, und dieser ist Sir George Savile. Der Inhalt des Gedichts ist kürzlich folgender. In einem Traum erscheint die satirische

tirische Muse dem Verfasser, und entwirft ihm, ein Gemählde des itzigen Weltlaufs. Der Tempel der Freundschaft, der Pallast des Eigennutzes, die Höhle des Ehebruchs, und die Burg der Freiheit, werden mit sehr poetischen und starken Zügen beschrieben. Eine Probe sey folgende Beschreibung der Höhle des Ehebruchs:

Methought, in one short moment there arose,
A rugged Den, whose threat'ning jaws disclose
Such loathsome shapes, so horrid to the sight,
That all my nerves were stiffen'd with affright.
No monstrous shapes, that, erring from her plan,
Nature brings forth to be the scourge of man, —
No pois'nous reptile, whose envenom'd bane
Can stop the life-blood coursing through the vein,
And bring on instant death, but therewere seen; —
The blue, the grey, the speckled, and the green.
No stupefying leaf — no deadly flower,
Planted by fate for man's despairing hour,
But, with an intermingled foliage, wave
Their baneful tendrils round the dismal Cave.

Man siehet übrigens aus diesem Gedicht, daß der allgemeine Beyfall, den die vorigen Arbeiten des Verf. erhielten, ihm nicht minder eifrig und sorgfältig gemacht haben, diesen Beyfall noch ferner zu verdienen. Gegenwärtiges Gedicht hat fast noch mehr Poesie, und Schönheit der Einkleidung, als die vorhergehenden.

An Elegy on the Ancient Greek Model. Addressed to the Right Reverend Robert Lowth, Lord Bishop of London. Cambridge printed and sold by T. Payne, London. 4to. 1 S. 6 d. 1779.

Man weiß, daß der ursprüngliche Gebrauch der Elegie bey den Griechen von dem unsrigen verschieden, und nicht bloß auf Liebe und Klagen eingeschränkt war. Man brauchte sie zur Einkleidung jedes ernsten und wichtigen Inhalts, selbst zur Ermunterung kriegrischer Tapferkeit, wovon die Reste des Tyrtäus ein Beweis, sind; und gemeiniglich war der elegische Stof politisch, patriotisch, oder moralisch. Zur Nachahmung dieser Muster ist die gegenwärtige Elegie verfertigt, deren Absicht vornehmlich dahin geht, den Eifer für Freyheit und Vaterland auch unter den brittischen Prälaten zu beleben, und denen, die diesen Eifer beweisen, das gebührende Lob zu ertheilen. Zugleich fodert er den vortreflichen Prälaten, an welchen diese Elegie gerichtet ist, zur Bestrafung der herrschenden Mißbräuche in folgenden schönen Versen auf:

Rise then, O rise! with Hoadley's spirit fir'd,
But in thy richer eloquence attir'd:
Teach us to guard from ev'ry mean controul
That manly vigour of the judging soul,
Which Faith approves, which Loyalty allows!
Teach us, while Honour to thy doctrine bows,
That Duty's praise in no blind worship lies,
But Reason's homage to the just and wise!

So

So to thy Country, to thy God endear'd,
By Heav'n protected, as on earth rever'd,
May thy mild age in pureſt fame repice;
In fame, where Envy hears no jarring voice!
So may Religion, with divine relief,
Drop her rich balm on thy paternal grief!
May that ſweet comforter, the heav'nly Muſe,
Who fondly treaſures Sorrow's ſacred dews,
In Glory's vaſe preſerve the precious tear
Shed by paternal Love on Beauty's bier!
And O! when thou, to Learning's deep regret,
Muſt pay at Nature's call our common debt,
While life's laſt murmurs ſhake the parching throat,
And Pity catches that portentous note;
While in it's hollow orb the rolling eye
Of Hope is turn'd convulſive to the ſky,
May holieſt viſitants, each ſainted ſeer,
Whoſe well-known accents warble in thine ear,
Deſcend, with Mercy's delegated pow'r,
To ſoothe the anguiſh of that awful hour:
With lenient aid releaſe thy ſtruggling breath,
Guide thy freed ſpirit through the gates of Death,
Shew thee, emerging from this earthly ſtorm,
Thy lov'd Maria in a ſeraph's form,
And give thee, gazing on the Throne of Grace,
To view thy mighty Maker face to face.

The

The Lovely Moralist; an Epistle from a late unfortunate Young Lady, to her Lover the M — r — s of C — r — n, a few hours before her death, after the News of a late domestic Accident. With Notes and Illustrations. 4to. 1 S. 6 d. Faulder.

Der Stof zu dieser Heroide ist aus einer Zeitungsnachricht entlehnt, und betrift einen unglücklichen Marquis, dem seine Gattinn untreu ward und entlief, und der den Tag darauf die traurige Nachricht von dem Tode eines jungen Fräuleins erhielt, mit dem er ehedem versprochen gewesen, die aber, wegen der Widersetzung seiner Familie, nicht die seinige geworden, und nun vor Gram darüber gestorben war. Ein sehr rührender Umstand dabey war der, daß diese getreue Liebhaberinn ihrem treulosen Liebhaber einen Ring vermachte, wodurch die traurige Veranlassung ihres Todes auf eine pathetische bezeichnet wurde. — Die Ausführung dieses Subjeckts in der gegenwärtigen Heroide ist fast durchgängige Nachahmung des Popischen Briefes der Heloise; man möchte aber hier auch sagen, wie Churchills einst von Garrick's Nachäffern:

We hate e'en *Pope* thus at second hand.

Columella; or, the distressed Anachoret. A Colloquial Tale. By the Editor of the Spiritual Quixote. 2 Vols. 12mo. 5 S. Dodsley.

Die Absicht dieser dialogischen Erzählung ist eigentlich Bestrafung der Thorheit solcher Leute, die, nach genossener guten Erziehung und Bildung für die Welt, in den besten Jahren, aus blosser Fühllosigkeit und Liebe zur Ruhe sich der grossen Welt entziehen, um ihre Tage in der Einsamkeit und Unthätigkeit, oder mit Beschäftigungen hinzubringen, welche, Leute von geringern Fähigkeiten eben so gut, und vielleich noch besser, verrichten könnten. So gar groß möchte nun wohl die Zahl solcher Leute gegenwärtig nicht seyn. Vermuthlich hat der verstorbene berühmte Shenstone dem Verf. vornehmlich die Idee solch eines Charackters an die Hand gegeben; wenigstens treffen viele hier vorkommende Züge mit seinen Lebensumständen überein. Ueberhaupt aber liesse sich in Fällen dieser Art noch gar viel zur Entschuldigung einer solchen Wahl, und ihrer Absichten, sagen. Die Erzählung selbst hat übrigens viel Verdienst, wahr und launicht gezeichnete Characktere, und treffenden Witz, der nur hie und da in Muthwillen ausartet. Dahin gehört z. B. der matte Versuch, Dr. Priestley und seine fixe Luft lächerlich zu machen.

9.

Theater.

The Play Houſe Pocket Companion, or Theatrical Vade-Mecum — — — To which is prefixed, a Critical Hiſtory of the Engliſh Stage, from its Origin to the preſent Time. With an Enquiry into the Cauſes of the Decline of Dramatic Poetry in England. 12mo. 3 S. Richardſon and Urquhart.

Den Anfang dieſer für die Geſchichte der engliſchen Bühne brauchbaren Nachweiſung macht ein Verzeichniß aller der dramatiſchen Dichter, die für jene Bühne gearbeitet haben, wobey zugleich ihre Schauſpiele genannt, und die Zeiten ihrer Vorſtellung oder ihrer Ausgaben bemerkt ſind. Hierauf folgt ein Verzeichniß von Schauſpielen, deren Verfaſſer ſich nicht genannt haben; und dann ein Regiſter der Stücke und ihrer Verfaſſer. Auch die Geſchichte des engliſchen Theaters findet man hier, zwar nur ſummariſch, aber doch genau und vollſtändig erzählt. Man kann diß Buch als eine Ergänzung des ſonſt in manchem Betracht vollſtändigern und brauchbarern Companion to the Play-Houſe anſehen.

A Col-

A Collection and Selection of English Prologues and Epilogues, commencing with *Shakspeare*, and concluding with *Garrick*. 8vo. 4 Vols. 14 S. Fielding and Walker.

Keine Nation hat an Prologen und Epilogen solch einen Vorrath, als die englische, und unter denselben befinden sich sehr viele, die auch ausser Verbindung mit den Schauspielen, zu welchen sie gehören, viel poetischen und eigenthümlichen Werth haben. Es war daher ein guter Gedanke, von diesen bisher zerstreuten Stücken eine Sammlung zu machen, in welche doch nur diejenigen aufgenommen werden sollten, die durch ihre innre Güte des Aufbewahrens würdig waren. Die Folge ist chronologisch, und in Dr. Percy's Manier, bey seiner bekannten Balladensammlung. Ungeachtet jener vorgegebnen Auswahl, gilt indeß doch auch von dieser Sammlung das: sunt bona, sunt quædam mediocria, sunt mala plura. Und manche an sich gute Stücke haben doch, weil sie lokal oder temporal waren, zu unsern Zeiten keinen sonderlichen Werth mehr.

Auf dem Haymarket-Theater wurde im Julius vorigen Jahrs ein Lustspiel, *a Widow and no Widow* zum erstenmal aufgeführt. Der Verf. ist Hr. Joddrel, der sich Foote's Manier glücklicher, als andre Nachahmer derselben, eigen gemacht hat. Sein Stück ist indeß mehr dramatische Satire, als eigentliches Schauspiel. Es hat

wenig,

wenig, oder gar keine Intrigue; und die Absicht des Verf. war offenbar, bekannte lebende Personen, und itzige Thorheiten, lächerlich zu machen. — Eine schlechte Person, in Ausschweifungen und Verführungen geübt, giebt sich für eine reiche Witwe aus, und hat, in dieser Absicht, ein reich meublirtes Haus gemiethet, das sie nie zu bezahlen willens ist. Durch dieß Vorgeben hat sie schon viele betrogne Liebhaber in ihre Schlinge gezogen. Unter diesen ist auch Hr. Daisey, ein Ausbund von feiner und modischer Lebensart, der auf eine Heyrath mit Mrs. Sharp, der vermeynten reichen Witwe, dringt, und ihr einen kostbaren Schmuck zum Geschenke macht. Sie thut, als willige sie in seinen Antrag. Ein andrer Bewerber ist Mac Fable, unter dem gewiß kein andrer gemeynt ist, als der durch seine afrikanischen Reisen so bekannte Bruce. Er gesteht hier, daß alle seine Begebenheiten und wundervollen Abentheuer, lauter Erdichtungen, und die von ihm gelieferten Abbildungen äthiopischer Gegenden lauter Kopien europäischer Natur sind. Bey der Witwe hofft er sich durch einige äthiopische Seltenheiten beliebt zu machen, die er freylich nicht weiter, als unter den Kieseln in Moorfields, aufgesucht hat. Auch mit ihm schließt jene eine Heyrath gegen Zusage eines Geschenks von zwey tausend Pfund, worauf er ihr Wechsel giebt. Sie werden von Dr. Alfred unterbrochen, der wohl kein andrer seyn soll, als der verstorbne Dr. Wilmot. Dieser ist gleichfalls ein Anbeter der Witwe, und wird so, wie die andern, von ihr gebrandschatzt. Und so finden sich noch

einige

einige andre an, bis endlich der ganze Betrug entdeckt wird, wiewohl derselbe gegenseitig war; denn Daisey's Geschenk bestand aus unächten Steinen, Mac Fable's Wechsel waren falsch, und des Doktors Anweisungen hatten keine Gültigkeit. Die Witwe schließt daher das Stück mit der klugen Maxime: „daß man bey jedem Versuch, andre zu „betriegen, sich ja hüten müsse, nicht selbst betro„gen zu werden.„

Erheblicher ist ein neues Trauerspiel: Albina, Gräfinn Raimond, welches den 31. Jul. zuerst auf eben diese Bühne gebracht, und nun auch schon im Druck erschienen ist. *) Die Verfasserinn ist Mrs. Cowley, die sich schon in der komischen Gattung durch das Lustspiel, *The Runaway*, und durch die Farce, *Who's the Dupe?* bekannt gemacht hat. Die Fabel des gegenwärtigen Trauerspiels ist kürzlich diese: Albina, die, aus Gehorsam gegen ihren Vater, wider ihre Neigung dem Grafen Raimond die Hand gegeben hat, da sie eigentlich in Lord Edward verliebt war, erscheint, bey Eröffnung des Stücks, in ihrer Witwentracht, weil ihr Gemahl, etwa vor vierzehn Monaten, im Kreuzzuge geblieben ist. Lord Edward, der eben aus den heiligen Kriegen zurückkehrt, entdeckt seine noch immer gleich heftige Liebe ihrem Vater, der auch

*) *Albina*, Countess Raimond; a Tragedy, by Mrs. Cowley; — — 8vo. 1 S. 6 d. Dodsley.

auch darein willigt, und seiner Tochter diese Verbindung anträgt. Albina ist anfänglich gegen diesen Antrag mißtrauisch; endlich aber gesteht sie ihrem Vater ihr ganzes Herz. Der folgende Tag wird zu ihrer Vermählung angesetzt. Editha, eine Freundinn Albina's, ist selbst in Edward verliebt, und sucht daher jene Verbindung zu hintertreiben. Gondibert, Raimond's Bruder, bewirbt sich dagegen um Albina. Editha und Gondibert vereinigen sich daher, alles rückgängig zu machen, und verabreden mit einander, diesen Zweck durch vorgegebne Untreue Albina's zu erreichen. Editha übernimmt es, in dieser Absicht, den Gondibert verkleidet auf den Abend in der Gräfinn Schlafgemach zu führen, den Albina für Edward hält; und dieser, dem schon vorher die Tugend seiner Braut verdächtig gemacht ist, wird gleichfalls von jener Vertrauten hinein geführt, um Augenzeuge ihrer Untreue zu seyn. Egbert, der alle diese Bübereyen argwöhnt, will dem alten Grafen und seiner Tochter seinen Argwohn mittheilen; Editha weiß es aber zu veranstalten, daß er ins Gefängniß gebracht wird, woraus er aber durch Hülfe eines Bedienten entkömmt. Edward kömmt am folgenden Morgen voll wüthender Eifersucht zu dem Grafen, und entsagt aller Verbindung mit seiner Tochter. Der Graf, darüber beleidigt, hält alles für Ausflucht, und fodert, um die Ehre seiner Tochter zu vertheidigen, Edwarden zum Zweykampf auf. Er macht darauf selbst Albinen, die schon im Brautschmuck ist, die Entdeckung von Edwards Betragen und Beschuldigungen, worüber sie ganz

ausser sich geräth. Gondibert erfährt, daß Egbert nun alles weiß, und wird darüber äusserst unruhig. Zu Anfange des fünften Akts ist alles zu einem feyerlichen Zweykampf veranstaltet, wobey der König selbst zugegen ist. Schon stehn der alte Graf und Edward zum Kampfe völlig bereit, als Egbert ihnen Einhalt thut, und den ganzen Zusammenhang der Büberey erzählt. Gondibert wird verbannt; der Graf und Edward sind nun ausgesöhnt, und suchen die junge Gräfinn auf. In der ersten Verwirrung sieht Edward Editha dafür an, fällt ihr in die Arme, und Gondibert, den dieser Anblick zum gleichen Irrthum verleitet, fährt zu, stößt den Dolch in Ediths Brust, und dann in seine eigne. Edward kniet über dem Leichnam, als Albina herein, und ihm in die Arme stürzt. Gleich hernach kömmt auch der alte Graf; und man entdeckt nun, daß Gondibert und Editha als gerechte Opfer ihrer boshaften Anschläge, gefallen sind.

Vor dem Abdrucke dieses Trauerspiels steht eine rüstige kritischhistorische Vorrede, welche bittre Klagen und Beschwerden der Verfasserinn über die Unternehmer der Bühnen in Drury Lane und Coventgarden, welche dieß Stück nicht aufführen wollten, und über andre neue Trauerspiele, besonders *The Fatal Falsehood* und *The Law of Lombardy*, enthält, in denen man, wie die Verfasserinn glaubt, sich ihres Stoffs und ihrer Ausführung, noch vor der Bekanntmachung ihres Schauspiels, bemächtigt hatte. Am Ende ist

wohl Shackspear's viel Lärmens um Nichts, die wahre Quelle und Grundlage aller dieser Stücke; und mit dem hier angezeigten Trauerspiele hat eine bekannte Episode im Ariost die größte Aehnlichkeit. Bey jenen Beschwerden und Streitigkeiten (*) halten wir uns hier nicht auf; sie haben für das deutsche Publikum zu wenig Interesse; es wäre denn etwa das leidige solamen miseris, socios habere malorum! — Das Trauerspiel der Mrs. Cowley hat unstreitig, einige einzelne hervorstechende Stellen, besonders im fünften Akt, ausgenommen sehr grosse Mängel, sowohl in der ganzen Oekonomie der Fabel, als in den Charakteren der handelnden Personen, und in der meistens sehr nachläßigen Diktion. Vieles ist von andern entlehnt; und das, was dem Verf. eigenthümlich gehört, ist fast alles unnatürlich, gezwungen, und widersinnig. In den neulich gedruckten Observations on the Tragedy of Albina, Countess Raimond, 8vo Maklew, findet man diesen nur allzu gegründeten Tadel umständlicher erörtert und erwiesen.

Eine neue musikalische Farce, *The son - in-Law*, in zwey Akten, wurde zuerst den 14 August auf eben

(*) Zwey, bey dieser Gelegenheit, zwischen Miß Hannah More und Mrs. Cowley öffentlich gewechselte Briefe findet man in dem S. James Chronicle, und im Gentleman's Magazine Aug. 1779.

eben dieß Theater gebracht. Ihr Verfasser ist Hr. O'Keeffe, dessen ähnliches Possenspiel, *Tony Lumpkin in Town*, mit so vielem Beyfall aufgenommen wurde. Dieß neue Stück giebt fast noch mehr zu lachen, ob sich gleich fast alles um eine doppelte Zweydeutigkeit herumdreht. Die Poesie der eingemischten Arien hat viel Leichtigkeit und Natur. Die Charaktere fallen größtentheils ins Groteske.

Hr. Colman selbst gab in eben diesem Monat ein neues Lustspiel von seiner Arbeit: *The separate Maintenance*; die abgesonderte Haushaltung. Die Satire dieses Stücks ist wieder die in London nur allzu herrschende Gleichgültigkeit verehlichter Personen von der grossen Welt gerichtet, die sie anfänglich dahin bringt, jedes für sich zu leben, und am Ende gemeiniglich eine förmliche Scheidung nach sich zieht. — Lord Newbery hat den Vorsatz sich mit seiner, ihm gleichgültig gewordnen, Lady auf diesen Fuß zu setzen; und diese nimmt, aus blosser Eitelkeit den Vorschlag an. In dieser Lage der Sachen öffnet sich die erste Scene des Lustspiels zwischen Lord und Lady Oldcastle, und ihrer Tochter, Miß English, die eben zur Stadt gekommen sind, weil sie von jener Trennung gehört haben, und Lady Newbery ihre Tochter ist. Gegen diese ist der Argwohn eines Liebsverständnisses mit dem jungen Levret ruchtbar geworden, den aber ein Freund des Hauses, Touchwood', den guten Eltern auszureden sucht. Es folgen darauf einige Scenen, worin Lord Newbery's verschwendrische Lebensart

und schlechte Verbindungen, dargestellt werden. Nachher eine Scene zwischen den Lord und Leveret, der sich rühmt, seine Gunst beym andern Geschlecht nicht durch höfliches, sondern durch übermüthiges Betragen, erlangt, und bisher behauptet zu haben. Dieser Leveret trägt, im dritten Akt, der Lady Newbery, ohne viele Umschweife, ein verliebtes Verständniß an; jene fodert Zeit zur Ueberlegung; Leveret aber will ihr dazu nicht mehr als vier und zwanzig Stunden geben. Sie verabredet mit ihm ein Rendezvous auf den Abend, während daß die Gesellschaft, die sie erwartet, beym Spiele seyn wird. Miß English, die Schwester, der Lady, hat diese ganze Unterredung versteckt mit angehört, mit Vorwissen der letztern, die ihr dadurch den besten Begrif vom Tone der großen Welt zu geben versprach. Beyde verabreden sich hernach, den Gecken für seine Zudringlichkeit zu bestrafen, um so mehr, weil er hauptsächlich den Lord zu der Trennung von seiner Gemahlinn verhetzt hat. Im vierten Akt wird Leveret mit Miß English bekannt, trägt ihr sogleich seine Liebe an, und schenkt ihr, zum Beweise seiner Aufrichtigkeit ein Porträt der Lady, ihrer Schwester, das er von Mrs. Revel, einer von des Lords Verführerinnen, der er selbst es gab, bekommen hat. Miß English verspricht ihm, nach der mit ihrer Schwester genommenen Abrede, ihm auf den Abend in der Gesellschaft einen Wink zu geben, auf welchen er sich, ihr nach, aus dem Zimmer wegschleichen solle. Der Geck freut sich seiner Eroberung. Die Gesellschaft sitzt bald hernach am

Spiel-

Spieltischen; auch Lord und Lady Oldcastle sind mit darunter. Hier macht die Erscheinung der Mrs. Fustian, eine Episode, die ihr neues Trauerspiel mitbringt, um es der Lady und der Gesellschaft vorzulesen. Ungern, aber aus Höflichkeit, erlaubt man ihrs. Sie wird indeß in ihrem Vorlesen zweymal, von einem Sänger und einem Tänzer, unterbrochen, die gleichfalls der Gesellschaft mit ihren Künsten aufwarten. Voller Verdruß darüber, entfernt sie sich. Nach dem Tanz ändert sich die Scene, und Lord N. erscheint mit einer Kammerfrau seiner Gemahlinn, die er bestochen hatte, um die ganze Unterredung zwischen Leveret und Lady N. heimlich anzuhören. In der folgenden Scene thut Miß C. dem Leveret den Vorschlag, den hernach ihre Schwester unterstützt, sich, um allen Argwohn zu vermeiden, die Nacht über in Windeln einpacken zu lassen; er willigt endlich, wiewohl ungern, in diesen Vorschlag; und die beyden Schwestern wickeln ihn von oben bis unten in ein langes Windelband, legen ihn auf ein Ruhebette, und höhnen ihn, da er sich gar nicht rühren kann, mit ihren Liebkosungen. (*) Die ganze Gesellschaft kömmt herbey, dieß lächerliche Schauspiel anzusehen; unter ihnen auch Lord Newbery, der dadurch allen Verdacht gegen seine Gemahlinn verliert, sie um Vergebung bittet, und sich mit ihr aus-

(*) Die Idee dieser komischen Scene ist aus der im neunzigsten Blatte des Spectator's erzählten Geschichte genommen.

aussöhnt. — Ein leichter natürlicher Dialog, witzige, treffende Satire, und lebhaft geschilderte Charaktere, sind empfehlende Vorzüge dieses Lustspiels.

Im Oktober gab man auf dem Theater in Coventgarden ein nach Massinger von Hrn. Cumberland überarbeitetes Schauspiel: *The Bondman*; der Leibeigne. Schon im Jahr 1719 wurde dieß Stück von Betterton verändert; bey der itzigen Umkleidung war es Hrn. C. vornehmlich um Weglassung der veralteten, allzufreyen, und dem itzigen Geschmack anstößigen Stellen zu thun. Die Fabel ist kürzlich folgende. Die Syrakuser sind in einem Kriege mit den Karthagern immerfort unglücklich, weil ihnen ein einsichtsvoller, tapfrer Anführer fehlt. Sie wenden sich daher an Timoleon, der den Antrag, ihr Feldherr zu seyn, mit der Bedingung annimmt, daß sie ihr Verhalten bessern sollen. Dieß versprechen sie ihm; und er, an ihrer Spitze, erhält darauf einen glorreichen Sieg, und kehrt als Sieger zurück. Während dieser Zeit hat Marullo, ein Sklave und Liebhaber der Kleora, seine Mitsclaven zum Aufruhr angestiftet, in der Absicht, seine Geliebte in der Verwirrung zu entführen. Zum Theil gelingt ihm dieser Anschlag; er erklärt der Kleora seine Liebe mit so viel Ehrerbietung, daß er wenigstens ihre Dankbarkeit gewinnt. Als Timoleon mit seiner siegreichen Armee vor die Thore von Syrakus kömmt, findet er dieselben von den Sklaven ver-

versperrt, die aber bald gebändigt werden. Marullo, als Rädelsführer, wird zum Tode verurtheilt. Kleora bittet für sein Leben bey ihrem Liebhaber, Leosthenes, dessen Eifersucht durch diese Fürbitte erregt, und durch den Besuch bestätigt wird, den sie ihrem Sklaven in seinem Gefängnisse giebt. Leosthenes will ihn tödten; ihr Zwist kömmt vor Timoleon; und Marullo entdeckt itzt, daß er kein Sklave, sondern der grosse Pisander sey, der aus Liebe zur Kleora seinen Namen und Stand verläugnete; dem Leosthenes wirft er vor, er habe sich mit seiner Schwester heimlich verheyrathet, wiewohl er niederträchtig genug gewesen sey, sie zu verlassen. Leosthenes wird durch dieß alles beschämt; erklärt Pisanders Schwester für seine Gattinn; und Pisander erhält Kleorens Hand. — Viel unschickliches im Charakter und Dialog abgerechnet, wovon selbst diese Umarbeitung noch häufige Reste hat, enthält dieß Schauspiel einige sehr rührende Situationen, und viele ungemein richtige Bemerkungen über Neigungen und Sitten, die nur meistentheils mehr dogmatisirt, als dramatisirt sind —

Den 20sten Oktober wurde auf eben diesem Theater ein musikalisches Possenspiel, *Plymouth in an Uproar!* zum erstenmal aufgeführt. Der Stoff ist von dem bekannten Vorfall im vorigen Sommer hergenommen, da die vereinten Flotten in der Nähe von Plymouth sich sehn liessen, und so viel Bestürzung und Besorgniß einer Landung

verursachten — Beauclerk, der zu Plymouth auf Werbung ist, verliebt sich in Emilien, die er nur ein einzigsmal gesehn hat. Wilson, sein Freund, ist in Miß Freeman verliebt; und Suckey ist Emiliens Freundinn, und der Miß F. Bekannte. Das Schauspiel öffnet sich mit einer Matrosenscene im Gasthofe; der Wirth erzählt ihnen die Verwirrung der Stadt über die Erscheinung einer französischen Flotte. In der folgenden Scene beklagt sich Emilie gegen Suckey über Lord Heartleßens Zudringlichkeiten, und gesteht ihm ihre Neigung gegen Beauclerk. Sie verabreden eine nicht zu vermeidende Zusammenkunft mit Lord Heartleß, der den niederträchtigen Anschlag gefaßt hat, Emilien durch eine Bande von Räubern entführen, und in seinem Wagen nach London bringen zu lassen. Durch Hülfe Beauclerk's und seiner Soldaten wird Emilie aus den Händen dieser Räuber gerettet. Beauclerk erklärt ihr seine Liebe, ohne noch ihren Namen zu wissen, und schließt aus einer Karte, die sie fallen läßt, daß sie Miß Freeman heisse. Lord Heartleß wird von Werbern gepreßt und gemißhandelt. — Zu Anfange des zweyten Akts ist alles wegen Besorgniß feindlicher Landung in der größten Verwirrung. Alle Augenblicke kommen neue schreckende Gerüchte; diese veranlassen einige komische Zwischenscenen. Der Lieutnant Beauclerk hält Verhör über die Neugeworbenen; unter ihnen ist Wilson, durch den B. nähere Nachrichten von seiner Geliebten erhält. Lord Heartleß wird in Freyheit gesetzt. Auf einmal verlautet, daß dreytausend Franzosen gelandet sind; man

erfährt

erfährt aber bald, daß es Grubenfahrer aus Kornwallis sind, die für die Freyheit ihres Vaterlandes fechten wollen. Das Stück schließt sich mit einem Quartett der vier Hauptpersonen.

Auf der Bühne in Drurylane spielte man den 30sten Oktober zum erstenmal ein neues Schauspiel, *The Critic*, der Kunstrichter, von Hrn. Sheridan, welches viel Aufsehn machte, und bittre Satire wider die Zeitungsschreiber, Journalisten, und einige neuere Schauspieldichter enthält. — In der ersten Scene sitzen Dangle und seine Frau beym Frühstücke; jener liest die Zeitungen, und findet darin unter andern eine theatralische Anzeige, daß ein neues Trauerspiel von Hrn. Puff auf dem Drurylane-Theater in der Probe sey. Dangle freut sich über diese Nachricht; seine Frau macht ihm bey dieser Gelegenheit über seine anmaßliche Theaterkenntniß spöttische Vorwürfe. Dangle preist dagegen die Vortheile, die er durch diese Kennerschaft genießt, sein Ansehen bey den Theaterdirektoren, bey den Schriftstellern und Schauspielen, und die freye Loge für sich und seine Familie bey jeder ersten Vorstellung eines neuen Stücks. Aus diesem Gespräch wird zuletzt ein hitziges Gezänke, dem die Ankunft des Hrn. Sneer ein Ende macht, vor dessen satirischer Laune beyde sich fürchten, und daher in seiner Gegenwart ganz einig und freundschaftlich thun. Sneer kündigt sogleich durch

durch seine bittern Ausfälle auf Unternehmer, Schauspieler, und Publikum, seine sarkastische Denkungsart an; und giebt Hrn. Dangle zwey neue Stücke von ausserordentlicher Art, die er durchlesen, und denen er zur Aufführung verhelfen soll. Sir Fretful Plagiary kömmt dazu, gewohnt, sich mit fremden schriftstellerischen Federn zu schmücken, und voll eitler Selbstgefälligkeit. Sneer und Dangle demüthigen ihn durch die Nachricht, daß er neulich in einer Zeitung sehr herumgenommen, und als Ausschreiber bestraft sey. Sir Fretful geräth hierüber in Wuth; und kaum hat er sich voller Unwillen hinweg begeben, so erscheint Puff, den Dangle als einen Fremden mit Sneer bekannt macht. Puff erzählt seine Abentheuer; er ist Zeitungsschreiber, und wußte sich sonst durch allerley vorgegebene Bitten an menschenfreundliche Seelen, unter der Gestalt eines verunglückten Kaufmanns, eines Kranken, einer armen Witwe, u. s. f. einträglich Kollekten zu erschreiben. Itzt hat er sich noch vortheilhaftere Kunstgriffe, durch sinnreiche Einkleidung seiner Anpreisungen, eigen gemacht. Dangle bittet sich von Puff die Erlaubniß aus, daß sein Freund, Sneer, bey der Probe seines neuen Trauerspiels zugegen seyn dürfe. In der folgenden Scene erscheint eine italiänische musikalische Familie, und, um sich Hrn. Dangle zu empfehlen, weil sie sich bey der Oper zu engagiren wünschen, singen sie ein paar Arien. — Der zweyte und dritte Aufzug enthalten bloß die

Probe

Probe von Puff's Trauerspiel, dessen Schauplatz zu Tilbury Fort, und dessen Inhalt ein Liebeshandel ist, zwischen Tilburina, des Statthalters Tochter, und Don Ferrolo Whiskerandos, einem spanischen Prinzen. Am Ende wird der Prinz von seinem Nebenbuhler umgebracht; Tilburina wird darüber unsinnig; und das Schauspiel schließt sich mit der Verheerung der spanischen Kriegsflotte, und mit einer feyerlichen Prozession aller Flüsse in England; voran der alte Vater Themse, der auf einem Wasserwagen fährt. — Diese und andre Verzierungen der Bühne waren meisterhaft gerathen; und so waren auch die Kleider des episodischen Trauerspiels prächtig und charakteristisch. — Bey der zweyten Vorstellung erschien dieß Schauspiel mit beträchtlichen und glücklichen Aenderungen von dem Verfasser selbst; besonders waren der erste Akt, verschiedne von Puff's Reden, und manche Stellen des Trauerspiels, zu ihrem Vortheil abgekürzt. Das Stück fand überhaupt sehr viel Beyfall. — Am Abend der ersten Vorstellung erschien eine vorläufige Ankündigung dieses Schauspiels, deren Titel manchen vielleicht irre führte, der damit das Stück selbst zu kaufen glaubte: The Critic, or a Tragedy rehearsed, a Literary Catchpenny! by Way of Prelude to a Dramatic After-Piece. By *R. B. Sheridan, Esq.* With a Dedication, Preface, and Prologue. 8vo. 1 S. Kingsburg.

In Coventgarden gab man den 10ten November zum erstenmal: *The Duke of Milan*, der Herzog von Mayland, ein Trauerspiel, das ursprünglich aus Massinger's Duke of Milan, und aus Fenton's Mariamne genommen ist, die beyde fast einerley Inhalt haben. Die gegenwärtige Umarbeitung, oder Kompilation vielmehr, ist von Hrn. Cumberland. — Sforza, Herzog von Mayland ist vom Kaiser Karl V. überwunden; und wagt es, selbst ins kaiserliche Lager zu gehn, um dort über sein Herzogthum Unterhandlungen zu pflegen. Ehe er abreist, trägt er seinem Freunde, Francisco auf, im Fall er von seinem Tode hörte, seine Gemahlin die Herzoginn sogleich ums Leben zu bringen, weil er sie zu sehr liebe, um den Gedanken, daß sie einen andern heyrathen sollte, ertragen zu können. Franzisco ist selbst sterblich in die Herzogin verliebt; daher mißbraucht er jener Vertraulichkeit, und entdeckt ihr das Geheimniß, zugleich mit seiner Liebe. Sie verwirft diese letztre mit Verachtung; er stellt sich reuig, und erhält Vergebung von ihr; als aber der Herzog, mit glücklichem Erfolg, aus dem Lager zurück kömmt, vergiftet Franzisco sein Herz mit Eifersucht, und beredet ihn, seine Gemahlinn habe ihm in seiner Abwesenheit ihre Liebe angetragen. Dieß veranlaßt eine Unterredung zwischen ihr und dem Herzoge, worin sie ihre Unschuld betheurt, seinen Argwohn aber dadurch nur noch stärker macht. In seiner

Wuth

Wuth ermordet er sie, und stirbt hernach selbst, da er findet, daß sie unschuldig ist.

Den 12ten November spielte man zum erstenmal, auf eben diesem Theater, ein kleines mit Gesang untermischtes Lustspiel: *William and Nanny*, worin Erfindung und Ausführung gleich unbedeutend waren. Die Musik war von einem geschickten deutschen Tonkünstler, Herrn Baumgarten, und empfahl sich mehr durch Anmuth, als durch Originalität.

Anzeige

Anzeige

der aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Schriften, die in der Leipziger Michaelismesse, 1779, herausgekommen sind.

Amners Rich. Versuche über die sämtlichen Weissagungen Daniels, nebst Anmerkungen über die berühmtesten Erklärer derselben. gr. 8. Halle, Gebauer.

Beattie's, Jak. neue philosophische Versuche 1r. Band, mit einer Vorrede von Hrn. Prof. Meiners 8. Leipzig, Weygand.

Betrachtungen, historische und politische, über die Kolonien, besonders in Rücksicht auf die englischamerikanischen 8. Bern, Haller.

Burn's und Enfield's Sammlung von Predigten aus den besten Schriftstellern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts. 5r. Band. gr. 8. Halle, Gebauer.

Carter's Reise von Gibraltar nach Malaga; m. K. 8. Leipzig, Crusius.

Duncan's Krankengeschichte, nebst einigen Bemerkungen darüber. gr. 8. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich.

Evelina, oder eines jungen Frauenzimmers Eintritt in die Welt. 3r. und letzter Theil. 8. Leipzig, Schwickert.

Geschichte der Elise Warwick; im 2ten Theile des Lesekabinets, 8. Leipzig, Weidm. E. u. Reich.

Henriettens Briefe an Morvina. 8. Leipzig, Schwickert.

Hervey's Geschichte der Schiffarth und Seemacht Großbritanniens, von den frühesten Zeiten an bis 1779. 8. Leipzig, Schwickert.

Jortin's

Jortin's Predigten über verschiedne Gegenstände 4r. Theil. 8. Hannover, Gebr. Helwing.

König Lear. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Shakspeare, von J. C. Bock. 8. Leipzig, Hilscher.

Lowth's Jesaias, mit Anmerkungen von Joh. Benj. Koppe. 1r. Band; gr. 8. Leipzig, Weidm. E. u. Reich.

Der Mißverstand, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen. 8. Leipzig, Hilscher.

Moore's Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, in der Schweitz, und in Deutschland, in Briefen entworfen. 2 Bände gr. 8. Leipzig, Weidm. E. und Reich.

Nachrichten von Eduard Worthley Montague, Esq; 2 Theile. 8. Leipzig, ebendaselbst.

Pennant's Reise durch Schottland und die hebridischen Inseln 1r. Theil; gr. 8. Leipzig, Weygand.

Pott's Abhandlungen über verschiedne Gegenstände der Wundarzneykunst; 2 Theile; gr. 8. Dresden, Gröll.

Desselben Abhandlung von der Thränen- und Mastdarm-Fistel. 8. Ebendas.

Richardson, von der Sprache, der Literatur, und den Sitten morgenländischer Völker; mit einer Vorrede von Hrn. Prof. Eichhorn in Jena. 8. Leipzig, Weygand.

Robertson's Predigt von dem Zustande der Welt bey der Erscheinung Christi, übers. von Dr. J. P. Ebeling gr. 8. Hamburg, Herold.

Russel's Geschichte von Amerika; 2r. Band, gr. 8. Leipzig, Schwickert.

Shaftesbury's philosophische Werke; 3r. und letzter Theil. 8. Leipz, Weygand.

Sykes's Einleitung, Umschreibung, und Anmerkungen über den Brief an die Hebräer. gr. 8. Halle, Hemmerde.

Thompson's medicinische Rathpflege über mannichfaltige Krankheiten, aus dessen Briefen; übers. und mit Anmerkungen von Dr. H. M. Marcard. gr. 8. Leipzig, Weidm. E. und Reich.

West's Anmerkungen und Betrachtungen über die Geschichte der Auferstehung J. C. und derselben Zeugnisse; von J. G. Sulzer. Neue Auflage 8. Riga und Leipzig, bey Hartknoch.

Whiter's Bemerkungen über die langwierige Mattigkeit. 8. Altenburg, Richter.

II. Ver-

II.

Vermischte Aufsätze.

I.

Versuch über die alten englischen Dichter.

(Aus KNOX's Essays Moral and Literary, 2d. Edit. Lond. 1779. 8.)

Der antiquarische Geist, welcher sich ehedem bloß auf Untersuchungen über Sitten, Gebäude, schriftliche Denkmäler und Münzen der vorigen Zeiten einschränkte, hat sich itzt in England auch auch auf jene poetische Werke verbreitet, die vormals sehr bekannt und beliebt waren, allmählich aber, durch den Verfall der Sprache, und durch Einführung eines richtigern und feinern Geschmacks, in Vergessenheit gerathen sind. Mit gothischer Schrift gedruckte Bücher werden itzt mit eben der Begierde aufgesucht, womit der englische Alterthumsforscher die Geschichte eines Denkmals liest, oder eine alte angelsächsische Münze für seine Sammlung zu erhaschen sucht. Ein Volkslied, das irgend ein ungelehrter Minstrel verfertigt, und das sich einige hundert Jahre bloß durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, wird aus den Händen

des gemeinen Mannes gerettet, um einen Platz in der Sammlung des Mannes von Geschmack zu erhalten. Verse, die man noch vor wenig Jahren bloß der Aufmerksamkeit der Kinder, oder des gemeinsten und rohesten Haufens würdig hielt, werden itzt um jener kunstlosen Simplicität willen bewundert, die man ehedem Rauhigkeit und Gemeinheit nannte.

Unstreitig hat dieser Geschmack für das Publikum überhaupt viel vortheilhaftes. Eine alte rostige Münze, oder ein alter Schild, wird einen Swinton oder Rawlinson in Entzücken setzen, hingegen werden beyde mit völliger Gleichgültigkeit von dem größten Theil der Gelehrten angesehen, und von den übrigen verachtet werden. Dagegen können die ächten Schönheiten der Poesie auch selbst denen Geschmack abgewinnen, denen es völlig einerley ist, ob sie mit gothischen oder andern Lettern gedruckt, ob sie von Rowley oder Chatterton geschrieben sind. Jedem Liebhaber der Dichtkunst gefällt die geschmackvolle Sammlung des Dr. Percy, und er bekümmert sich wenig um die eigentliche Zeit, in welcher die darin enthaltnen Stücke verfertigt sind. Der Alterthumsforscher bewundert vielleicht das älteste und schlechteste Stück dieser Sammlung. Man muß ihm diese Freude gönnen; denn er hat sich ihrentwegen durch manche dunkle Blätter durcharbeiten müssen. Und der gemeine Leser nimmt Theil an dem Vergnügen, welches seine Arbeiten in diesem Fache gewähren, wenn er gleich keinen rechten Begrif von der überschwenglichen

lichen Glückseligkeit des Münzsammlers hat, der einen Otho besitzt.

Der bloß antiquarische Geschmack in der Poesie ist unstreitig ungereimt. Es ist schwerer, den Sinn vieler alten englischen Dichter zu entdecken, der in eine veraltete und ungeschmeidige Phraseologie verhüllt ist, als einen treflichen griechischen oder römischen Schriftsteller zu lesen. Solch eine Arbeit unternehmen, heißt, in einem Misthaufen nach Perlen umstören, und lauter vergebliche Mühe statt des Danks zu haben.

Die frühern englischen Dichter, deren Namen und Werke mit Recht vergessen sind, scheinen Reimerey und Posie für einerley gehalten zu haben. Und selbst den Reim behandelten sie äusserst nachlässig. Indeß waren ihre Verse noch immer gut genug für ihre Leser, unter welchen die meisten schon die Fähigkeit des Lesens für eine hohe Vollkommenheit ansahen. Sie haben ihre Zeit gehabt; und der Antiquar muß uns nicht verachten, wenn wir sie nicht geduldig durchlesen können. Wer am Lesen solcher Bücher, die Niemand liest, Geschmack findet, hat vielleicht einiges Vergnügen an der Sonderbarkeit seines Geschmacks; er sollte aber billig auch auf das Urtheil der Nation Rücksicht nehmen, nach welchem die Werke, die er bewundert, der Vergessenheit übergeben sind. Indeß er ungestört über seinem Chaucer, Gower, Lydgate und Occleve brütet, muß er uns den Eigensinn nicht verübeln, mit welchem wir unserm Homer, Virgil, Milton, und Pope getreu bleiben.

Beym Durchlesen der veralteten Gedichte unsrer englischen Barden stößt uns zuweilen eine Stelle auf, die vergleichungsweise schön ist, und desto stärker hervorschimmert, weil sie von schlechten Stellen umgeben ist. Wenn wir den damaligen rohen Zustand der Literatur, den Mangel guter Muster, den verderbten Geschmack der Leser bedenken, so ist uns schon der geringste Anschein von Schönheit auffallend. Uns schmeichelt das Bewußtseyn unsers eignen Scharfsinns, indem wir Schönheiten entdecken, welche der Kenntniß der Welt entwischt sind. Wir nehmen das Buch schon mit dem Vorsatz in die Hand, zu beweisen, daß es schätzbare Sachen enthalte. Wir wollen nicht gern, daß unsre Mühe unbelohnt bleibe. Wir wählen einige einzelne Verse aus einem langen Gedicht, und mit ein wenig kritischer Verfeinerung beweisen wir, daß sie ausnehmend schön sind. Unpartheyische Leser aber werden gern gestehen, daß sie nicht oft wahre Schönheiten genug entdeckt haben, welche die Arbeit des Aufsuchens hinlänglich belohnten.

Rowe hat gesagt, die alten englischen Barden und Minstrels hätten sich oft sehr weit über ihre Nachfolger hinausgeschwungen; und es ist wahr, daß die Balladen und Volkslieder, welche in dem Munde der Landleute zu beyden Seiten des Tweed sind, etwas unwiderstehlich einnehmendes an sich haben. So gemein, so rauh und ungeschmückt sie auch sind, so rühren sie doch das Herz. Viele darunter sind musikalisch, wenn man sie nach der

Absicht

Absicht ihrer Verfasser zu lesen weiß. Sie haben in den Ohren und Herzen eines ganzen Volks Beyfall gefunden, und müssen daher, trotz dem kalten Gefühl des Kunstrichters, für schön erklärt werden. Addison machte sie zuerst unter den Gelehrten, durch sein Lob der Chevy-Chace, bekannt. Er setzte ihre Schönheiten dadurch ins Licht, daß er sie mit den Klassikern verglich. Hiedurch erregten sie freylich die Aufmerksamkeit des klassischen Lesers; es wäre aber doch die Frage, ob man nicht besser thäte, sie als Originale zu betrachten, und sich, um ihnen allgemeinen Beyfall zu verschaffen, auf das ächte Gefühl der Natur zu berufen. Denn in der That, wenn man sie, als Gedichte genommen, mit den korrekten Werken Virgils oder Horazens vergleicht, so macht die barbarische Sprache, worin sie geschrieben sind, daß sie in einem nachtheiligen Lichte erscheinen. Ausserdem ist es unstreitig für den Liebhaber der schönen Literatur ein angenehmes Geschäfte, die Zusammentreffung der Gedanken zu bemerken, welche man in Werken des Genies gewöhnlich antrift, die zu verschiednen Zeiten von Männern geschrieben sind, die nicht wohl einander nachahmen konnten. Der Philosoph erhascht mit Freuden diese Erscheinung, weil sie ihm zur Erläuterung einer merkwürdigen Wahrheit in Ansehung des menschlichen Verstandes behülflich ist, daß nämlich alle Leute von fast gleichen Fähigkeiten fast auf die nämliche Gedankenfolge gerathen, sobald sie sich unter ähnlichen Umständen befinden.

Ungeachtet des unstreitigen Werths vieler Ueberreste der englischen Poesie, läßt sichs doch wohl noch zweifeln, ob irgend einer von ihnen als die Arbeit eines neuen Dichters würde geduldet werden. Als eine gute Nachahmung der alten Manier würde solch ein Gedicht seine Bewunderer finden; allein für sich, als ein Original genommen, würde man es für eine nachläßige, gemeine, kunstlose Arbeit erklären. Es giebt wenig Leute, die nicht Hrn. Percy's eigne Ballade, und die von andern neuern Dichtern, mit grösserm Vergnügen lesen sollten, als die älteste Ballade in der Sammlung dieses sinnreichen Schriftstellers.

Das poetische Genie zeigte sich im grossen Glanz unter den Schotten zu einer Zeit, da es in England verdunkelt war. In einer der unfruchtbarsten Perioden der englischen Literatur schrieben Dunbar, Douglas, und Lyndsay ungemein schön in dem wahren Geiste der Originalpoesie. Ihnen fehlte nur eine beßre Sprache, und ein dauerhafterer Dialekt, um klassische Dichter der Nation zu werden. Bey allen ihren Schönheiten ist es doch schwer, sie anhaltend zu lesen; denn die Nothwendigkeit, immerfort das Glossarium zu Rathe zu ziehen, kühlt den Eifer gar sehr, welchen vielleicht die Lesung einer schönen Stelle erregt hat, und bringt den ermüdeten Leser dahin, seine Zuflucht zu neuern Büchern zu nehmen, deren gleich reines Gold sich ohne die Mühe eines analytischen Prozesses ausziehen läßt.

Wir leben itzt in einem Zeitalter des literarischen Betruges. Es ist in der That ein charakteristisches

Merkmal

Merkmal von einer weit gekommenen Periode der Wissenschaften und des Geschmacks, wenn die verschiednen Gattungen der Schreibart, in jedem Fache, schon von andern bearbeitet sind, daß man zu Erdichtungen und Unterschleifen seine Zuflucht nimmt, um Aufsehen zu machen. Dieß muß ein Jeder wissen, der mit dem itzigen Zustande der englischen Literatur bekannt ist. Chatterton, ist zwar der beste, aber nicht der einzige Nachahmer und vorgeblicher Wiederhersteller unsrer alten Dichter.

Jedermann wird zugeben, daß man eine Schrift billig nach ihrem absoluten, und nicht nach ihrem relativen Werthe schätzen muß. Und doch pflegt man ein Gedicht, welches, so lange man glaubt, es sey vor drey oder vierhundert Jahren geschrieben, überall gelesen und bewundert wird, sogleich nicht mehr zu achten, sobald man entdeckt hat, daß es eine neue Arbeit ist. Daß es seinen Werth in den Augen des Antiquars verlieren muß, wenn man gefunden hat, daß der darauf befindliche Rost nachgemacht sey, ist kein Wunder; aber man sollte doch billig vermuthen, daß der Mann von Geschmack es immer noch, auch nach der Entdeckung, zu bewundern fortfahren würde. Wiewohl es dabey doch gewiß ist, daß die mehresten so viel antiquarischen Geist haben, daß sie ein Vergnügen mehr empfinden, wenn Vortreflichkeit und Alterthum mit einander verbunden sind. Vermittelst einer gewissen Anstrengung der Einbildungskraft versetzen wir uns in das Zeitalter des Dichters, und haben dabey

tausend

tausend aufsteigende Nebenideen, welche seiner Arbeit Schönheiten ertheilen, die ihr an sich selbst nicht eigen sind.

Der antiquarische Geschmack in der Poesie mag übrigens gegründet oder ungegründet seyn, so gewährt er doch denen, die ihn besitzen, eine vorzügliche und angenehme Unterhaltung. Irrthümer in Sachen des blossen Geschmacks sind in ihren Folgen für die menschliche Gesellschaft ganz unschädlich. Sie thun an sich nichts dazu, irgend ein Interesse zu stören, oder die guten Sitten zu verderben. Da sie also nicht leicht allgemein werden können, so muß man sie billig nie mit Bitterkeit angreifen. Streitigkeiten in der gelehrten Republik, die mit dem politischen Staate nicht zu vergleichen ist, sollten billig sittsam und nachsichtig geführt werden. Jene menschliche Denkungsart, welche ein glücklicher gelehrter Fleiß einflößt, sollte billig schon von selbst ein vertragsames und edelmüthiges Verhalten in gelehrten Streitigkeiten zur sichern Folge haben. Und doch ist gemeiniglich das Gegentheil der Fall gewesen. Bentley, Middleton, Warburton, haben zuweilen einer rachsüchtigen Denkungsart weit freyern Lauf gelassen, als es die Gränzen erlauben, die sie als Christen und als Gelehrte müssen gekannt und gebilligt haben. Die Zuschauer jener gegenseitigen Erbitterung in den Mißhelligkeiten der Gelehrten müssen, wenn sie nicht wußten, wovon eigentlich die Rede war, wohl gedacht haben, daß es dabey auf Dinge ankäme, die auf Leben, Glück, oder

guten

guten Namen den stärksten Einfluß hätten. Und dann muß sich Verachtung oder Unwille bey ihnen geregt haben, wenn sie fanden, daß es auf nichts weiter ankam, als auf die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit griechischer Accente, auf die Aechtheit irgend eines läppischen Buchs, auf die Richtigkeit einer muthmaßlichen Verbesserung, und andre Kleinigkeiten, die im geringsten nichts dazu beytragen konnten, der Wissenschaft oder der menschlichen Gesellschaft zu nützen oder zu schaden.

2.
Einige Anekdoten
aus
Pope's Leben, von O. Ruffhead.

1.

Die Königin Karolina äusserte einmal ihren Vorsatz, Hrn. Pope zu Twitenham mit einem Besuche zu beehren. Seine Mutter war damals noch am Leben; und damit ihr dieser Besuch keinen Verdruß verursachen möchte, der Gefahr wegen, die er für seine Religionsgrundsätze von einer nähern Verbindung mit dem Hofe zu fürchten hatte; so bat er sich mit grosser Ehrerbietung die Erlaubniß aus, diese Ehre von sich ablehnen zu dürfen. Einige Jahre hernach, da seine Mutter schon gestorben war, beehrte ihn der Prinz von Wallis mit einem Besuch. Als Pope ihn am Ufer empfieng, bezeugte er ihm sein dankbares Gefühl der ihm hiedurch erwiesenen Ehre in sehr schicklichen Ausdrücken, verbunden mit den ehrerbietigsten Bezeugungen treuer Ergebenheit. Der Prinz antwortete ihm: „Recht sehr gut; aber wie verträgt sich Ihre Liebe zu einem Prinzen mit Ihrer bekannten Abneigung gegen Könige? Denn mit der Zeit werden doch Könige aus Prinzen!„ — „Mein Prinz, versetzte Pope, ich stelle mir die Königswürde unter dem edeln und geweichten Bilde eines Löwen vor. So lang' er noch jung ist, und

die Klauen ihm nicht gewachsen sind, darf man ihm noch nahe treten, und ihm sicher und mit Freuden liebkosen.,,

2.

Lord Oxford war, als Minister, sehr nachlässig, wenn anders das, was Lord Bolingbrocke seinen Freunden von ihm zu sagen pflegte, gegründet war. Auch setzte er hinzu, Oxford sey im Umgange leicht betroffen und verlegen, und überhaupt seiner Stelle nicht gewachsen gewesen. Er war gewohnt, fast täglich nichtssagende Verse vom Hofe an den Scriblerus-Klub zu schicken, zu welchem Swift, Arbuthnot, Parnell, Pope, und zuweilen Gay, gehörten. Er pflegte auch diesen Klub fast alle Abend zu besuchen, und, selbst in der äusserst kritischen Lage der wichtigsten Angelegenheiten, von unbedeutenden Dingen zu plaudern. Der Neid selbst muß indeß gestehen, daß dieser Lord, während seiner Widerwärtigkeiten, sich ungemein gesetzt und standhaft bewiesen hat.

3.

Als Parnell von Swift bey dem Lord Schatzmeister Oxford eingeführt war, und durch Pope's Hülfe sich bey demselben in Gunst gesetzt hatte, fieng er bald an, ehrgeizige Absichten zu hegen. Am meisten suchte er sich durch populäres Predigen hervorzuthun. Er hatte Talente dazu, und fieng an, sich an den Versammlungsplätzen in Southwark und London hervorzuthun, als der Königin plötzlicher

Tod alle seine Aussichten zerstörte, und das zu einer Zeit, da der Ruhm im Predigen der kürzeste Weg zur Beförderung war. Dieser unglückliche Vorfall benahm ihm allen Muth; er überließ sich dem Trunk, wurde blödsinnig, und endigte bald darauf sein Leben.

4.

Sein Freund, Fenton, hatte gleiches Unglücke — Pope war sehr vertraut mit dem jüngern Craggs, als derselbe Staatsminister war. Craggs hatte eine schlechte und nachlässige Erziehung gehabt. Er besaß viele Talente; und theils aus Beschämung über seinen Mangel an gelehrten Kenntnissen, theils aus Gefühl ihrer Brauchbarkeit, bat er Hrn. Pope, nicht lange vor seinem Tode, ihm einen beschridnen, klugen und gelehrten jungen Mann vorzuschlagen, den er ins Haus nehmen wollte, um ihm in Sprachkenntnissen Hülfe und Unterricht zu ertheilen. Pope schlug Fenton vor, den der Minister auch zu sich nahm, und der alle seine Erwartungen befriedigte; so, daß Fenton sich seine völlige Gunst erworben hatte, und sein Glück für gemacht hielt, als der Minister an den Blattern starb, und Fenton's Hofnungen auf einmal ein Ende hatten.

5.

Rowe behauptete, nach Pope's Urtheil, einen anständigen Charakter; es fehlte ihm aber an Herz. Addison hielt sich mit Recht von ihm durch ein Betragen beleidigt, welches von diesem Mangel herrührte,

rührte, und entfremdete sich von ihm. Dieß war für Rowe äusserst empfindlich. Pope, ihr gemeinschaftlicher Freund, der das wußte, nahm einmal, bey Addison's Beförderung, Gelegenheit, ihm zu sagen, wie sehr den armen Rowe sein Mißfallen kränkte, und wie vergnügt er über Addison's Glück wäre. Er hätte ihm das auf eine so natürliche Art bezeugt, daß er ihn nicht anders als für aufrichtig hätte halten können. Addison erwiederte: Ich vermuthe freylich auch nicht, daß er sich verstellt hat; aber sein Herz ist so leichtsinnig, daß ihn jeder neue Vorfall in Bewegung setzt; und es würde gerade den nämlichen Eindruck auf ihn machen, wenn er hörte, ich sollte gehangen werden. Pope sagte, er könne freylich nicht leugnen, Addison kenne Rowe von Grund aus.

6.

Swift hatte einen Widerwillen gegen Vanbrugh, ohne ihn zu kennen, und that in ein paar Gedichten bittre satyrische Ausfälle auf ihn. Pope fand dieß unbillig, und verwies es seinem Freunde bey dieser Gelegenheit. Swift sagte, er halte Vanbrugh für einen Stutzer und Gecken. Aber, antwortete Pope, Sie kennen ihn ja gar nicht von Person! Vanbrugh ist gerade das Widerspiel von dem allen, und der leichteste, sorgloseste Schriftsteller und Geschellschafter von der Welt. Und dieß war auch, wie er einem vertrauten Freunde versicherte, die lautre Wahrheit. Er setzte hinzu, Vanbrugh habe so gebauet und geschrieben, wie es ihm gerade

in den Sinn kam, oder wie diejenigen, für die er baute oder schrieb, es haben wollten. Gefiel ihnen seine Arbeit, so war seine Absicht erreicht; gefiel sie ihnen nicht, so hatten sie sichs selbst zu danken. Er maßte sich keine grosse wissenschaftliche Kenntniß in der Baukunst an; und er schrieb, ohne auf die kritische Kunst sehr zu achten. Er redete einmal mit Pope über die Fabeln in seinem Lustspiel, Aesop; und Pope sagte ihm: Prior heißt, wegen seiner Erzählungen der englische Fontaine; nichts kann unähnlicher seyn. Aber Ihre Fabeln haben den wahren Geist dieses berühmten französischen Dichters. — Das mag wohl seyn, versetzte Vanbrugh; aber ich schwöre Ihnen, ich habe Fontaine's Fabeln in meinem Leben nicht gelesen.

7.

Nach Pope's Urtheil hatte Dr. Young viel erhabenes Genie, aber zu wenig kühle Ueberlegung; und daher wäre sein Genie ohne Führer, und beständig in Gefahr, in Bombast auszuarten. Young wurde daher in seiner Jugend als ein närrischer Kopf angesehen, über den sich Peers und Dichter zuweilen lustig machten. Sein gutes Herz aber setzte ihn in Stand, die Würde eines Geistlichen, als er sie erhielt, anfänglich mit Anstand, und hernach mit Ehre, zu bekleiden.

Der Mangel philosophisch zusammenhängender Gedanken bey diesem sinnreichen Schriftsteller, dessen Einbildungskraft so äusserst fruchtbar war, verursachte

ursachte bey ihm jene Abwesenheit und Zerstreuung in Gesellschaften, die man sonst oft bey philosophischen Köpfen, wegen ihres Ueberflusses an solchen Gedanken, bemerkt hat. Da aber diese seine Zerstreuung zugleich sehr lächerlich zu seyn pflegte, so fand sie nicht nur Entschuldigung, sondern oft auch Beyfall. Er gab, sein ganzes Leben hindurch, viele wunderbare Beweise dieser Wendung, oder vielmehr dieser Schwäche seines Geistes; nur einer davon wird hier genug seyn. Als er sich zum geistlichen Stande entschlossen hatte, bemühte er sich, als ein rechtschafner Mann, um die besten Anleitungen zum theologischen Studiren. Aber an wen wandte er sich in dieser Absicht? Man glaubt vielleicht, an Sherlock, oder Atterbury, an Burnet, oder Hare? — Nichts weniger; sondern an Pope, der ihm, aus Possen, den Thomas Aquinas vorschlug. Mit diesem Schatze begab er sich, um vor aller Störung sicher zu seyn, nach einer ganz versteckten Gegend in der Vorstadt. Da sein Rathgeber in einem halben Jahre nichts weiter von ihm hörte, und besorgte, er möchte den Spaß zu weit getrieben haben; so suchte er ihn auf, und fand ihn noch eben zeitig genug, um einer unersetzlichen Zerrüttung seines Verstandes zuvorzukommen.

3.

Dr. Oliver Goldsmith's Lebensumstände.

Oliver Goldsmith wurde zu Roscommon in Irland, im Jahr 1731, geboren. Sein Vater, der ein kleines Landgut daselbst besaß, hatte neun Söhne, von welchen Oliver der dritte war. Anfänglich ward er zum geistlichen Stande bestimmt, und, nachdem er in der klassischen Literatur sehr wohl unterrichtet war, wurde er, in dieser Absicht, mit seinem Bruder, dem Ehrw. Heinrich Goldsmith, in das Trinitätskollegium zu Dublin, gegen Ausgang des J. 1749, gegeben. In dieser gelehrten Pflanzschule blieb er einige wenige Jahre, und nahm hernach die Würde eines Bakkalaureus an. Da aber sein Bruder keine Beförderung erhalten konnte, nachdem er das Kollegium verlassen hatte, so legte sich Oliver, auf Anrathen des Dechants Goldsmith von Cork, auf die Arzneywissenschaft, hörte zu Dublin einige Kursus anatomischer Vorlesungen, und gieng im Jahr 1751 nach Edinburg, wo er die verschiednen Theile der Arzneygelahrtheit unter den Professoren der dortigen Universität studirte, die mit Recht unter die ersten Schulen der Medicin in ganz Europa gezählt wurde. Seine gutthätige Denkungsart verwickelte ihn gar bald in unerwartete Schwierigkeiten; und er sah sich genöthigt,

genöthigt, Schottland in aller Eile zu verlassen, weil er sich anheischig gemacht hatte, eine beträchtliche Summe Geldes für einen andern Studierenden zu bezahlen.

Wenig Tage nachher, zu Anfange des Jahrs 1754, kam er nach Sunderland, unweit Newcastle, wo man ihn auf Ansuchen eines gewissen Barclay, Schneiders in Edinburg, in Verhaft nahm, bey dem er für seinen Freund gut gesagt hatte. Durch die Gewogenheit Hrn. Laughlin Maclane's, Esq; und Dr. Sleighs, die damals in dem Kollegium studirten, wurde er bald aus den Händen der Gerechtigkeit befreyt, und nahm seinen Weg am Bord eines holländischen Schiffes nach Rotterdam, wo er, nach einem kurzen Aufenthalt, weiter nach Brüssel abgieng. Er besuchte darauf einen grossen Theil von Flandern, brachte einige Zeit in Straßburg und Lovain zu, wo er Bakkalaur der Medicin wurde, und begleitete darauf einen jungen Engländer nach Genf.

Es ist ganz ausgemacht, daß dieser so geschickte, unglückliche Mann seine Reise größtentheils zu Fusse gethan hat. Er hatte England mit sehr wenig Geld verlassen; und, da er philosophisch dachte, und damals einen Körper hatte, der alles Ungemach vertragen konnte, und ein Herz, das so leicht von keiner Gefahr erschreckt wurde; so ward der Vorsatz bey ihm zum Enthusiasmus, sich mit den Sitten der verschiedenen Länder bekannt zu machen. Er hatte einige Kenntnisse in der französischen Sprache,

und in der Musik; er blies ziemlich gut die Flöte; und diese wurde nun aus einem Zeitvertreibe zuweilen ein Mittel zu seinem Unterhalt. Seine Gelehrsamkeit verschafte ihm eine gastfreye Aufnahme in den meisten Klöstern; und seine Musik machte ihn den Landleuten in Flandern und Deutschland willkommen. „So oft ich in die Nähe eines Bauerhauses, bey einbrechender Dämmerung, kam — pflegte er zu sagen — spielte ich eins von meinen lustigsten Stücken; und dadurch verschafte ich mir gemeiniglich nicht nur eine Herberge, sondern auch Unterhalt auf den folgenden Tag; aber dagegen kann ich versichern, so oft ich versuchte, Personen von höherm Range zu unterhalten, so fanden sie allemal mein Spielen höchst widerlich, und gaben mir für mein Bemühn, ihnen zu gefallen, nicht die geringste Erkenntlichkeit.„

Bey seiner Ankunft in Genf wurde er als ein geschicktes Subjekt zum Reisehofmeister eines jungen Menschen empfohlen, der unvermuthet eine ansehnliche Summe Geldes von seinem Oheim, Herrn S — —, geerbt hatte. Dieser Jüngling, der vorher noch unter einem Vormund stand, entschloß sich, beym Empfange seiner Erbschaft, die Welt zu sehen; und, da er in dieser Absicht einen Hofmeister annahm, sorgte er gleich dafür, daß er die Erlaubniß erhielt, sein Geld selbst in Händen zu haben. Goldsmith fand auch bald, daß sein Untergebener die Aufsicht über Geldsachen ungemein wohl verstand, weil gerade der Geiz seine herrschende Leidenschaft war.

So lange Goldsmith sich in der Schweitz aufhielt, übte er beständig sein poetisches Talent, wovon er schon in dem Kollegio zu Edinburg einige auffallende Proben gegeben hatte. Von hier aus sandte er den ersten Entwurf seiner so schönen Epistel, *The Traveller*, (der Reisende) an seinen Bruder, den Prediger, nach Irland, welcher Ruhm und Glück aufgeopfert, und sich mit einer liebenswürdigen Frau in die Einsamkeit begeben hatte, worin er bloß von einem jährlichen Einkommen von vierzig Pfund, verborgen und glücklich lebte.

Von Genf aus besuchte Hr. Goldsmith mit seinem Untergebenen das südliche Franreich, wo der junge Herr, wegen einiger Mißhelligkeiten mit seinem Hofmeister, ihm das wenige Gehalt auszahlte, das ihm noch gehörte, und von Marseille aus nach England hin zu Schiffe gieng. Unser Wanderer war nun abermals der weiten Welt Preis gegeben, und hatte eine Menge von Beschwerden auf seiner Reise durch den größten Theil von Frankreich auszustehen. Als zuletzt seine Neugier befriedigt war, nahm er seinen Weg nach England, und kam im J. 1758, zu Anfange des Winters, in Dover an.

Mit seinen Finanzen stand es bey seiner Rückkehr nach England so schlecht, daß er nur mit genauer Noth London erreichen konnte, da seine ganze Kasse sich nicht höher, als auf ein paar Halbpfennige, belief. In London war er völlig fremd, und seine Seele war voll von den finstersten Gedanken über seine verworrene Lage. Er wandte sich an verschiedne Apotheker, in Hofnung, als Provisor angenommen

zu werden; aber sein voller irländischer Accent, und sein unangenehmes äusserliches Ansehen, zogen ihm bey den meisten Medicinern Spott und Verachtung zu. Indeß wurde doch den Tag darauf ein Chymist, unweit der Fischstrasse, von seinen traurigen Umständen, und der Simplicität seines Betragens, gerührt, und nahm ihn in sein Laboratorium, wo er so lange blieb, bis er erfuhr, daß sein alter Freund, Doktor Sleigh, in London war. Dieser empfieng ihn mit der wärmsten Freundschaft, und that ihm das freygebige Anerbieten, seine Börse so lange mit ihm zu theilen, bis er ihm irgend eine Versorgung schaffen könnte. Goldsmith, der seinem Freunde nicht gern zur Last seyn wollte, nahm kurz darauf mit Freuden den Antrag an, ein Gehülfe des verstorbnen Dr. Milner, beym Unterricht der jungen Leute auf der Akademie zu Peckham, zu werden, und erwarb sich darin durch sein Betragen eine Zeitlang des Doktors völlige Zufriedenheit. Da er sich aber durch die Recensionen, die er für das *Monthly Review* geschrieben, einigen Ruf erworben hatte, so nahm ihn Hr. Griffiths, der vornehmste Eigenthümer dieses Journals, zum Sammler desselben an; und mit dem Vorsatz, sich ganz der Schriftstellerey zu widmen, gieng er nun wieder nach London, wo Geschicklichkeiten jeder Art allemal erkannt und belohnt werden. Hier nahm er sich vor, äusserst eingezogen zu leben, und miethete eine Wohnung in Green Arbour-Court, wo er verschiedne witzige Schriften ausgearbeitet hat. Der ver-

verstorbene Buchhändler Newbery, der damals junge Gelehrte sehr aufmunterte, wurde eine Art von Gönner unsers jungen Schriftstellers, und nahm ihn zum Mitarbeiter an dem *Public Ledger* an, worin sein *Citizen of the World* *) zuerst, unter der Aufschrift Chinesischer Briefe, ans Licht trat.

Itzt schien das Glück etwas mehr auf einen Mann zu merken, den es lange ganz vernachläßigt hatte. Die Simplicität seines Charakters, die Aufrichtigkeit seines Herzens, und das Verdienst seiner Schriften, machte seinen Umgang vielen verehrungswerthen Personen sehr angenehm; und er zog aus den armseligen Zimmern in der Nähe des Old Bailey, in die feinere Luft des Temple, wo er sich ganz hübsche Zimmer miethete, und auf einen bessern Fuß lebte. Auf die Bekanntmachung seines Reisenden, seines Dorfpriesters von Wakefield, und seiner Briefe über die Geschichte von England, folgte bald hernach die Vorstellung seines Lustspiels, der gutherzige Mann, auf der Bühne in Coventgarten, und er kam dadurch in den ersten Rang der neuern englischen Dichter.

Unser Doktor — denn so hieß er itzt überall — hatte beständigen Anlauf von seinen unglücklichen Landsleuten, deren Noth er, so viel als möglich,

*) Man hat sie unter dem Titel: Briefe eines Chinesischen Weltweisen an seine Freunde in den Morgenländern, Leipzig 1763. 8v. ins Deutsche übersetzt.

lich, immer abzuhelfen suchte; und man weiß, daß er oft selbst keine Guinee übrig behalten hat, um nur fremden Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen.

Noch einen Zug in seinem Charakter müssen wir unsern Lesern darlegen. Vor der Bekanntmachung seines entvölkerten Dorfs, hatte der Buchhändler ihm eine Anweisung auf hundert Guineen für das Manuskript gegeben. Goldsmith erwähnte dieß, wenig Stunden hernach, gegen einen von seinen Freunden, der die Anmerkung machte, das sey eine sehr grosse Summe für ein so kurzes Gedicht. Wahrhaftig, versetzte er, das dünkt mir auch; es ist viel mehr, als der ehrliche Mann geben kann, oder das Stück werth ist; ich habe auch keine Ruhe gehabt, seitdem ichs in Händen habe. Ich will darum wieder hin gehn, und ihm seine Anweisung wieder geben. Und dieß that er auch wirklich, und überließ es ganz dem Buchhändler, ihm nach Maaßgebung des Vortheils zu bezahlen, den ihm der Verkauf des Gedichts einbringen würde; welcher auch sehr ansehnlich war.

Bey der letzten Probe seines Lustspiels: Sie läßt sich herab um zu siegen, von der sich Hr. Colman keine gute Aufnahme versprach, verbat sich Dr. Goldsmith die Wiederholung einer Rede des Tony Lumpkin, weil er fürchtete, sie möchte dem Stücke schaden. Hr. Colman, als Entreprenneur, erwiederte darauf sehr bitter; „Hoho! mein lieber Doktor, fürchten Sie sich

doch

doch nicht vor Raketen, da wir fast schon ganze zwey Stunden auf einer Tonne Schießpulver sitzen.„ Man nahm indeß doch das Stück, wider Hrn. Colman's Erwartung, mit ungemeinem Beyfall auf; und Goldsmith's Stolz wurde durch die Bitterkeit der obigen Antwort dergestalt beleidigt, daß seine Freundschaft mit dem Manne, der sie ihm gab, dadurch völlig ein Ende nahm.

Ungeachtet des häufigen Abgangs seiner Schriften, wovon einige, wie man zuverläßig versichert, ihm 1800 Pfund in Einem Jahr einbrachten, kamen seine Umstände doch im geringsten in keine glückliche Lage. Die Schuld davon lag zum Theil an seiner freygebigen Denkungsart, und zum Theil auch an einem unglücklichen Hange zum Spiel, von dessen Künsten er sehr wenig wußte, und folglich allemal die Beute derer wurde, die schlecht genug dachten, um sich seine Unwissenheit zu Nutze zu machen.

Kurz vor seinem Tode hatte er sich vorgenommen, ein allgemeines Wörterbuch der Künste und Wissenschaften auszuarbeiten, wozu er den Entwurf wirklich drucken ließ, und unter seinen Bekannten vertheilte. Verschiedne von seinen gelehrten Freunden, vornehmlich Sir Josua Reynolds, Dr. Johnson, Hr. Beauclerc, und Hr. Garrick, hatten ihm dazu die Beyträge einiger Artikel über verschiedne Materien versprochen. Er hatte sich von dem Erfolg dieser Unternehmung die herrlichsten Hoffnungen gemacht. Sie

fand

fand aber nicht die Ermunterung von Seiten der Buchhändler, die er sich ganz gewiß versprach; und er pflegte diesen Umstand fast bis zur letzten Stunde seines Lebens zu beklagen.

Er war einige Jahre hindurch, zu verschiedenen Zeiten, mit einer heftigen Strangurie geplagt gewesen, die nicht wenig zur Verbitterung seiner letzten Lebenszeit beytrug, und die verbunden mit den Drangsalen, die er bey andern Gelegenheiten erfuhr, eine Art von beständiger Muthlosigkeit bey ihm hervorbrachte. In diesem unglücklichen Zustande überfiel ihn ein Nervenfieber, welches nicht gehörig behandelt wurde und sich daher mit seiner Auflösung endigte, nämlich am 4ten April, 1774, im drey und vierzigsten Jahre seines Alters. Seine Freunde, die sehr zahlreich und angesehen waren, hatten sichs vorgenommen, ihn in der Westminsterabtey zu begraben, wo eine Tafel ihm zu Ehren sollte errichtet werden. Die Decke seiner Baare sollte von Lord Shelburne, Lord Louth, Sir Josua Reynolds, Hrn. Beauclerc, Burke, und Garrick, getragen werden; allein aus Ursachen, die wir hier nicht anführen können, gab man dieß Vorhaben wieder auf, und sein Leichnam wurde in aller Stille auf dem zum Temple gehörigen Gottesacker beygesetzt.

Sein Charakter wird durch den Vers beym Pope sehr ins Licht gesetzt: *)

Mann

*) In wit a Man, ſimplicity a child.

Mann an Verstand; Kind an Simplicität.

Die gelehrte Musse, die er so sehr liebte, wurde allzu oft durch seine Widerwärtigkeiten unterbrochen, die von seiner Offenherzigkeit herrührten, und die ihn zuweilen zu lauten, heftigen Aeusserungen brachten. Allein diese Heftigkeit verlor sich, sobald er nur einen Augenblick nachdachte; und man weiß, daß seine Bedienten ihm bey solchen Gelegenheiten mit Fleiß in den Weg gekommen sind, um gleich hernach davon Vortheil zu ziehen; denn wer so glücklich war, einen Verweis zu bekommen, der konnte hernach ganz sicher auf eine Belohnung rechnen. Seine fehlschlagenden Hoffnungen machten ihn zu andern Zeiten mißvergnügt und verdrießlich; und sehr oft verlies er auf einmal eine zum Abendessen versammelte Gesellschaft seiner Freunde, um nach Hause zu gehn, und über seinen Unglücksfällen zu brüten. Ein Umstand, der nicht wenig zur Verschlimmerung seiner Krankheit beytrug.

Die allgemeine Achtung gegen seine Gedichte, und das wiederholte Vergnügen, welches ihre Durchlesung gewährt, ist eine sichre Probe ihres Verdienstes. Er war ein sorgfältiger und richtiger Beobachter der Natur, glücklich in der Wahl seiner Bilder und seiner Materien, und eben so glücklich in der Harmonie des Verses. Seine unangenehme Lage erlaubte ihm zwar nicht, an viele seiner Arbeiten die letzte Hand zu legen; indeß verdienen doch unstreitig sein Einsiedler, sein Reisender, und sein Entvölkertes Dorf, ei-

ne

ne Stelle unter den vollendetesten Gedichten in englischer Sprache.

Der Sammler dieser Anekdoten kann sie nicht ohne die Erklärung schliessen, daß man in England schon mancherlerley Nachrichten von diesem geschickten Manne gegeben hat; daß aber die gegenwärtigen alle auf Thatsachen gegründet, und von einem gesammelt sind, der mit ihm viele Jahre hindurch auf den freundschaftlichsten Fuß lebte, und der nie einen Kummer so empfindlich fühlte, als den, welchen ihm sein Tod verursachte.

4.

Dr. Samuel Johnson's

biographische und kritische Nachrichten von einigen englischen Dichtern. *)

Roscommon.

Wentworth Dillon, Graf von Roscommon wurde in Irland, während der Statthalterschaft Strafford's geboren, der ihn zur Taufe hielt, und ihm seinen Zunamen gab. Sein Vater war von Usher zur protestantischen Religion bekehrt worden; und als die päbstliche Rebellion ausbrach,

*) S. Prefaces biographical and critical, to the Works of the English Poets, by SAM. JOHNSON. Vol. IV.

brach, glaubte Strafford, diese Familie sey wegen der Wuth der Irländer in grosser Gefahr, ließ daher seinen Pathen zu sich hohlen, und ihn nach seinem Landsitz in Yorkshire bringen, wo er im Latein unterrichtet wurde, welches er so gut lernte, daß er es rein und zierlich schrieb, ob er gleich niemals im Stande war, die grammatikalischen Regeln zu behalten.

Diese Nachricht ertheilt Fenton, aus dessen Anmerkungen über den Waller das meiste von diesen historischen Umständen entlehnt werden muß, wiewohl ich nicht weiß, ob alles, was er erzählt, seine Richtigkeit hat. Der Lehrer, der, wie er meldet, den jungen Roscommon unterrichtete, war ein gewisser Dr. Hall, worunter er nicht den berühmten Hall verstehen kann, der damals ein alter Mann, und Bischof, war.

Als das Ungewitter auch über Strafford ausbrach, war sein Haus kein Obdach mehr; und Dillon gieng, auf Usher's Anrathen, nach Caen, wo damals die Protestanten eine Universität hatten, und setzte unter Bochart sein Studieren fort.

Der junge Dillon, der unter Bochart studiren sollte, und dem damals schon ein grosser Fortgang in gelehrten Kenntnissen zugeschrieben wird, konnte nicht mehr als neun Jahr alt seyn. Strafford übernahm 1633. die Statthalterschaft von Irland, und kam acht Jahre darauf ums Leben. Daß er nach Caen geschickt wurde, ist gewiß;

wiß;

wiß; daß er aber schon damals sehr gelehrt gewesen sey, daran läß sich zweifeln.

Zu Caen soll er eine übernatürliche Kundschaft von seines Vaters Tode gehabt haben:

„Als Lord Roscommon ein Knabe von 10 Jahren war, und sich zu Caen in der Normandie aufhielt, war er eines Tages ganz ausschweifend lustig, spielte, hüpfte, und sprang über Tische und Bänke. Er war sonst still und sittsam genug; und man sagte: Gott verhüte, daß ihm das nur kein Unglück bedeute! In der Hitze seiner Ausgelassenheit schrie er: Mein Vater ist todt! Vierzehn Tage hernach kamen Briefe aus Irland, daß sein Vater gestorben war. Ich habe diese Nachricht von Hrn. Knolles, der sein Hofmeister, und damals bey ihm war, hernach Sekretär bey dem Grafen von Strafford wurde; und ich habe des Lords Verwandte das nämliche bestätigen hören.„ *)

Unsre itzigen Zeiten sind eben nicht geneigt, Nachrichten von dieser Art Glauben beyzumessen; und Aubrey's Name wird die gegenwärtige eben nicht glaubwürdig machen. Ich durfte sie indeß nicht auslassen, weil man nicht leicht gültigere Beweise einer Thatsache verlangen kann, als hier angeführt werden; und bloß durch Aufbewahrung solcher Nachrichten läßt sich am Ende urtheilen, wie viel auf sie zu rechnen ist. Wenn wir

*) *Aubrey's Miscellany.*

wir diesen Bericht untersuchen, so finden wir Schwierigkeiten auf beyden Seiten. Hier ist die Erzählung eines Vorfalls von einem Manne, der keinen Vortheil dabey hatte, seine Leser zu hintergehen, und der selbst nicht hintergangen seyn konnte; und dort ist, auf der andern Seite, ein Wunder, welches keine Wirkung hervorbringt. Die Ordnung der Natur wird unterbrochen, nicht um einen künftigen, sondern bloß einen entfernten Vorfall zu entdecken, dessen frühere Kenntniß für den, dem er entdeckt wird, von keinem Nutzen ist. Was sollen wir bey diesen Schwierigkeiten für einen Ausweg wählen? Sollen wir Raisonnement oder Zeugnisse verwerfen? Ich glaube, das, was Osborne vom Scheine der Heiligkeit sagt, läßt sich auf Anregungen oder Ahndungen dieser Art anwenden: „Man verwerfe sie nicht ganz; denn sie können wahr seyn; aber man glaube ihnen auch nicht leicht; denn sie können falsch seyn.„

Sowohl Englands als Irlands Lage war damals so beschaffen, daß einer, der von beyden Ländern abwesend war, sehr wenig Versuchung zur Rückkehr hatte; daher that Roscommon, als er Caen verließ, eine Reise nach Italien, und fand sein Vergnügen an den Alterthümern dieses Landes, und vorzüglich an Münzen, worin er sich ungemein viel Kenntniß erwarb.

Bey der Restauration kam er, mit den übrigen Freunden der Monarchie, wieder nach England,

land, wurde Hauptmann bey dem Corps der Pensionisten, und gerieth durch die ausschweifende Lebensart des Hofes, in die unmässigste Liebe zum Spiel, und dadurch wieder in öftre Händel. Ohne Zweifel führte ihm auch das Spiel seine gewöhnlichen Begleiter zu, Ausschweifung und Mangel.

Nach einiger Zeit nöthigte ihn eine Streitigkeit über einige von seinen liegenden Gründen, nach Irland zu gehen, wo ihn der Herzog von Ormond zum Hauptmann bey der Garde machte, und wo er einen Vorfall erlebte, den Fenton so erzählt:

„Er war zu Dublin so sehr, als jemals, mit seiner unglücklichen Spielsucht behaftet; und diese zog ihm eine Begebenheit zu, die wohl erzählt zu werden verdient. Als er vom Spieltisch nach Hause gieng, wurde er im Finstern von drey Kerlen angepackt, die ihn ermorden wollten. Der Graf wehrte sich mit so vieler Entschlossenheit, daß er den einen niederstieß. Unterdeß kam ein Fremder dazwischen, der eben vorbeygieng, und entwaffnete den zweyten; der dritte rettete sich durch die Flucht. Jener edelmüthige Beystand des Grafen war ein abgedankter Offizier, von guter Familie, und von dem besten Ruf, dem es aus Partheylichkeit des Schicksals — wie wirs gewöhnlich nennen, um den verderbten Zeiten keinen Vorwurf zu machen — sogar an einem ordentlichen Kleide fehlte, um

bey

bey Hofe mit Anstand zu erscheinen. Bey dieser Gelegenheit aber stellte ihn Graf Roscommon dem Herzoge von Ormond vor, und brachte es bey demselben durch sein dringendes Bitten dahin, daß es ihm erlaubt wurde, seine Hauptmannsstelle bey der Garde an seinen Freund abzutreten. Dieser genoß sie ungefähr drey Jahr, und nach seinem Tode gab der Herzog die Stelle an seinen edelmüthigen Wohlthäter zurück.„

Als er in Irland seine Sachen besorgt hatte, gieng er nach London zurück, wurde Stallmeister bey der Herzogin von York, und heyrathete Lady Franziska, Tochter des Grafen von Burlington, und Witwe des Obersten Courteney.

Itzt beschäftigte er seinen Geist mit gelehrten Entwürfen, und machte den Plan einer Gesellschaft zur Verbesserung der englischen Sprache, und zur Festsetzung ihrer Regeln; zur Nachahmung, wie Fenton sagt, jener gelehrten und rühmlichen Gesellschaften, die er ausser Landes hatte kennen gelernt. In diesem Entwurfe soll ihm sein Freund Dryden hülfliche Hand geleistet haben.

Eben diesen Plan erneuerte bekanntermassen Dr. Swift, als er Geistlicher zu Oxford war; er ist aber hernach nie öffentlich wieder in Vorschlag gebracht worden, obgleich damals wenigstens manche von seiner Ausführung und seinen wohlthätigen Einflüssen grosse Erwartungen hatten. Vielleicht liesse sich solch eine Gesellschaft mit leichter Mühe zusammen bringen; nur ist die Frage, ob

sie auch alles das leisten würde, was man von ihr erwartete.

Die italiänische Akademie scheint ihren Zweck erreicht zu haben. Die Sprache wurde durch sie verfeinert, und dergestalt festgesetzt, daß sie sich seitdem nur wenig verändert hat. Die französische Akademie glaubte ihre Sprache zu verfeinern, und hatte unstreitig Recht, es zu glauben; der Erfolg hat aber nicht gezeigt, daß sie dieselbe festgesetzt hat; denn das itzige Französische ist von dem im vorigen Jahrhundert sehr verschieden.

In England ließ sich von einer Akademie nicht viel erwarten. Wäre die Stelle eines Akademikers einträglich, so würde sie nach eigennützigen Absichten ertheilt werden; wäre der Beytritt mit keinen Vortheilen verknüpft, so würde man sich selten dazu entschliessen, und Niemand würde dabey die geringste Zurücksetzung erfahren. Einmüthigkeit ist unmöglich, und Zwist würde gar bald die Gesellschaft trennen.

Gesetzt aber auch, solche philologische Urtheilssprüche würden abgefaßt und bekannt gemacht; welch Ansehen würden sie haben? In völlig monarchischen Staaten hat man zuweilen durchgängige Ehrerbietung gegen alles, was durch Gewalt, und durch das Ansehn der Grösse geheiligt ist. Wie wenig das in der englischen Verfassung Statt findet, brauch' ich nicht erst zu sagen. Wir leben zu einer Zeit, in welcher es eine Art von öffentlicher Lustbarkeit ist, alle Ehrfurcht zu versagen, die sich nicht mit Gewalt erzwingen läßt. Die Verordnungen einer englischen Akademie würden

wahr-

wahrscheinlich von vielen bloß darum gelesen werden, um gewiß zu seyn, daß man sich nicht nach ihnen richte.

Daß unsre Sprache in beständiger Gefahr einer Verderbniß ist, steht nicht zu leugnen; aber wie läßt sich diesem Uebel abhelfen? Bey den itzigen Sitten der Nation würde man alles Ansehen verlachen; und so bleibt nichts übrig, als, daß jeder Schriftsteller sein eigner Kunstrichter sey.

Alle Hoffnungen neuer literarischer Institute wurden gar bald durch die zwistvollen Unruhen der Regierung K. Jakobs unterdrückt; und da Roscommon voraussah, daß dem Staat eine gewaltsame Erschütterung bevorstand, so entschloß er sich, nach Rom zu gehen, weil es, wie er sagte, „am besten sey, nahe beym Kamin zu sitzen, wenn das „Zimmer voll Rauch wäre;„ ein Satz, dessen Anwendung auf jenen Fall nicht recht deutlich zu seyn scheint.

Das Podagra verzögerte seine Reise; und er war entweder durch diesen Verzug, oder durch seine Schmerzen so ungeduldig geworden, daß er sich einem französischen Empiricker anvertraute, der ihm die Krankheit in die Eingeweide soll zurückgetrieben haben.

In dem Augenblicke seines Todes sprach er mit nachdruckvoller Stimme, welche die brünstigste Andacht verrieth, zwey Zeilen aus seiner Uebersetzung eines lateinischen Kirchenliedes, *Dies Iræ*:

My God, my Father, and my Friend,
Do not forsake me in my End!

d. i.

Gott! Vater! Freund! verlaß mich nicht,
Wenn nun mein Aug' im Tode bricht.

Er starb im J. 1684, und wurde mit grossem Pomp in der Westminsterabtey begraben.

Seinen poetischen Charakter schildert Fenton auf folgende Art:

„In seinen Schriften sehen wir das Bild ei„nes Geistes, der von Natur ernsthaft und gründ„lich war, reichlich versehen und ausgerüstet mit „allem Schmuck der Gelehrsamkeit, ohne Zwang „in die beste und schönste Ordnung gebracht. Sei„ne Einbildungskraft würde vermuthlich fruchtba„rer und lebhafter gewesen seyn, wenn seine Ur„theilskraft minder strenge gewesen wäre. Allein, „eben diese Strenge, die sich in einer männlichen, „klaren, gedrängten Schreibart äusserte, trug viel „dazu bey, ihn in der didaktischen Manier so vor„züglich zu machen, daß Niemand mit Recht be„haupten kann, es sey ihm hierin irgend ein eng„lischer Dichter gleich gekommen, ohne zugleich zu „gestehen, er sey von keinem darin übertroffen „worden. In einigen andern Dichtungsarten „scheint es seinem Genie an Feuer gefehlt zu ha„ben, um das höchste Ziel der Vollkommenheit zu „erreichen; aber, wer vermag das auch?„

Wer sollte nach dieser Beschreibung von dem Reichthum seines Geistes nicht glauben, er habe denselben in grossen Bänden und zahlreichen Werken gezeigt? Und wer wird sich, nach Durchlesung dieses Charakters, nicht wundern, wenn er findet, daß alle die Proben dieses Genies, dieser

Kennt-

Kenntniß, und Urtheilskraft, nicht hinreichend sind, ein einziges Buch auszumachen, oder anders zu erscheinen, als in Verbindung mit den Werken irgend eines andern Dichters von eben dem geringen Umfange? Aber so gehts gemeiniglich, wenn man Charaktere schreibt; wir wissen etwas, und denken uns das übrige hinzu. Die Anmerkung, daß seine Einbildungskraft vermuthlich fruchtbarer und lebhafter gewesen seyn würde, wenn seine Urtheilskraft minder strenge gewesen wäre, liesse sich von einem etwas sophistischen Glossenmacher durch eine entgegengesetzte Vermuthung beantworten, daß nämlich seine Urtheilskraft wahrscheinlich weniger strenge gewesen seyn würde, wenn seine Einbildungskraft fruchtbarer gewesen wäre. Es ist lächerlich, Urtheilskraft der Einbildungskraft entgegen zu setzen; denn es ist noch nicht ausgemacht, daß man nothwendig von der einen desto weniger besitzen muß, je mehr man von der andern hat.

Wir müssen von Roscommon bekennen, was Fenton nicht so deutlich, als billig, erwähnt hat, und was ihm doch gar sehr zur Ehre gereicht, daß er vielleicht der einzige korreckte Schriftsteller in Versen vor Addison ist; und, wenn es nicht so viele, oder so grosse Schönheiten in seinen Gedichten giebt, als in den Gedichten seiner Zeitgenossen, so giebt es auch wenigstens in ihnen nicht so viel Fehler. Auch ist das noch nicht sein größter Ruhm. Denn Pope lobt ihn als den einzigen moralischen Dichter unter Karls des Zweyten Regierung: „Unglücklicher Dryden! sagt er — zu

„Karls Zeiten konnte sich Roscommon allein unbe-„fleckter Gesänge rühmen.„ *)

Sein größtes Gedicht ist der Versuch über die Kunst, im Verse zu übersetzen; wovon Dryden in der Vorrede zu seinen Miscellaneen folgendes sagt:

„Lord Roscommon's Versuch u. s. f. machte „mich so lange unruhig, bis ich versucht hatte, ob „ich im Stande sey oder nicht, seinen Regeln zu fol-„gen, und seine Theorie in Ausübung zu bringen. „Denn manche schöne Vorschrift in der Poesie „gleicht einer scheinbaren Demonstration in der „Mathematik, welche auf dem Papier sehr gut in „die Augen fällt, in der mechanischen Ausführung „aber fehlschlägt. Im Ganzen, glaub' ich, sind „seine Lehren von mir in Acht genommen; und „ich bin völlig von ihrer Wahrheit und Nützlichkeit „überzeugt, und das ist freylich mit andern Wor-„ten keine geringere Eitelkeit, als daß ich mir ein-„bilde, wenigstens in einigen Stellen, Beyspiele „zu seinen Regeln geliefert zu haben.„

Ich fürchte, man wird diese Erklärung Dryden's für nicht viel mehr ansehen, als für eins von jenen flüchtigen Komplimenten, die zuweilen Ein Schriftsteller dem andern macht. Denn die ganze Summe von Lord Roscommon's Regeln zusammen genommen, wird man nicht leicht finden, wie sie ihren Leser in Stand setzen können, ein besseres Gedicht, oder eine bessere Uebersetzung zu liefern,

*) Unhappy Dryden! — in all Charles's Days
Roscommon only boasts unspotted lays.

fern, als er durch eignes Nachdenken hätte liefern können.

Wer seinen Geist von den poetischen Schönheiten dieses Gedichts abziehen, und ihn auf den blossen Sinn der Regeln einschränken kann, wird hier keine weitre Anleitung finden, als, daß das Original dem Genie des Uebersetzers gemäß seyn, daß es eine Uebersetzung verdienen, daß derjenige, der es zu übersetzen denkt, sich bemühen müsse, es zu verstehen; daß man sich bestreben soll, deutlich zu seyn, und ungewöhnliche, harte Wörter, so viel möglich, zu vermeiden suche; und daß man endlich die Schreibart des Originals in ihrer Erhebung und Senkung nachzuahmen sich bemühen müsse. Dieß sind die Regeln, die als so entscheidend und wichtig gepriesen werden, und für deren Bekanntmachung man dem Dichter so viel Lob geopfert hat. Roscommon hat dieß Lob wirklich verdient, sobald man es nur mit Klugheit ertheilt, und es nicht den Regeln selbst giebt, sondern der Kunst, mit welcher sie vorgetragen, und den Verzierungen, mit welchen sie geschmückt sind.

Im Ganzen ist dieser Versuch vortreflich, ob er gleich nicht ohne Fehler ist. Die aus dem Boileau entlehnte Geschichte von dem Marktschreyer wars nicht werth, hier angebracht zu werden. Auch vermengt er in folgender Stelle die brittische und sächsische Mythologie: „Ich gebe zu, daß aus irgend einer moosichten vergötterten Eiche unser Thor und Wodan in Doppelreimensprachen.„ (*) —— Die Eiche gehörte, wie

*) I grant that from some mossy idol oak,
In double rhymes, our *Thor* and *Woden* spoke.

wie Gildon schon bemerkt haben wird, für die brittischen Druiden; und Thor und Wodan waren sächsische Gottheiten. Von den Doppelreimen, die er ihnen so freygebig zugesteht, hatte er gewiß keine Kenntniß.

Seine Einschaltung einer langen Stelle in reimlosen Versen ist unverzeihlich frey. Eben so gut hätten lateinische Dichter eine Reihe von Jamben mitten unter ihre Hexameter mischen können.

Sein zweytes Gedicht ist die Uebersetzung der horazischen Dichtkunst, die, meiner Meynung nach, nicht weniger Lob erhalten hat, als ihr gebührt. Reimlose Verse, die nichts weiter als ihr richtiges Sylbenmaaß haben, thun aufs Gehör und Gemüth wenig Wirkung; sie können sich schwerlich halten, ohne durch kühne Figuren und treffende Bilder unterstützt zu seyn. Ein kalt didacktisches Gedicht, ohne Reime, kömmt der Prose so nahe, daß der Leser es schon deswegen nicht leiden kann, weil es Poesie seyn will.

Da er sich von den Schwierigkeiten des Reims los gemacht hatte, so kann man mit Recht von ihm erwarten, daß er Horazens Sinn mit grosser Genauigkeit übertragen, und keine Feinheit der Gedanken, wegen der Schwierigkeit sie beyzubehalten, unterdrücken mußte. Diese Foderung befriedigt indeß seine Uebersetzung nicht ganz; was er dunkel fand, hat er, so viel ich weiß, nie aufgeklärt.

Unter seinen kleinern Gedichten sind die Eckloge aus dem Virgil, und die Dies Irae gut übersetzt; wiewohl der beste Vers in dem letztern Gedicht

dicht von Dryden entlehnt ist. Zur Vergeltung haben nachherige Dichter Verse von Roscommon entlehnt.

In den Versen auf den Schooßhund, sind die Fürwörter du und ihr auf eine anstößige Weise vermengt; und die Wendung am Schluß ist aus dem Waller.

Seine Uebersetzungen der beyden Oden von Horaz sind mit grosser Freyheit gemacht, die nicht durch viel Eleganz oder Stärke ersetzt wird.

Seine politischen Verse sind geistvoll; und müssen zu der Zeit, da sie geschrieben wurden, vielen Beyfall gefunden haben.

Von der Scene aus dem Guarini, und dem Prolog zum Pompejus, hat Mrs. Phillips, in ihren Briefen an Sir Charles Cotterel, die Geschichte erzählt.

„Lord Roscommon, sagt sie, ist, gewiß einer von den hoffnungsvollsten jungen Edelleuten in Irland. Er hat einen Psalm ganz vortreflich umschrieben, auch eine Scene im Pastor Fido, sehr schön, und an einigen Stellen weit besser, als Sir Richard Fanshaw. Er übernahm diese Arbeit bloß, um mir ein Compliment zu machen, weil ich einmal sagte, dieß sey die beste Scene im Italiänischen, und die schlechteste im Englischen. Er brachte nur zwey Stunden darauf zu.„— Da er die beyden ersten Verse, die Mrs. Phillips in der Folge anführt, hernach etwas verbessert hat, so sieht man daraus, daß er eine zweystündige Arbeit nicht fähig hielt, das Auge der Kritik ohne Verbesserung zu vertragen.

Als

Als Mrs. Phillips in Irland war, beschlossen einige Damen, die ihre Uebersetzung des Pompejus gesehn hatten, sie zu Dublin auf die Bühne zu bringen; und, um dieses Vorhaben zu befördern, gab ihnen Lord Roscommon einen Prolog, und Sir Edward Dering einen Epilog, „welches, wie sie sagt, die besten Stücke in dieser Art sind, die ich je gesehen habe.„ Ist dieß nicht Kritik, so ist es wenigstens Dankbarkeit. Der Gedanke, Cäsar und Pompejus nach Irland zu bringen, dem einzigen Lande, worüber Cäsar niemals einige Gewalt hatte, ist sehr glücklich.

Von Roscommon's Werken scheint das Urtheil des Publikums richtig zu seyn. Er ist elegant, aber nicht groß; er strebt niemals nach ausgesuchten Schönheiten, und fällt selten in grobe Fehler. Seine Versification ist sanft, aber selten nachdruckvoll; und seine Reime sind vorzüglich richtig. Er verbesserte den Geschmack, wenn er die Kenntnisse nicht erweiterte, und verdient unter die Wohlthäter der englischen Literatur gezählt zu werden.

Rochester.

John Wilmot, nachheriger Graf von Rochester, der Sohn Heinrichs Grafen von Rochester der mehr als Lord Wilmot bekannt ist, und in Clarendon's Geschichte so oft vorkömmt, wurde im April, 1648 zu Ditchley in Oxfordshire geboren. Nach einer grammatischen Erziehung in der Schule zu Burford, kam er als Edelmann ins Wadham-Collegium, im J. 1659, da er erst

eilf

eilf Jahr alt war; und wurde 1661, im dreyzehnten Jahre, mit einigen andern von hohem Range, vom Lord Clarendon in Person zum Magister der freyen Künste gemacht.

Er reiste in der Folge nach Frankreich und Italien; und, nach seiner Zurückunft, widmete er sich dem Hofe. Im J. 1665 gieng er mit Sandwich zur See, und that sich bey Bergen durch ungewöhnliche Unerschrockenheit hervor. Den folgenden Sommer that er wiederum Dienste am Bord des Sir Edward Spragge, der, in der Hitze des Gefechts, einem von seinem Kapitäns eine Weisung zu geben hatte, und nicht gleich einen andern, als Wilmot, finden konnte, sie zu überbringen, der, in einem offnen Boot, mitten unter dem Sturm des Geschützes hinfuhr, und wieder zurück kam.

Indeß war der Ruhm seiner Tapferkeit nicht von langer Dauer. Man warf ihm vor, daß er bey Straßenhändeln sich davon schlich, und es seinen Kammeraden überließ, so gut sie konnten, ohne ihn fertig zu werden. Sheffield, Herzog von Buckhingham, hat eine Geschichte davon hinterlassen, daß er es einmal ausschlug, sich mit ihm zu schlagen.

Er hatte schon sehr frühzeitig einen Hang zur Unmäßigkeit, den er auf seinen Reisen gänzlich bezwang; als er aber ein Hofmann wurde, gerieth er unglücklicherweise in ausschweifende und lasterhafte Gesellschaft, wodurch seine Grundsätze verderbt, und seine Sitten verschlimmert wurden. Er verlor alles Gefühl von den Pflichten der Religion;

ligion; und, da er es nicht dienlich fand, das Ansehen solcher Gesetze einzuräumen, denen er nicht zu gehorchen Willens war, so suchte er beym Unglauben Schutz für seine Verdorbenheit.

Da er ein Meister in jener lärmenden und ausgelassenen Lustigkeit war, welche der Wein erregt, so munterten ihn seine Freunde gern zum übermässigen Trinken auf, und er willigte leicht darein, bis er endlich, wie er gegen Dr. Burnet gestand, fünf Jahr nach einander beständig trunken, oder durch öftre Völlerey dergestalt erhitzt war, daß er niemals zwischen dieser Zeit Herr über sich selbst seyn konnte.

In diesem Zustande machte er viele lustige Streiche, deren Erwähnung ihm eben nicht zur Ehre gereichen kann, und die man auch itzt nicht genau mehr weiß. Oft trieb er niedrige Liebeshändel in gemeinen Verkleidungen, und spielte allemal mit grosser Genauigkeit und Geschicklichkeit die Charaktere, die er annahm.

Einstmals errichtete er eine Bühne auf Towerhill; hielt eine Rede an den Pöbel, wie ein Marktschreier; und, da er sich bey seinem Studiren auch auf die Medicin gelegt hatte, so spielte er dabey seine Rolle ungemein gut.

Beym Könige Karl stand er so sehr in Gunst, daß er Kammerherr, und Controlleur des Parks zu Woodstock wurde.

Da er einen sehr thätigen und wißbegierigen Verstand hatte, so setzte er sein Studieren nie ganz beyseite, ausser in den Anfällen seiner Unmäßigkeit; er las alles, was in die schöne Literatur

ein-

einschlug, so sehr, daß ihn Wood für den gelehrtesten unter den ganzen Adel erklärt. Zuweilen begab er sich allein aufs Land, und schrieb zum Zeitvertreib anzügliche Satiren, in denen es ihm eben nicht um strenge Wahrheit zu thun war.

Sein Lieblingsdichter war im Französischen Boileau, und im Englischen Cowley.

In solch einem Taumel trunkner Fröhlichkeit, und grober Sinnlichkeit, mit einigen Zwischenzeiten, die er, vielleicht noch strafbarer, zum Lesen und Schreiben brauchte, mit erklärter Verachtung alles Wohlstandes und aller Ordnung, mit völliger Vernachlässigung aller moralischen, und entschlossener Verläugnung aller Religionspflichten, lebte er unwürdig und unnütz, und zerstörte seine Jugend und seine Gesundheit durch zügellose Wollust; bis er endlich, in einem Alter von ein und dreyßig Jahren, den Vorrath seiner Lebenskraft erschöpft hatte, und äusserst schwach und hinfällig geworden war.

Um diese Zeit ward er mit Dr. Burnet bekannt, dem er mit großer Freumüthigkeit sowohl seine Grundsätze, als seinen Lebenswandel gestand, und durch den er solch eine Ueberzeugung von der Vernunftmäßigkeit moralischer Pflichten, und von der Wahrheit des Christenthums erhielt, daß dadurch eine völlige Verändrung seines Verhaltens sowohl, als seiner Grundsätze, hervorgebracht wurde. Die Nachricht von diesen heilsamen Unterredungen ertheilt Burnet, in einem Buche unter der Aufschrift: „Einige Umstände im Leben „und Tode Johannis Grafen von Rochester;„

wel-

welches der Kunstrichter billig wegen seiner schönen Schreibart, der Philosoph wegen seiner Gründlichkeit, und der Fromme wegen seiner Gottseligkeit lesen sollte. Es wäre eine Beleidigung für den Leser, ihm einen Auszug davon vorzulegen.

Er starb den 26sten Julius, 1680, eh er noch sein drey und dreyßigstes Jahr zurück gelegt hatte, und war durch eine lange Krankheit dergestalt abgezehrt, daß ihn das Leben ohne den geringsten Kampf verließ.

Lord Rochester unterschied sich durch die Stärke seines gesellschaftlichen Witzes, und machte sich merkwürdig durch manche wilde Streiche, und muthwillige Ausschweifungen. Der blendende Schimmer seines herrschenden Charackters verbreitete sich auch über seine Schriften; die Arbeiten eines Mannes, dessen Namen man so oft hörte, musten nothwendig Aufmersamkeit, und bey manchen Lesern nothwendig Beyfall erregen. Dieser Schimmer von Ruhm ist auch itzt noch nicht völlig erloschen; und seine Poesie behält noch immer einen Glanz, der den übertrift, welchen sein Genie ihm ertheilte.

Wood und Burnet geben uns Ursache zu glauben, daß man ihm vieles beylegte, was er nicht geschrieben hatte. Ich weiß nicht, wer die Originalsammlung seiner Gedichte veranstaltet, oder durch welches Ansehen man ihre Aechtheit geltend gemacht hat. Die erste Ausgabe davon erschien in dem Jahre seines Todes, auf eine etwas verdeckte Art, weil auf dem Titel steht, sie sey zu Atwnerpen gedruckt.

Einige

Einige Gedichte darunter sind indeß ganz gewiß von ihm. Die Nachahmung von Horazens Satire, die Verse an Lord Mulgrave, die Satire auf den Menschen, die Verse auf Nichts, und vielleicht noch einige andre, sind vermuthlich ächt, und vielleicht die meisten von denen, die ich in meiner Sammlung geliefert habe.

Da man nicht vermuthen darf, daß er zu fortgesetzten, anhaltenden Fleisse Zeit gewonnen habe, so sind seine Gedichte gemeiniglich kurz, und so beschaffen, wie sie ein augenblicklicher Vorsatz zu schreiben hervorbringen muste.

Seine Lieder haben keinen eigenthümlichen Charackter; sie reden, gleich andern Liedern, in einer fliessenden und leichten Sprache, von Sprödigkeit und Willfahrung, von Entlassung und Untreue, von Abwesenheit und Unbestand, mit den üblichen Gemeinörtern künstlicher Buhlerey. Sie sind meistentheils sanft und leicht; allein, sie haben wenig Natur, und wenig Empfindung.

Seine Nachahmung Horazens und Lucils ist nicht ohne Schönheiten und glücklichen Stellen. Unter Karls des Zweyten Regierung fieng man an, was man nachher sehr häufig that, Gedichte des Alterthums auf die itzigen Zeiten anzuwenden; und vielleicht findet man wenige Stücke dieser Art, worin der Parallelismus besser durchgeführt ist, als in diesem. Der Versbau ist freylich zuweilen nachläßig, zuweilen aber auch nachdrücklich und stark.

Der größte Schwung seiner Muse ist sein Gedicht auf Nichts. Er ist nicht der erste, der diesen unfruchtbaren Gegenstand wählte, um seine

Fruchtbarkeit daran zu zeigen. Man hat ein lateinisches Gedicht, *) Nihil, von Passerat, einem französischen Kunstrichter und Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, der in seiner eignen Grabschrift seinen warmen Eifer für gute Poesie so ausdruckt:

— — Molliter ossa quiescent,
Sint modo carminibus non onerata malis.

Bey der Beurtheilung dieses Gedichts muß man Nichts als einen Begrif ansehen, der nicht bloß eine verneinende, sondern auch eine Art von bejahender Bedeutung hat; wie, wenn man sagt: Ich darf keine Diebe fürchten; ich habe Nichts; und Nichts ist ein sehr mächtiger Beschützer. In dem ersten Absatz dieser Periode wird es verneinend, in dem zweyten bejahend, für ein wirksames, thätiges Wesen, genommen. Bey einem Verse von Boileau war die Frage, ob er setzen sollte: á rien faire, oder, á ne rien faire; und man zog das erste vor, weil rien dadurch eine Art von positiver Bedeutung erhielt. Nichts kann nur bloß in diesem Verstande ein Subjekt seyn; und diesen Verstand hat es hier gleich im ersten Verse: **)

Nichts, selbst des Schattens ältrer Bruder! — —

Vielleicht war dieser Vers eine Anspielung auf ein sonderbares Buch de Umbra, von Wowerus, worin die Eigenschaften des Schattens beschrieben werden,

*) Dr. Johnson hat dieß Gedicht, seiner Seltenheit wegen, ganz abdrucken lassen.

**) *Nothing*, thou elder brother ev'n to shade! —

werden, und welches sich mit einem Gedichte schließt, worin folgende Zeilen vorkommen:

Jam primum terram validis circumſpice clauſtris
Suſpenſam totam, decus admirabile mundi
Terrasque tractusque maris, camposque liquentes
Aeris, et vaſti laqueata palatia coeli —
Omnibus UMBRA prior.

Jene positive Bedeutung wird, mit grosser Kunst, fast das ganze Gedicht hindurch beybehalten; wiewohl zuweilen, in einer untergeordneten Bedeutung, das verneinende nichts sehr unschicklich mit vorkömmt. Passerat vermengt beyde Bedeutungen.

Unter seine stärckſten Stücke gehört ausserdem sein Schmähgedicht auf Sir Car. Scroop, der in seinen Lobe der Satire folgende Zeilen hatte: *)

„Wer seinen wackern Freund in einen mitter„nächtlichen Handel verwickeln, dann davon lau„fen, ihn auf offner Strasse der Ermordung Preis „geben, und hernach mit irgend einem närrischen „Einfall sich darüber wegsetzen kann; diesen, der „sich so entehrt, erklärt ihr für einen witzigen „Kopf, und feyert ihm als dem ersten Spielman„ne der Stadt.„

Rochester war hierunter gemeynt, und verfertigte daher jene wüthenden Verse, auf welche

 Scroop

(* He who can puſh into a midnight fray
His brave companion, and then run away,
Leaving him to be murder'd in the ſtreet,
Then put it off with ſome buffoon conceit;
Him, thus diſhonour'd, for a wit you own,
And court him as top fidler of the town.

Scroop ein Epigramm zur Antwort schrieb, das sich mit diesen Versen schloß: *)

„Durch deine Schmähung wird kein Ruf entehrt;
„Denn deine Feder ist unschädlich, wie dein Schwerd.„

Von der Satire wider den Menschen gehört dem Lord Rochester nur das, was übrig bleibt, wenn man Boileau's ganzen Antheil daran wegnimmt.

In allen seinen Werken ist Lebhaftigkeit und Munterkeit, und überall findet man Spuren eines Geistes, den mehr Studium bis zur Vortreflichkeit hätte heben können. Und was kann man mehr von einem Leben erwarten, das in übermüthiger Verachtung aller Regelmäßigkeit hingebracht, und früher geendigt wurde, als sich die Fähigkeiten mancher andern Leute zu entwickeln anfangen?

Garth.

Samuel Garth war aus einer guten Familie in Yorkshire, und, nach zurückgelegten Schuljahren, studirte er zu Cambridge, wo er sich in dem Kollegium, Peterhouse, so lange aufhielt, bis er, d. 7 Jul. 1691, Docktor der Medicin wurde. In eben dem Jahre ward er von dem Collegium der Aerzte zu London examinirt, und im folgenden Jahre zum Mitgliede desselben aufgenommen.

*) Thou canst hurt no man's fame with thy ill word;
Thy pen is full as harmless as thy sword.

men. Durch seinen gefälligen Umgang und seine übrigen Vorzüge unterschied er sich gar bald, und erhielt daher häufige Kunden. Er hatte, wenn man einem Pamphlet der damaligen Zeit glauben darf, die Gunst und das Vertrauen der einen, wie Ratcliffe der andern Parthey.

Man gedenkt seiner überall als eines gutdenkenden Mannes; und man vermuthet mit Recht, daß sein Verlangen, den Hülflosen zu helfen, ihn bewog, sich so sehr für die Armenapotheke (*Dispensary*) zu beeifern; eine Unternehmung, wovon hier eine kurze Nachricht am rechten Orte stehen wird.

Ob das, was Temple sagt, wahr sey, daß Aerzte mehr zu lernen pflegen, als die Gelehrten der übrigen Fakultäten, will ich hier nicht untersuchen; Jedermann aber, glaub' ich, wird an Aerzten eine gewisse edelmüthige und willfährige Denkungsart bemerkt haben, sehr bereitwillige Wohlthätigkeit, Lust und Eifer, eine einträgliche Kunst auszuüben, auch da, wo nichts einträgliches davon zu hoffen ist. Dieser Denkungsart gemäß, machte das Kollegium der Aerzte, im Julius 1687, eine Verordnung bekannt, daß alle Mitglieder desselben, Kandidaten, und Licentiaten, den ihnen benachbarten Armen unentgeldlich Rath ertheilen sollten.

Diese Verordnung wurde bey dem Rath der Aldermänner eingesandt; und da man die Frage aufwarf, auf wie viel Leute sich die Benennung der Armen erstrecken sollte, so antwortete das Kollegium, es solle genug seyn, ein Zeugniß von

einem Prediger in der Gemeine zu bringen, zu welcher der Kranke gehörte.

Nach einjährigem Versuche sahen die Aerzte ihre Wohlthätigkeit durch boshaften Widerstand getäuscht, und grossentheils durch den hohen Preis der Arzneyen vereitelt; sie beschlossen daher, im August 1688, daß das Laboratorium des Kollegii zur Bereitung der Arzneyen, und ein andres Zimmer zur Aufnahme der Kranken sollte eingerichtet werden, und daß diejenigen, welche zu den Kosten beytrugen, auch Vertheiler dieser Wohlthat seyn sollten.

Itzt erwartete man, daß die Apotheker sich der Sorge für die Arzneymittel unterziehen würden; allein, diese verhielten sich ganz anders. Ihnen schien dieß ganze Projekt für ihren Vortheil sehr verderblich zu seyn; sie bemühten sich, eine Parthey dawider in dem Kollegium der Aerzte zu erregen, und fanden darunter auch wirklich einige, die niederträchtig genug waren, sich um ihre Gunst dadurch zu bewerben, daß sie ihnen die Rathschläge des Kollegii verriethen. Die mehresten erneuerten indeß durch eine Verordnung im J. 1694. die von 1687, und schickten sie dem Lord Mayor und den Aldermännern ein, welche eine Kommission ernannten, die mit dem Kollegio in Unterhandlung treten, und die Art, diese Wohlthätigkeit ins Werk zu richten, festsetzen sollte.

Die Aldermänner verlangten, daß man die Zeugnisse der Kirchenvorsteher und der Aufseher annehmen, und alle Tagelöhner und Lehrlinge

der Handwerker als Arme ansehen sollte. Das Kollegium bewilligte dieß gleichfalls.

Jtzt überlegte man, wer die Arzneyen austheilen, und ihre Preise bestimmen sollte. Die Aerzte bewogen einige Apotheker, die Vertheilung zu übernehmen, und schlugen vor, daß der Vorsteher und die Gesellschaft der Apotheker die Taxe davon angeben sollten. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen; und die Apotheker, welche sich anheischig gemacht hatten, an dieser milden Stiftung Theil zu nehmen, wurden als Verräther der Innung angesehen; man drohte ihnen mit der Auflage höchst beschwerlicher Dienste, und schreckte sie von der Erfüllung ihrer Zusagen ab. Die Apotheker wagten es, sich öffentlich zu widersetzen, und überreichten der Stadtkommission eine Art von Gegenvorstellung wider dieß Institut, welche die Aerzte zu widerlegen sich gefallen liessen; und am Ende scheinen jene Handelsleute bey den Söhnen der Handelschaft ihren Zweck erreicht zu haben; denn, nachdem man die Vorstellung des Kollegii in Erwägung gezogen hatte, wurde zwar eine Genehmigung derselben aufgesetzt, aber bald zurückgelegt und vergessen.

Die Aerzte gaben indeß ihr Vorhaben nicht auf; und im J. 1696. brachten sie selbst eine Subskription zusammen, zufolge einer Verabredung, die vor Garth's Gedicht abgedruckt ist. Die Armen wurden auf eine Zeitlang mit Arzneyen versehen; auf wie lange, weiß ich nicht. Diese medicinische Wohlthätigkeit nahm, wie andre ähnliche Anstalten, einen eifrigen Anfang;

ließ aber bald wieder nach, und starb zuletzt allmählich ganz dahin.

Um die Zeit der Subskription fängt die Handlung des Dispensary an. Da der Inhalt dieses Gedichts damals gegenwärtig und durchgängig bekannt war, so wirkte es gemeinschaftlich mit damals herrschenden Leidenschaften und Vorurtheilen; und bey diesen Stützen seines innern Werths, fand es allgemeinen und grossen Beyfall. Es war auf der Seite der Wohlthätigkeit, wider die Kunstgriffe des Eigennutzes; für die Sache gründlicher Gelehrsamkeit wider dreiste Anmassungen medicinischer Gewalt; und wurde daher natürlicherweise von denen begünstigt, die Liebhaber und Kenner der Poesie waren.

Im J. 1697, hielt Garth die itzt so genannte Harveische Rede, deren die Verfasser der brittischen Geographie mit Lobsprüchen erwähnen, welche durch die in ihren Noten angeführten Stellen nicht völlig gerechtfertigt werden. Garth redet unter andern von dem Unheil, welches Quacksalber anrichten, und bedient sich darüber folgender Ausdrücke: Non tamen telis vulnerat ista agyrtarum colluvies, sed theriaca quadam magis perniciosa, non pyrio, sed pulvere nescio quo exotico certat; non globulis plumbeis, sed pilulis æque lethalibus interficit. Dieß wurde gewiß von dem Verfasser für schön gehalten, und wird von seinem Biographen noch bewundert. Im Oktober 1702. wurde er einer von den Censoren des medicinischen Kollegii.

Da Garth ein betriebsamer und eifriger Whig war, so war er auch ein Mitglied des Kit-cat Club, und folglich mit allen den grossen Männern von dieser Parthey genau bekannt. Im J. 1710, als die Regierung in andre Hände kam, schrieb er an Lord Godolphin, bey seiner Entlassung, ein kurzes Gedicht, welches in dem Examiner kritisirt, und von Addison so glücklich entweder vertheidigt, oder entschuldigt wurde, daß es, um dieser Rechtfertigung willen, aufbehalten zu werden verdiente.

Nach der Thronbesteigung der itzigen königlichen Familie wurden seine Verdienste erkannt und belohnt. Er wurde mit dem Schwerde seines Helden, Marlborough, zum Ritter geschlagen, und zum Leibarzt des Königs und Generalmedikus bey der Armee ernannt.

Er unternahm hierauf eine Ausgabe der ovidischen Verwandlungen, von verschiednen Verfassern übersetzt, und empfahl sie durch eine Vorrede, die mehr lobpreisend, als schön geschrieben ist; seine Begriffe sind nur halb ausgebildet, und seine Materialien unmethodisch durch einander geworfen. Dieß war seine letzte Arbeit. Er starb den 18. Januar, 1717-18, und wurde zu Harrow-on-the-Hill begraben.

Sein persönlicher Charakter scheint gesellig und wohlwollend gewesen zu seyn. Er machte sich in einem sehr weiten Zirkel von Bekannten beliebt und nützlich; und ob er gleich standhaft bey Einer Parthey blieb, zu einer Zeit, da Standhaftigkeit gemeiniglich mit bittrer Feindseligkeit ver-

verbunden war, so erwies er sich doch auch gegen diejenigen liebreich, von denen er nicht vermuthen konnte, daß sie seinen Grundsätzen günstig wären. Er war Pope's frühzeitiger Aufmunterer, und zu gleicher Zeit Addisons und Granville's Freund. Man beschuldigt ihn der Ueppigkeit und Irreligion; und Pope, der von ihm sagt: „wenn es je einen guten Christen gegeben habe, ohne es selbst zu wissen, daß ers wäre, so sey es Dr. Garth gewesen,„ scheint nicht im Stande zu seyn, das zu leugnen, was er mit Unwillen hörte, und ungern gestand.

Seine Poesie hat man wenigstens ihrem Werthe gemäß gepriesen. In dem Dispensary herrscht durchgehends fliessende und leichte Versifikation; wenig Verse aber sind vorzüglich schön. Es giebt darin keine Stellen, die unter das Mittelmäßige hinabsinken, und wenige, die sich sehr darüber erheben. Der Plan scheint ohne richtiges Verhältniß zum Inhalte gemacht zu seyn; die Mittel und der Zweck haben keinen nothwendigen Zusammenhang. Resnel, in seiner Vorrede zu Pope's Versuch über den Menschen, bemerkt, daß Garth keine rechte Aussonderung der Charaktere beobachtet; und daß eben das, was der eine sagt, eben so schicklich von dem andern hätte gesagt werden können. Der Plan ist vielleicht im Ganzen mancher Kritik fähig; der Ausführung hingegen kann man nur selten Mangel an Genauigkeit, oder Nachläßigkeit vorwerfen. Der Verfasser überläßt sich nie einem selbstgefälligen Schlummer; durchgängig braucht er alle

seine Kräfte; kaum ein einziger Vers ist unvollendet gelassen; und nicht leicht wird man einen gezwungnen Ausdruck, oder einen unvollständig ausgedrückten Gedanken antreffen. Pope bemerkt, das Dispensary sey in jeder Ausgabe verändert abgedruckt, und jede Veränderung sey eine Verbesserung. Es scheint ihm indeß etwas von poetischen Feuer, und etwas von allgemeiner Belustigung zu mangeln; und weil es daher nicht länger durch zufällige und äusserliche Popularität unterstützt und gehalten wurde, so war es seitdem kaum stark genug mehr, sich selbst zu halten.

5.

Ueber die Klagen der Gelehrten.

(S. Knox's Essays Moral and Literary, 2d Edit. Lond. 1779. 8. p. 15.)

Man hat verschiedentlich behauptet, die Glückseligkeit, so mannichfaltig sie auch ist, sey doch unter dem ganzen Menschengeschlecht in gleichem Grade vertheilt. Dieser Meynung zufolge, hält man die Klagen des Gelehrten für eben so wenig gegründet, als die Klagen des Kaufmanns oder Handwerkers. Freylich werden die Uebel des Dichters und des Mannes von Kenntnissen überhaupt weit öftrer unter die Leute gebracht, als das Unglück der Kaufleute und Handwerker. Man muß indeß nicht glauben, daß es die grössere Menge oder das

grössere Gewicht des Ungemachs ist, welches die erstern trifft, wodurch es vor die Ohren des Publikums kömmt, sondern die Gewohnheit, ihre Gedanken und Handlungen schriftlich aufzuzeichnen. Der Handelsmann hat ein Fieber, oder verliert ein Mitglied seiner Familie, oder sein Vermögen; er vergießt eine Thräne in der Stille, und die Welt sieht sein Herzeleid nicht; indeß ein Quintilian, als wären diese Vorfälle so ungewöhnlich, den Verlust einer Frau und eines Kindes der Ewigkeit überliefert. Ein Uebelthäter wird an irgend ein fernes Ufer verbannt, und man hört von ihm nichts weiter; ein Ovid hingegen, wegen einer strafbaren Liebe verwiesen, bemüht sich die Thräne des Mitleids noch den fernsten Zeiten abzulocken.

Ungeachtet der Wahrscheinlichkeit dieser Anmerkungen, wird ein unpartheyischer Beobachter doch gestehen müssen, daß, wenn auch die Leiden der Gelehrten nicht grösser sind, als andrer Leiden, dennoch ihr Gefühl gemeiniglich weit schmerzhafter ist. Eben die Feinheit des Gefühls, welche sie intellektueller Schönheit vorzüglich empfänglich macht, verursacht auch, daß sie das gewöhnliche Ungemach des menschlichen Lebens weit stärker empfinden.

Gelehrte befinden sich meistentheils in einer fortgesetzten Anstrengung des Nachdenkens; da sich hingegen die, welche mit minder feinen Arbeiten beschäftigt sind, gar oft — so sehr auch einige die gänzliche Unthätigkeit der Seele bezweifeln — in einer völligen Unempfindlichkeit des Geistes befinden; und, wenn Glückseligkeit ihren Sitz bloß

in der Seele hat, so muß jeder kleine Unfall die Ruhe desjenigen stören, der im beständigem Nachdenken begriffen ist.

Das Vergnügen der Gelehrten entspringt aus der Betrachtung der Grösse, Neuheit und Schönheit; ein Vergnügen von der reinsten und erhabensten Art. Vielleicht ist kein Zustand wahrhaftig glücklicher, als der Zustand eines Mannes von Genie, zu der Zeit, da er ganz damit beschäftigt ist, aus einer von diesen drey Quellen einbildrischer Freude zu schöpfen; allein eben die Reinigkeit und Vortrefflichkeit dieses Vergnügens ist am Ende oft ein Anlaß des Unglücks für den, der es genießt. Unser gegenwärtiger Zustand erlaubt es noch nicht, daß sich bloß geistige Freuden unsrer ganzen Sorge und Aufmerksamkeit bemächtigen; und wenn die Seele von ihrer idealischen Glückseligkeit zu den Geschäften zurückkehrt, welche ihr die Vereinigung mit einem Körper nothwendig auflegt; so wird der Uebergang vom höchsten Vergnügen zu unschmackhaften und beschwerlichen Gegenständen, die Ursache von einem Grade des Elendes, der dem Grade der verlornen Glückseligkeit nur mehr als zu sehr gleich kömmt.

Vollkommenheit ist allemal das Ziel des Genies; aber in menschlichen Dingen läßt sich keine Vollkommenheit erwarten. Daher wird das Genie durch die Unmöglichkeit niedergeschlagen, dasjenige zu erreichen, was doch immerfort sein Augenmerk ist. Dieß Unangenehme erfährt man in den einsamen Stunden des Fleisses und Nachdenkens; geräth man aber in die Geschäfte und Hand-

lungen des thätigen Lebens, so wird die Vollkommenheit, nach welcher ein Genie trachtet, noch weit seltner sichtbar. Gegenstände, die gemeinen Seelen angenehm oder gleichgültig sind, kommen dem Manne von Genie ungestalt und widerlich vor, weil sie weit unter jenem Bilde der Vollkommenheit sind, welches seiner Phantasie vorschwebt, und wornach er, wie nach einem Maaßstabe, alles abzumessen und zu beurtheilen pflegt. So dient Scharfsinn und Urtheilsfähigkeit dazu, versteckte Mängel zu entdecken, wie das Mikroskop da einen Fleck sieht, wo das blosse Auge nichts als Schönheit sah.

Der Mann von gelehrten Kenntnissen ist gewöhnlich mit ernsthaften Arbeiten beschäfftigt. Er lebt (σπουδαιως, wie die Griechen es nennen,) in beständiger Aufmerksamkeit auf irgend einen Zweck. Die übrigen Menschen widmen den größten Theil ihrer Zeit der Ruhe, Fröhlichkeit und Zerstreuung. Der Gelehrte entzieht sich zuweilen seinem Studirzimmer, aus Gefälligkeit gegen die Mode, oder auf zudringliches Verlangen andrer, um an den gewöhnlichen Zeitvertreiben des gemeinen Lebens Theil zu nehmen. Er geht mit Scheu und Widerwillen daran; denn vielleicht vermag er nicht in Gesellschaft zu glänzen; und er betrachtet jedwede Abhaltung als ein Hinderniß an der Erfüllung seiner vornehmsten Absichten und Wünsche. Er kehrt mit Verdruß zurück, weil er fand, daß man in der Stunde geselliger Fröhlichkeit und festlichen Leichtsinns seine Verdienste nicht bemerkte, und sein Ansehn wenig achtete.

Die mancherley Ursachen, welche wir bisher von der Klagsucht der Gelehrten angeführt haben, können ihnen im geringsten nicht zur Unehre gereichen; es giebt aber noch andre, die eben so wahrscheinlich, und mehr entehrend sind.

Leute, die sich immerfort bestreben, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse zu vermehren, denken zu gleicher Zeit auch ihren Werth zu erhöhen, und sich Ruhm zu erwerben. Jeder Schritt fortgehender Ehre füllt die Brust dessen, der ihn thut, mit einer höhern Meynung von seinen Verdiensten, und bestärkt das Bewußtseyn seiner eignen Würde. Allein, die Welt erfährt nicht jede neue Kenntniß, die sich der Gelehrte in seinem Studirzimmer erwirbt. Er vermehrt daher seine Ansprüche auf Hochachtung, ehe seine Mitbürger einen Zuwachs des Verdienstes an ihm gewahr werden. Hochachtung fodern, und die Fodrung nicht zugestanden zu sehen, ist dem Bewerber um literarischen Ruhm ausnehmend kränkend. Der Stolz ist folglich für den Mann von Kenntnissen keine geringe Quelle seiner Unruhe.

Jeder beeifernswerthe Zweck findet eine grosse Menge von Beeiferern. Nebenbuhler sehen einander natürlicher Weise als Feinde an, die ihre verschiednen Wünsche einander entgegen setzen. Diese Eifersucht findet sich nirgends häufiger, oder stärker, als unter denen, die sich um literarischen Ruhm bewerben. Der Gelehrte ist daher neidisch, und kein sicilischer Tyrann erfand je, wie der Satirist bemerkt, eine grössre Marter, als der Neid ist.

Vielleicht verursacht am Ende auch jene Niedergeschlagenheit des Gemüths, welche eine sitzende Lebensart, und unablässige Anstrengung hervorbringt, solche Klagen, die bloß in einer hypochondrischen Einbildung ihren Grund haben.

Ob dieß die wahren Ursachen von den Klagen und dem Elende der Gelehrten sind, oder nicht, verdient keine mühsame Untersuchung. So viel ist gewiß, daß diejenigen, welche die Mittel der größten Glückseligkeit in Händen haben, sehr oft die unglücklichsten Leute sind. Und es läßt sich aus diesen Betrachtungen eine Folge von ausgebreitetem Nutzen herleiten. Diejenigen, denen das Feuer des Genies, und die Früchte gelehrter Kenntnisse versagt sind, können froh seyn, daß sie, bey Ermangelung der Vortheile des Genies und Gelehrsamkeit, doch auch von ihren Nachtheilen und Beschwerlichkeiten frey sind, und daß diese letztern gar oft weit grösser, als ihre Vortheile, sind.

III. Brit-

III.

Brittische Anthologie.

RETALIATION;

A

POEM. *)

containing Epitaphs on DAVID GARRICK, Esq; EDMUND BURKE, Esq; Dr. CUMBERLAND, Sir JOSHUA REYNOLDS, Dr. DOUGLAS, The Dean of DERRY, etc. etc.

By

Dr. GOLDSMITH.

Of old, when Scarron his companions invited,
Each guest brought his dish, and the feast was united;

Bb 2 If

*) This Poem is reprinted here from the eigth Edition, made after the Author's Death - The Publisher received the following Note with the Manuscript;

„Sir,

I send You an authentic copy of the last poetic production of the late Doctor GOLDSMITH; of which I recommend an early publication, to prevent spurious Editions being ushered into the World. — The Doctor belonged to a Club of *Beaux Esprits*, where Wit sparkled sometimes at the expence of Good-nature. — It was proposed to write Epitaphes on him; his Country, Dialect, and Person, furnished subjects of Witticisms. He was call'd on for *Retaliation*, and at their next meeting he produced the following Poem, which I think adds one Leaf to his immortal Wreath.

If our (*a*) landlord supplies us with beef and with fish,
Let each guest bring himself, and he brings the best dish:
Our (*b*) Dean shall be venison, just fresh from the plains;
Our (*c*) Burke shall be tongue, with a garnish of brains;
Our (*d*) Will shall be wild fowl, of excellent flavour,
And (*e*) Dick with his pepper shall heighten their savour:
Our (*f*) Cumberland's sweet-bread its place shall obtain,
And (*g*) Douglas is pudding, substantial and plain.
Our

(*a*) The Master of St. James's Coffee-house, where the Doctor, and the Friends he has characterized in this Poem, held an occasional Club.

(*b*) Doctor *Barnard*, Dean of Derry in Ireland, author of many ingenious pieces.

(*c*) Mr. *Edmund Burke*, member for Wendover, and one of the greatest orators in England.

(*d*) Mr. *William Burke*, late Secretary to general Conway, and member for Bedwin.

(*e*) Mr. *Richard Burke*, collector of Granada, no less remarkable in the walks of wit and humour, than his brother Edmund Burke is justly distinguished in all the branches of useful and polite literature.

(*f*) Author of the Westindian, Fashionable Lover, the Brothers, and other dramatic pieces.

(*g*) Doctor *Douglas*, Canon of Windsor, an ingenious Scotch gentleman, who has no less distinguished himself as a *Citizen of the World*, than a *sound Critic*, in detecting several literary mistakes, (or *rather forgeries*) of his Countrymen; particularly *Lander* on *Milton* and *Bower's History of the Popes*.

Our (*h*) Garrick's a ſallad; for in him we ſee
Oil, vinegar, ſugar, and ſaltneſs agree:
To make out the dinner, ful certain I am,
That (*i*) Ridge is anchovy, and (*k*) Reynolds is lamb;
That (*l*) Hickey's a capon, and by the ſame rule,
Magnanimous Goldſmith, a gooſberry-fool.
At a dinner ſo various, at ſuch a repaſt,
Who'd not be a glutton, and ſtick tho the laſt?
Here, waiter, more wine, let me ſit while I'm able,
'Till all my companions ſink under the table;
Then with chaos and blunders encircling my head,
Let me ponder, and tell what I think of the dead.

Here lies the good *Dean*, re-united to earth,
Who mixt reaſon with pleaſure, and wiſdom with mirth:

(*h*) *David Garrick*, Eſq; joint Patentee and acting Manager of the Theatre Royal, Drury-lane. For the *other parts* of his character, *vide* the Poem.

(*i*) Counſellor *John Ridge*, a gentleman belonging to the Iriſh bar, the *reliſh* of whoſe agreeable and pointed converſation is admitted, by all his acquaintance, to be very properly compared tho the above ſauce.

(*k*) Sir *Joſhua Reynolds*, Preſident to the Royal Academy.

(*l*) An eminent Attorney, whoſe hoſpitality and good-humour have acquired him, in this Club, the litle of „honeſt Tom Hickey.“

If he had any faults, he has left us in doubt,
At leaſt, in ſix weeks, I could not find'em out;
Yet ſome have declar'd, and it can't be denied'em,
That Sly-boots was curſedly cunning to hide'em.

Here lies our good *Edmund*, whoſe genius was ſuch,
We ſcarcely can praiſe it, or blame it too much;
Who, born to the Univerſe, narrow'd his mind,
And to party gave up what was meant for mankind.
Tho' fraught with all learning, yet ſtraining his throat,
To perſuade (*m*) Tommy Townſend to lend him a vote;
Who, too deep for his hearers, ſtill went on refining,
And thought of convincing, while they thought of dining;
Tho' equal to all things, for all things unfit,
Too nice for a ſtateſman, too proud for a wit:
For a patriot too cool; for a drudge, diſobedient;
And too fond of the *right* to purſue the *expedient*.
In ſhort, 'twas his fate, unemploy'd, or in place, ſir,
To eat mutton cold, and cut blocks with a razor.

Here lies honeſt *William*, whoſe heart was a mint,
While the owner ne'er knew half the good that was in't;
The pupil of impulſe, it forc'd him along,
His conduct ſtill right, with his argument wrong;

Still

(*m*) Mr. *Townſend*, Member for Whitchurch.

Still aiming at honour, yet fearing to roan,
The coachman was tipſy, the chariſt drove home;
Would you ask for his merits, alas! he had none;
What was good was ſpontaneous, his faults were his own.

Here lies honeſt *Richard*, whoſe fate I muſt ſigh at,
Alas, that ſuch frolic ſhould now be ſo quiet!
What ſpirits were his, what wit and what whin,
(*n*) Now breaking a jeſt, and now breaking a limb;
Now wrangling and grumbling to keep up the ball,
Now teazing and vexing, yet laughing at all!
In ſhort, ſo provoking a devil was Dick,
That we wiſh'd him full ten times a-day at Old Nick,
But miſſing his mirth and agreeable vein,
As often we wiſh'd to have Dick back again.

Here *Cumberland* lies, having acted his parts,
The Terence of England, the mender oft hearts;
A flattering painter, who made it his care,
To draw men as they ought to be, not as they are.
His gallants are all faultleſs, his wowen divine,
And comedy wonders at being ſo fine;

 Like

(*n*) Mr. *Richard Burke*, having ſlightly fractured one of his arms and legs, at different times, the Doctor has rallied him on thoſe accidents, as a kind of *ratributive* juſtice, for breaking his jeſts upon other people.

Like a tragedy queen he has dizen'd her out,
Or rather like tragedy giving a rout.
His fools have their follies so lost in a croud
Of virtues and feelings, that folly grows proud,
And coxcombs alike in their failings alone,
Adopting his portraits are pleas'd with their own.
Say, where has our poet this malady caught,
Or where fore his characters thus without fault?
Say, was it, that vainly directing his view
To find out mens virtues, and finding them few,
Quite sick of pursuing each troublesome elf,
He grew lazy at last, and drew from himself?

Here (o) *Douglas* retires, from his toils to relax,
The scourge of impostors, the terror of quacks;
Come all ye quack bards, and ye quacking divines,
Come and dance on the spot where your tyrant reclines:
When Satire and Censure encircled his throne,
I fear'd for your safety, I fear'd for my own.
But now he is gone, and we want a detector,
Our (p) *Dodds* shall be pious, our (q) *Kenricks* shall lecture;
(r) *Macpherson* write bombast, and call it a style,
Our *Townshend* make speeches, and I shall compile;

New

(o) *Vid sup.*

(p) The Rev. Dr. *Dodd*.

(q) Mr. *Henrick* lately read lectures at the Devil Taverin, undre the title of *The School of Shakespeare*.

(r) *James Macpherson*, Esq; who, from the mere *force of his style*, wrote down the first poet of all antiquity

New *Landers* and *Bowers* the Tweed ſhall croſs over,
No countryman living their tricks to diſcover;
Detection her taper ſhal quench to a ſpark,
And Scotchman meet Scotchman, and cheat in the dark.

Here lies *David Garrick*, deſcribe me who can,
An abridgment of all that was pleaſant in man;
As an actor, confeſt without rival to ſhine;
As a wit, if not firſt, in the very firſt line:
Yet, with talents like theſe, and an excellent heart,
The man had his failings, a dupe to his art.
Like an ill judging beauty, his colours he ſpread,
And beplaiſter'd with rouge his own natural red.
On the ſtage he was natural, ſimple affecting;
'Twas only that, when he was acting,
With no reaſon on earth to go out of his way,
He turn'd and he varied full ten times a-day:
Tho' ſecure of our hearts, yet confoundedly ſick,
If they were not his own by fineſſing and trick;
He caſt off his friends, as a huntſman his pack,
For he knew when he pleas'd he could whiſke them back.
Of praiſe a mere glutton, he ſwallow'd what came,
And the puff of a dunce, he miſtook it for fame;
Till his reliſh grown callous, almoſt to diſeaſe,
Who pepper'd the higheſt, was ſureſt to pleaſe.
But let us be candid, and ſpeak not our mind,
If dunces applauded, he paid them in kind.

Ye *Kenricks*, ye (s) Kellys, and (t) Woodfalls ſo grave,
What a commerce was yours, while you got and you gave?
How did Grub-ſtreet re-echo the ſhouts that you rais'd,
While he was beroſcius'd, and you were beprais'd!
But peace to his ſpirit, wherever it flies,
To act as angel, and mix with the ſkies:
Thoſe poets, who owe their beſt fame to his ſkill,
Shall ſtill be his flatterers, go where he will.
Old Shakeſpeare, receive him, with praiſe and with love,
And Beaumonts and Bens be his Kellys above.

Here *Hickey* reclines, a moſt blunt, pleaſant creature,
And ſlander itſelf muſt allow him good-nature:
He cheriſh'd his friend, and he reliſh'd a bumper;
Yet one fault he had, and that one was a thumper.
Perhaps you may aſk if the man was a miſer?
I anſwer, no, no, for he always was wiſer;
Too courteous, perhaps, or obligingly flat?
His very worſt foe can't accuſe him of that.
Perhaps he confided in men as they go,
And ſo was too fooliſhly honeſt? ah no!
Then what was his failing? come tell it, and burn ye,
He was, could he help it? a ſpecial attorney.

Here

(s) *Hugh Kelly*, Eſq; Author of *Falſe Delicacy*, *Word to the Wiſe*, *Clementina*, *School for Wifes*, etc. etc.

(t) Mr. *William Woodfall*, Printer of the Morning Chronicle.

Here *Reynolds* is laid, and, to tell you my mind,
He has not left a wiser or better behind;
His pencil was stricking, resistless and grand,
His manners were gentle, complying and bland;
Still born to improve us in every part,
His pencil our faces, his manners our heart:
To coxcombs averse, yet most civilly steering,
When they judg'd without skill he was still hard of hearing:
When they talk'd of their Raphaels, Corregios and stuff,
He shifted his (u) trumpet, and only took snuff.

* * *

(w) Here *Whitefoord* recline, and deny it who can,
Tho he *merrily* liv'd, he is now a *grave* man:

Rare

(u) Sir Joshua Reynolds is so remarkably deaf as to be under the necessity of using an ear-trumpet in company; he is, at the same time, equally remarckable for taking a great quantity of snuff: his manner in both of which, taken in the point of time described, must be allowed, by those who have been witnesses of such a scene, to be as happily given upon *paper*, as that great Artist himself, perhaps, could have exhibited upon *canvas*.

(w) After the fourth edition of this poem was printed, the Publisher received this Epitaph on Mr. *W.* from a friend of the late Dr. Goldsmith, inclosed in a letter, of which the following is an abstract: „I saw this sheet of paper in the Doctor's room, five or six days before he died; and, as I had got all the other Epitaphs, I asked him if I might take it. „*In truth you may, my Boy* (replied he) *for it will be of no use to me where I am going.*"

Rare compound of oddity, frolic and fun!
Who relish'd a joke, and rejoic'd in a pun;
Whose temper was generous, open, sincere;
A stranger to flatt'ry, a stranger to fear;
Who scatter'd around wit and humour at will,
Whose daily *bons mots* half a column might fill;
A Scotchman from pride and from prejudice free,
A scholar, yet surely no pedant was he.

What pity, alas! that so lib'ral a mind
Should so long be to news-paper essays confin'd!
Who perhaps tho the summit of science could soar,
Yet content „if the table he set on a roar;"
Whose talents to fill any station were fit,
Yet happy if (y) *Woodfall* confess'd him a Wit.

Ye news-paper witlings! ye pert scribbling folks!
Who copied his squibs, and re-echoed his jokes;
Ye tame imitators, ye servile herd, come,
Still follow your master, and visit his tomb;
To deck it, bring with you festoons of the vine,
And copious libations bestow on his shrine;
Then strew all around it (you can do no less)
(z) *Cross-readings*, *Ship-news*, and *Mistakes* of the *Press*.

Merry

(y) Mr. *H. S. Woodfall*, Printer of the Public Advertiser.

(z) Mr. *Whitefoord* has frequently indulged the town with humorous pieces under those titles in the Public Advertiser.

Merry Whitefoord, farewel! for *thy* ſake I admit
That a Scot may have humour, I had almoſt ſaid wit:
This debt to thy mem'ry I can not refuſe,
„Thou beſt humour'd man with the worſt humour'd muſe."

JUPITER and MERCURY,

a FABLE,

Written ſome time after Dr. GOLDSMITH'S Poem of RETALIATION.

By DAVID GARRICK, *Eſq.*

Here, Hermes, ſays Iove, who with nectar was mellow,
Go, fetch me ſome clay, I'll make an odd fellow;
Right and wrong ſhall be jumbled, much gold and ſome droſs;
Without cauſe be he pleas'd, without cauſe be he croſs.
Be ſure, as I work, to throw-in contradictions;
A great love of truth, yet a mind turn'd to fictions;
Now mix theſe ingredients, which, warm'd in the baking,
Turn to learning and gaming, religion and raking.
With the love of a wench, let his writings be chaſte,
Tip his tongue with ſtrange matter, his pen with fine taſte;
That the rake and the poet o'er all may prevail,
Set fire to the head, and ſet fire to the tail;
For the joy of each ſex, on the world I'll beſtow it,
This ſcholar, rake, chriſtian, dupe, gameſter, and poet;

Though

Though a mixture so odd, he shall merit great fame,
And, amongst other mortals, be GOLDSMITH his name;
When on earth this strange meteor no more shall appear,
You, Hermes, shall fetch him — to make us sport here.

On GOOD-HUMOUR.

Written at Eton-School, by the late Lord LYTTELTON.

Tell me, ye sons of Phoebus, what is this
Which all admire, but few, too few, possess?
A virtue 'tis, to ancient Maids unknown,
And prudes who spy all faults except their own.
Lov'd and defended by the brave and wise,
Tho' knaves abuse it, and, like fools, despise.
Say, Wyndham, if 'tis possible to tell,
What is the thing in which you most excel?
Hard is the question; for in all you please;
Yet sure Good-nature is the noblest praise!
Secur'd by this, your parts no envy move,
For none can envy him whom all must love.
This magic pow'r can make e'en Folly please,
This to Pitt's genius adds a brighter grace,
And sweetens ev'ry charm in Caelia's face.

THE GIFT.

To IRIS, in BOW-STREET, COVENT-GARDEN.

By

Dr. GOLDSMITH.

Say, cruel Iris, pretty rake,
Dear mercenary beauty,
What annual off'ring ſhall I make
Expreſſive of my duty?

My heart, a victim to thine eyes,
Should I at once deliver,
Say, would the angry Fair One prize
The gift, who ſlights the giver?

A bill, a jewel, watch, or toy,
My rivals give — and let'em.
If gems, or gold, import a joy,
I'll give them — when I get 'em.

I'll give — but not the full-blown roſe,
Or roſe-bud more in faſhion;
Such ſhort-liv'd off'rings but diſcloſe
A tranſitory paſſion.

I'll give thee ſomething yet unpaid,
Not leſs ſincere, than civil:
I'll give thee — ah! too charming maid,
I'll give thee — *to the devil.*

D. GOLDSMITH.

An ELEGY
on the Glory of her Sex,
Mrs. MARY BLAIZE.

By the SAME.

Good people all, with one accord,
Lament for Madam Blaize,
Who never wanted a good word —
From thoſe who ſpoke her praiſe.

The needy ſeldom paſs'd her door,
And always found her kind;
She freely lent to all the poor, —
Who left a pledge behind.

She ſtrove the neighbourhood to pleaſe,
With manners wond'rous winning,
And newer follow'd wicked ways, —
Unleſs when ſhe was ſinning.

At

At church, in ſilks and ſattins new,
With hoop of monſtrous ſize,
She never ſlumber'd in her pew, —
But when ſhe ſhut her eyes.

Here love was ſought, I do aver,
By twenty beaux and more;
The king himſelf has follow'd her —
When ſhe has walk'd before.

But now her wealth and finery fled,
Her hangers - on cut ſhort all;
The Doctors found, when ſhe was dead, —
Her laſt diſorder mortal.

Let us lament, in ſorrow ſore,
For Kent - ſtreet well may ſay,
That hat ſhe liv'd a twelvemonth more, —
She had not dy'd to day.

ODE

Which David is ſuppoſed to ſing under the windows of Michal's chamber, when he firſt declares his paſſion to her.

From the DAVIDEIS of COWLEY.

Awake, awake, my lyre!
And tell thy ſilent maſter's humble tale
In ſounds that may prevail,
Sounds that gentle thoughts inſpire:
Though ſo exalted ſhe,
And I ſo lowly be,
Tell her, ſuch different notes make all thy harmony.

Hark! how the ſtrings awake;
And, though the moving hand approach not near
Themſelves, with awful fear
A Kind of numerous trembling make.
Now all thy forces try,
Now all thy charms apply,
Revenge upon her ear the conqueſts of her eye.

Weak

Weak lyre! thy virtue ſure
Is uſeleſs here, ſince thou art only found
To cure, but not to wound,
And ſhe to wound, but not to cure.
Too weak too wilt thou prove
My paſſion to remove,
Phyſic to other ills, thou'rt nourriſhment to love.

Sleep, ſleep again, my lyre!
For thou canſt never tell my humble tale
In ſounds that will prevail,
Nor gentle thoughts in her inſpire:
All thy vain mirth lay by,
Bid thy ſtrings ſilent lie.
Sleep, ſleep again, my lyre! and let thy maſter die.

To the Memory of a Fair Young Lady.

By Dr. YALDEN.

(*Not printed in his Poems.*)

When black with ſhades this mourning vault appears,
And the relenting marble flows with tears,
Think then what griefs a parent's boſom wound,
Whoſe fatal loſs enrich'd this hallow'd ground.

Strow lilies here, and myrtle wreaths prepare,
To crown the fading triumphs of the fair:
Here blooming youth and charming beauties lie,
Till Earth reſigns them to their native ſky;
Like china laid for ages to refine,
And make her body, like the ſoul, divine.

Unmingled may the fragrant duſt remain,
No common earth the ſacred ſweets prophane;
But let her urn preſerve its virgin ſtore,
Chaſte and unſully'd as ſhe liv'd before.

ADVICE to a LOVER.

By Dr. YALDEN.

For many unſucceſsful years
At Cynthia's feet I lay;
Battering them often with my tears,
I ſigh'd, but durſt not pray.

No proſtrate wretch, before the Shrine
Of ſome lov'd Saint above,
Ere thought his goddeſs more divine,
Or paid more awful love.

Still the diſdainful nymph look'd down
With coy inſulting pride;
Receiv'd my paſſion with a frown,
Or turn'd her head aſide.

Then Cupid whiſper'd in my ear,
Uſe more prevailing charms;
You modeſt whining fool, draw near,
And claſp her in your arms,

With eager kiſſes tempt the maid,
From Cynthia's feet depart;
The lips the briſkly muſt invade,
That would poſſeſs the heart.

With that I ſhook of all the ſlave,
My better fortunes tried;
When Cynthia in a moment gave
What ſhe for years denied.

SHAKSPEARE in the SHADES.

As Shakſpeare rang'd over the regions below,
With Muſes attending his ſide,
The firſt of his Critics, he met with, was *ROWE*,
Tho' to keep out of ſight he had try'd.

„How comes it, friend Nicholas, ſaid the old Bard,
While *Nick* was preparing a ſpeech,
My ruins ſo coarſely by you were repair'd,
Who grace to the Graces could teach.

Had the time you employ'd when the *Biter* *) you wrote,
So hiſs'd by the critical throng,
Been ſpent upon mending the holes in my coat,
I had not been ragged ſo long."

Rowe bluſh'd, and made way for diminutive *POPE*,
Whom Shakſpeare addreſs'd with a frown,
And ſaid, 'Some apology, ſure, I may hope,
From you and your friend in the gown. †)

*) The Biter was an attempt at Comedy, by *Rowe*, which was received with contempt.

†) *Warburton*.

Had the murth' rous knife which myPlays has deſtroy'd,
By lopping full many a ſcene,
To make you a lover like him been employ'd,
How flat Cibber's letter had been!"

Pope ſneak'd oft confounded, and *HANMER* drew near,
Whoſe ſoftneſs a ſavage might melt;
So Shakſpeare ſaid only, „Sir Thomas, I fear,
With gloves, on my beauties you felt."

Supported by *Caxton*, by *Winkin* upheld,
Next TIBBALD crept forward to ſight;
„Is this, quoth the Poet, the thing that rebell'd,
And dar'd, even Pope, to the fight?

To kennel, good *Tib*, for a time will arrive,
When all in their ſenſes ſhall know,
That half of your conſequence, *Tib*, you derive
From the laſh of ſo envied a foe.

Eight hundred old plays *) thou declar'ſt thou haſt read,
How could'ſt thou the public ſo cozen?
Yet the traces I ſee, ſpite of what thou haſt ſaid,
Of not many more than a dozen.

If

*) There is ſuch an aſſertion in *Theobald's* preface to the firſt edition of his Shakſpeare.

If all thou hadst dug, how could FARMER, my *Tib*,
Or STEEVENS find gold in the mine?
Thy trade of Attorney, sure, taught thee to fib,
And Truth was no client of thine.

And yet, to appease me for all thou hast done,
And shew, thou art truly my friend,
Go watch, and to me with intelligence run,
When IOHNSON and CAPELL descend.

For *Johnson*, with all his mistakes I must love,
Even love from the injur'd he gains;
But *Capell* a comrade for dulness will prove,
And him thou mayst take for they pains.

EPITAPH

on an elegant Monument erected in the Cathedral at *Bristol*, in Memory of Mrs. MASON, Wife of the Rev. Mr. W. MASON, who died 1767. at the *Hot-Wells.*

Take, holy Earth, all that my ſoul holds dear,
Take that beſt gift which Heav'n ſo lately gave,
To Briſtol's fount I bore with trembling care
Her faded form; She bow'd, to taſte the wave,
And died. Does youth, does beauty read the line?
Does ſympathetic fear their breaſts alarm?
Speak, dead Maria, breathe a ſtrain divine;
Ev'n from the grave thou ſhalt have pow'r to charm.
Bid them be chaſte, be innocent, like thee,
Bid them in duty's ſphere as meekly move;
And if ſo fair, from vanity as free,
As firm in friendſhip, and as fond in love,
Tell them, tho' 'tis an awful thing to die,
('Twas ev'n to Thee!) yet the dread path once trod,
Heaven lifts it's everlaſting portals high,
And bids „the pure in heart behold their God."

W. MASON.

VERSES,

VERSES, ſaid to have been written by SAM. JOHNSON, L. L. D. at the requeſt of a Gentleman, to whom a Lady had given a Sprig of Myrtle.

What hopes, what terrors does thy gift create,
Ambiguous emblem of uncertain fate!
The Myrtle (enſign of ſupreme command
Conſign'd by Venus to Meliſſa's hand)
Not leſs capricious than a reigning fair,
Oft favours, oft rejects a lover's pray'r:
In myrtle ſhades oft ſings the happy ſwain,
In myrtle ſhades deſpairing ghoſts complain;
The myrtle crowns the happy lovers heads,
Th' unhappy lovers graves the myrtle ſpreads;
O! then the meaning of thy gift impart,
And eaſe the throbbing of an anxious heart;
Soon muſt this bough, as You ſhall fix his doom,
Adorn Philander's head, or grace his tomb.

THE LITTLE GIRL.

A SONG.

I've heard, when down the maiden's cheek
The cryſtal tears are falling,
And ſobs prevent the tongue to ſpeak,
The heart is paſt recalling;
That Cupid then, at every moan,
Will bolder grow, and bolder;
Yet this I can but gueſs alone,
Till I'm a little older — no!
Till I'm a little older.

That then ſhe'll languiſh, pine, and weep,
Till ſhe her pain diſcover,
And not a ſingle inſtant keep
At diſtance from a lover;
Nor ever feel a moment's eaſe,
Till in his arms he fold her;
But this I may do more than gueſs,
When I'm a little older — ſure!
When I'm a little older.

Inhalt.

I.
Brittische Literatur.

I. Bp. NEWCOME's Harmony of the Gospels - S. 1
II. Dr. ALEXANDER's History of Women - - 22
III. Dr. WATT's Posthumous Works - - 38
IV. HUME's Dialogues on natural Religion - 41
V. The History of Modern Europe - - - 72
VI. ROBINSON on the Principles of Nonconformity 87
VII. CRAWFORD's Experiments on animal Heat - 92
VIII. SWINBURNE's Travels through Spain - 100
IX. ANDERSON's Advancement of Agriculture - 113
X. SMITH's Military Dictionary - - - 120
XI. ROBINSON on the Composition of a Sermon 128
XII. KEATE's Sketches from Nature - - 145
XIII. Philosophical Transactions, Vol. LXVIII. P. 2. 161
XIV. Dr. JOHNSON's English Poets - - - 167
XV. Lord MONBODDO's Ancient Metaphysics - 201
XVI. Archæologia, Vol. V. - - - - - 215
XVII. DOBSON's Medical Commentary on fixed air 220
XVIII. REYNOLDS's Discourse to the Students etc. 226

Kürzere Anzeigen.

Theologie.

STURGES's Considerations on Church Establishment - - - - - - - 234
The Church of England vindicated - - 235
BURGH's Inquiry into the Belief of the Christians etc. - - - - - - - 236
Letters to *Dr. Randolph* - - - - 238

MIDDLE-

MIDDLETON's Biographia Evangelica - S. 239
An Enquiry into the Design of the Christian Sabbath - - - - - - 240
WOIDE's Fragmenta Aegyptiaca N. T. - 241
A Journal of the Life of *John Griffith* - 242

Rechtsgelehrsamkeit.

BROWN's Reports of Cases of Parliament - 243
KELHAM's Dictionary of the Norman et Old French Language - - - - 244
The Practising Attorney - - - - 245
The House of Peeresses - - - - 245

Arzneykunde.

JOHNSTONE's Treatise on the Angina - 246
FALK's Guardian of Health - - - 247
The Medical Register for 1779. - - 247
CLUBBE's Treatise upon Inflammation in the breasts - - - - - - - 248
HEY's Observations on the Blood - - 248
Reports of the Humane Society - - 250
A Letter to Dr. Lettsom - - - - - 250
CRUTTWELL's Advice to lying-in Women - 251
STEVENSON's Method of treating the Gout 252
CULLEN's First Lines of the Practice of Physic 253

Naturkunde und Oekonomie.

WALLCOTT's Description of Petrefactions - 254
BAILEY's Advancement of Arts, *etc.* - - 254
MARSHALL's Experiments concerning Agriculture 256

Mathematik.

Proposal for Uniformity of Weights and Measures 257
Plan of the navigable Canals in England - 258

Geschichte u. Politik.

JONES's History of the religious houses etc. 259
History of Cheshire - - - - - - 260
History of Thetford - - - - - - 261
History of Gloucestershire - - - 262
History of Shrewsbury - - - - 263

Guati-

Guatimozins Letters on Ireland - - S. 263
A Political Mirror - - - - - 264
The Canadian Freeholder, Vol. II. - - 265
History of the Opposition - - - - 266
Observations on the preceding Pamphlet - 266
Defence of the Opposition - - - 267
Letters to a Nobleman - - - - 267
Considerations on the American Inquiry - 268
YOUNG's Political Arithmetic, Vol. II. - 269

Philologie und Kritik.

WHITE, *Evangelior. Versio Syriaca Philoxeniana* 269
EDWARDS, *Selecta Theocriti Idyllia* - - 271

Schöne Literatur.

Danebury, a Tale - - - - - 273
Letters supposed to be from Yorick to Eliza 275
The Sorrows of Werter - - - - 276
Pictures of Men and Manners - - - 278
MASON's English Garden, B. III. - - 279
The World as it goes, a Poem - - 280
An Elegy on the ancient Greek Model - 282
The Lovely Moralist, an Epistle - - 284
Columella, a colloquial Tale - - - 285

Theater.

The Play-House Pocket-Companion - 286
Collection of Prologues and Epilogues - 287
Nachricht von neuen Schauspielen - - 287

Anzeige der neuesten deutschen Uebersetzungen aus dem Englischen - - - - - - 304

II.

Vermischte Aufsätze.

1. Versuch über die alten englischen Dichter - 309
2. Anekdoten aus Pope's Leben, von Ruffhead 318
3. Dr. Goldsmith's Lebensumstände - - 324

4. Dr.

4. Dr. Johnson's biographische und kritische Nachrichten von einigen englischen Dichtern:
Roscommon - - - - - S. 334
Rochester - - - - - - 348
Garth - - - - - - - 356
5. Ueber die Klagen der Gelehrten - - - 363

III.

Brittische Anthologie.

Retaliation, a Poem by Dr. GOLDSMITH - - 385
Jupiter and Mercury, a Fable, by DAV. GARRICK 395
On Good-Humour, by Lord LYTTELTON - - 396
The Gift, by Dr. GOLDSMITH - - - - 397
An Elegy, by the Same - - - - - 398
Ode, from the *Davideis* of COWLEY - - 400
To the Memory of a young Lady, by Dr. YALDEN 402
Advice to a Lover, by the Same - - - 403
Shakspeare in the Shades - - - - - 405
Epitaph on his Wife, by W. MASON - - 408
Verses, by Dr. JOHNSON - - - - 409
The little Girl, a Song - - - - - 410

XX IV, 91

L S I